Geist

aus

Seneca's Werken.

Geist

aus

Lucius Annäus Seneca's

sämmtlichen Werken,

oder

die wichtigsten Aussprüche des großen Weisen

über

die höchsten Angelegenheiten des Lebens.

Ein

Wegweiser zu einem glückseligen Leben

für alle Stände,

insbesondere

eine Mitgabe für gebildete Jünglinge

bei ihrem Eintritte in die Welt

von

Dr. Joh. Friedr. Theodor Wohlfarth,

F. S. Kirchenrathe.

Apolda, 1860.

Druck und Verlag von C. M. Teubner.

„An Seneca ist, wie gesagt, Vieles zu loben,
„Vieles selbst zu bewundern. Nur bemühe man sich, die
„rechte Auswahl zu treffen. Möchte er das Geschäft doch
„selbst übernommen haben! Denn ein solches Genie war es
„werth, etwas Besseres schaffen zu wollen, da es Alles,
„was es wollte, zu schaffen vermochte."

Quinitilian, inst. orat. X., 1. am Schluße.

Sr. Hochwürden

Herrn

Dr. Franz Georg Ferdinand Schläger

Senior des geistlichen Ministeriums
und Pastor Primarius zu Hameln,
Ritter des Königlichen Guelphenordens, der Königlichen
Landwirthschaftlichen Gesellschaft in Celle, der gelehrten
Gesellschaften in St. Petersburg, in Batavia auf Java,
in Leer, Annaberg, des Humanitäts-Vereins in
Braunschweig, des historischen Vereins für Niedersachsen
correspondirendem Mitgliede, auch Ehrenbürger
zu Münden u. s. w.

in

treuester Verehrung.

Vorwort.

Unter den alten Weisen nimmt **Lucius Annäus Seneca** (geb. zu Corduba im 1. oder 2. Jahre, gest. im 65. oder 66. J. nach Christus) als Lehrer der wahren Lebensweisheit, welche die Sittlichkeit an die Spitze stellt, eine so bedeutende Stelle ein, daß die Aussprüche desselben das Gemeingut aller Gebildeten zu sein, insbesondere den Söhnen derselben bei ihrem Eintritt in die Welt als ein Führer in die Hände gegeben zu werden um so mehr verdienen, als in seinen kostbaren Ermahnungen, wie helles Alpenglühen, vielfach wahrhaft christliche Ideen uns entgegen leuchten.

Indem der Herausgeber Diejenigen, welche das Leben dieses ausgezeichneten Römers näher kennen zu lernen wünschen, auf die Biographien verweisen zu dürfen bittet, welche sich in den verschiedenen allgemein verbreiteten Conversationslexicis vorfinden, glaubt derselbe in gegenwärtiger Blumenlese einen Auszug des Besten aus den Schriften desselben Allen zu bieten, welchen eine höhere Anschauung des Lebens lebendig gefühltes Bedürfniß ist.

Kirchhasel b. Rudolstadt, am Osterfeste 1860.

Dr. Wohlfarth.

Inhalt.

I.

Gott,

dessen Wesen, Eigenschaften und Walten

(Vorsehung).

II.

Der Mensch,

seine Natur, Bestimmung und Würde.

III.

Die Tugend überhaupt.

IV.

Pflichten
in den verschiedenen Verhältnissen des Lebens.

V.

Unbeständigkeit alles Irdischen — Kürze des Lebens — Trost im Unglück — Tod und Unsterblichkeit.

Gott,

dessen Wesen, Eigenschaften und Walten.

I.

Dasein Gottes.

„Ich will die Stelle eines Anwaltes der Gottheit übernehmen, ein Geschäft, das wenige Schwierigkeiten hat."

„Ein so großes Werk, wie die Welt, kann nicht ohne einen Aufseher bestehen, und das regelmäßige Hin- und Herwandeln der Gestirne nicht von einem zufälligen Anstoßen bewirkt sein. Denn was der Zufall in Bewegung setzt, muß leicht in Verwirrung gerathen und leicht anstoßen. Der ununterbrochene, rasche Verlauf mit einer solchen Masse von Dingen zu Land und zur See, und von so hellen in Ordnung leuchtenden Lichtern kann nur nach der Ordnung eines ewigen Gesetzes vor sich gehen. Nicht ein sich selbst überlassener Stoff kann eine solche Ordnung hervorbringen. Hätten sich die Dinge ohne Regel zusammengefunden, so würden sie nicht so künstlich schweben, daß die gewichtige Ländermasse einen unerschütterten Ruhepunkt hätte und der raschen Flucht des sich um sie herumdrehenden Himmels zuschaute, daß die in die Vertiefungen ergossenen Meere, ohne durch die Flüsse überfüllt zu werden, den Erdboden durchfeuchten und aus ganz kleinem Anfange mächtig Großes erwüchse."

Von der Vorsehung. Cap. I.

II.

Die ernste Betrachtung der Natur führt zu Gott.

Das Streben nach Weisheit (Philosophie) zerfällt in zwei Theile, von denen der Eine die Menschen, der Andere die Gottheit zum Gegenstande der Betrachtung hat.

Dieser zweite Theil aber ist erhabener und kühner. Er bewegt sich in einem unendlich weiten Spielraume, er ahnet, daß es etwas Höheres und Schöneres gebe, als das Sichtbare, etwas Höheres und Schöneres, was die Natur unserer sinnlichen Anschauung entrückt hat, mit Einem Wort, es ist zwischen diesen beiden Theilen des Forschens nach Erkenntniß derselbe Unterschied, wie zwischen dem Menschen und der Gottheit.

Der eine Theil lehrt, was auf Erden zu thun sei, der andere, was im Himmel vorgeht. Der eine zerstreut unsere Irrthümer und gewährt uns Licht, daß wir uns in des Lebens zweifelhaften Fällen zu rechte finden; der andere geht weit über diese Dunkelheit hinaus, in der wir wallen, und führt uns, der Finsterniß entrissen, dahin, von wo die Klarheit kommt.

Meinen Dank bringe ich der Natur dar, daß ich sie nicht von der Seite betrachte, die sich aller Welt darbietet, sondern in ihre Geheimnisse eindringe, daß ich erkenne, was der Stoff des All's sei? wer der Urheber oder Bewahrer? Wer die Gottheit? Ob sie sich ganz in sich kehre? oder bisweilen auch

auf uns sehe? Ob sie täglich Etwas schaffe? Oder ein für allemal geschaffen habe? ob sie ein Theil der Welt sei? oder die Welt selbst? Ob sie noch heute Etwas anordnen und an den Gesetzen des Schicksals ändern kann? oder ob es eine Herabwürdigung ihrer Erhabenheit und ein Geständniß ihrer Fehlbarkeit sei, wenn sie die Dinge so geschaffen habe, daß sie eine Aenderung bedürfen? Denn wenn ihr nur das Beste gefallen kann, so muß ihr nothwendig immer dasselbe gefallen, und sie ist deshalb nicht minder frei oder mächtig. Sie ist sich ja nur ihr eigenes nothwendiges Gesetz.

Wenn ich mich darauf nicht einlassen könnte, wozu wäre ich denn geboren? Weshalb hätte ich mich denn zu freuen, daß ich in die Zahl der Lebendigen gestellt bin? —

Etwa, daß ich Speisen und Getränke, wie durch einen Seiher, durch mich hindurch gehen lasse? daß ich diesen kränklichen, zerfließenden Leib, der dahinfällt, immer wieder von Neuem fülle, oder dessen Krankenwärter abgebe? daß ich den Tod fürchte, zu dem wir Alle geboren sind?*) —

Aber erhebt sich der Mensch durch fromme Betrachtung der Natur zu dem Ewigen, dann schaut er (im Gefühle seiner höhern Würde und Bestimmung) emsig auf der Gestirne Auf- und Untergang, und Harmonie in Verschiedenheit ihrer Bahnen. Ein wißbegieriger Zuschauer, sucht er Alles zu erforschen, zu ergründen.

Und warum sollte er nicht darnach forschen?

*) S. **Würde des Menschen**, eine Stelle, die dem Zusammenhange nach zwischen dieses und das Folgende gehört.

Er weiß, daß es ihm angeht!

Da ist ihm denn freilich die Beschränktheit seines sonstigen Wohnortes etwas Kleinliches. Aber er fängt, wornach er längst getrachtet hat, nun auch an, die Gottheit zu erkennen.

Was ist die Gottheit?

Die Seele des All's.

Wo ist die Gottheit?

Das Ganze, was Du siehest, obgleich Du es nicht in seiner Ganzheit siehest!

Dann erst wird die Gottheit in ihrer ihr zukommenden eigenthümlichen Größe und Erhabenheit erkannt, über welche hinaus nichts geht, wenn wir sie als Alles anerkennen, das ist, fühlen, daß sie ihr Werk von Außen und Innen beherrscht.

Was ist demnach der Unterschied zwischen der Gottheit und dem Menschen?

Daß, während in uns nur der edlere Theil Geist ist, die Gottheit ganz Geist ist, nichts als Geist.

Die Gottheit ist ganz Vernunft, während sterbliche Wesen von Irrthum so tief umfangen sind, daß die Menschen das, was doch das Allerschönste, Geordneteste und Planmäßigste ist, für etwas Zufälliges, nach einem Ungefähr Veränderliches halten, was eben deshalb in steter Unordnung sei unter Blitzen, Wolken, Stürmen, und was sonst die Erde und ihre Umgrenzungen beunruhigt, ein Wahn, der nicht blos den Pöbel, sondern selbst Menschen beherrscht, welche sich für Weise ausgeben.

Es giebt Menschen, die zwar glauben, sie haben einen Geist und zwar einen Geist, der denke und Alles ordentlich

einrichte, sowohl, was sie selbst, als was Andere angeht, aber dieses All, in welchem wir uns bewegen, planlos finden und entweder von einem blinden Ohngefähr oder einem Wesen getragen achten, welches nicht weiß, was es thut.

Bedenke daher, welche Vortheile es bringe, die Natur und in ihr die Gottheit zu erkennen!

Dahinein zu blicken, das zu erkennen, darnach unabläßig zu forschen, heißt über die sterbliche Natur hinauszugehen und eines herrlicheren Looses theilhaftig zu werden.

Naturbetracht. Vorw. z. I. Buch.

Zur Erkenntniß der Gottheit und unserer Bestimmung, wie zu wahrer Freiheit führt die Betrachtung der Natur.

Durch sie entfernen wir uns von Allem, was den Geist verunreinigt und machen ihn, der groß und erhaben sein muß, vom Körper los. Ist diese Entsinnlichung im Stillen vollbracht, wird man nicht ungeistiger sein vor den Augen der Welt.

Nichts aber tritt mehr an den Tag, als dieses Heilmittel, das gegen unsere Verkehrtheit und Leidenschaftlichkeit hilft, die wir gern als verwerflich erkennen, aber nicht ablegen.

Naturbetr. Vorw. z. III. B.

III.

Wesen der Gottheit.

Wollt Ihr Euch Gott denken, so denket Ihn Euch groß und freundlich, in milder Erhabenheit ehrwürdig, als einen Freund, der Euch stets nahe ist; der nicht verehret sein will

durch Opfer und Blutströme — denn wie sollte er Freude haben an dem Niederschlachten schuldloser Geschöpfe? — sondern durch ein reines Herz und edle, tugendhafte Vorsätze. —

Nicht Tempel von hoch aufgethürmtem Gesteine will er sich gebaut wissen; in der eigenen Brust soll Ihm ein Jeglicher einen Altar errichten.

In Lactanz Unterweisungen üb. das Göttliche VI, 25.

Das Wesen der Gottheit ist Milde und Freundlichkeit, eben so weit entfernt, Andern wehe zu thun, als sich selbst.

Es sind daher der Wahrheit entfremdete Menschen, welche ihr das Toben des Meeres Schuld geben und die unbändigen Regengüsse und die strengen Winter, während es, genauer besehen, mit allem dem, was uns schadet oder nutzt, nicht auf uns abgesehen ist.

Wir stellen uns zu hoch, wenn wir meinen, es sei der Mühe werth, daß um unserer willen so gewaltige Kräfte sich in Bewegung setzen.

Nichts also von dem Allen geschieht, damit uns wehegethan werde, im Gegentheile ist Alles zu unserm Besten.

B. Zorne, II, 27.

IV.

Gott — der Schöpfer der Welt.

Die Gottheit ist es, welche die Welt schuf.

Das, woraus sie besteht, ist der Stoff.

Die Beschaffenheit und Ordnung, die wir erblicken, ist die Gestalt.

Das, wonach die Gottheit dieses große und schöne Werk geschaffen hat, ist das Muster oder der Begriff.

Die Absicht ist das, um dessentwillen die Gottheit sie geschaffen hat.

Fragst Du: welches diese Absicht sei?

Das Gute!

Wie Plato sagt: die Gottheit ist gut. Wer gut ist, kann nicht neidisch sein auf etwas Gutes. Darum hat die Gottheit die beste Welt geschaffen, die sie schaffen konnte.

Die Ursache der Weltschöpfung: ist der wirkende Verstand der Gottheit.

Ein Weiser trennet sich zwar nicht von seinem Körper; aber sein bester Theil entfernt sich und wendet seine Gedanken auf das Himmlische. Er sieht, als ob er zur Fahne geschworen hätte, sein Leben als einen Feldzug an, und befindet sich in einer solchen Gemüthsverfassung, daß er das Leben weder liebt noch hasset, auch Alles, was dem Sterblichen begegnet, ruhig über sich ergehen läßt, fest überzeugt, daß ihm etwas Höheres bevorstehe.

Willst Du mir daher verbieten, mich zum Himmel zu schwingen oder — was einerlei ist — willst Du, daß ich mit stets niedergeschlagenen Blicken auf die Erde schaue?

Ich bin größer und zu größeren Dingen geboren, denn daß ich ein Sclave meines Körpers sei, meines Körpers, den ich nicht anders als eine Kette ansehen kann, die meine Freiheit beschränkt.

Die Gottheit aber muß nothwendig mächtiger sein, als der Stoff.

Den Platz, den die Gottheit in der Welt einnimmt, hat im Menschen die Seele. Was dort der Stoff ist, ist hier unser Leib.

So diene demnach das Schlechtere dem Bessern.

Laß uns allen Schicksalsfällen muthig entgegen treten; laß uns nicht vor Unrecht, Wunden, Banden und Dürftigkeit erzittern.

Was ist der Tod?

Er ist entweder das Ende des Lebens, oder der Uebergang zu einem neuen Sein.

Ich fürchte mich nicht, ein Ende zu nehmen. Es ist eben so viel, als ob man keinen Anfang gehabt hätte.

Ich fürchte mich nicht vor jenem Uebergange, da ich nirgends so enge, als hier wohnen kann.

Br. 65.

V.

Wohlthaten des Himmels an dem Menschengeschlechte.

Vgl. Würde des Menschen.

Ja, die Gottheit hört nie auf, mit ihren Wohlthaten den Menschen zu erfreuen, und dies nicht erkennen wollen, ist eine Verblendung gegen die Wahrheit.

Woher denn Alles, was Du besitzest? Was Du giebst? Was Du versagst? Was Du bewahrst? Was Du gewinnst? Das unzählige Alles, was Lust für

Auge, Ohr und Gemüth bietet? Dieser Ueberfluß, der auch den unnöthigsten Genüssen die Mittel darreicht?

Denn nicht nur für unsere nothwendigen Bedürfnisse ist gesorgt: als Schooßkinder werden wir geliebt.

Siehe, so vieles Baumwerk mit den mannichfaltigsten Obstarten! So viele gesunde Kräuter! So viele und verschiedene Speisen! Dann Thiere jeder Art zu Lande, im Wasser und in der Luft, so daß jeder Theil der Natur uns irgendwie seinen Zoll darbringt!

Hier Flüsse, welche in lieblichen Krümmungen die Fluren umgeben! Dort Ströme, die dem Handel die Straßen anweisen! Die Adern der Heilquellen und an den Meeresküsten die Ausströmungen warmer Gewässer!

Wenn ein Mensch Dir einige Hufen Landes schenkte, Du würdest rühmen, eine Wohlthat empfangen zu haben. Aber — wenn unermeßliche Strecken von Ländern weit und breit vor Dir sich ausdehnen, da willst Du nichts von Wohlthat wissen!

Wenn Jemand Deine Kasse füllt, so nennst Du es Wohlthat. Aber siehe! die Gottheit hat Dir so viele Bergwerke aufgeschlossen, so viele Flüsse eröffnet, welche über Goldsand dahin rollen; unermeßliche Lasten von Silber, Erz und Eisen liegen aller Orten unter dem Boden, und dem Menschen ist es gegeben, aufzuspüren die verborgenen Massen. Hier aber willst Du nicht sagen, Du habest von der Gottheit eine Wohlthat empfangen?

Wenn man Dir ein kostbares Haus gäbe, so würdest Du es ein ansehnliches Geschenk nennen. Aber siehe! ein

mächtig großes Wohnhaus, dem kein Brand, kein Einsturz droht, hat die Gottheit Dir aufgebaut, herrlicher, als der reichste Palast auf Erden, so daß Du die kleinsten Theile bewundern und anstaunen mußt: — hier aber redest Du nicht von einem Geschenk?

Und obwohl Du das, was Du hast, hoch anschlägest, so willst Du es, recht wie ein undankbarer Mensch, doch Niemand zu verdanken haben!?

Und woher hast Du denn diesen Athem, denn Du schöpfest? Dieses Sonnenlicht, in dem Du Deine Thätigkeit einrichtest und ordnest?

Mußt Du nicht, wenn Du dankbar bist, bekennen: Es gab's die Gottheit! die Gottheit, die den überall umherschweifenden Heerden im Sommer und Winter ihr Futter giebt ꝛc.

Entgegne nicht: das that an uns die — Natur. —

Mit dieser Wendung legst Du der Gottheit nur allein einen andern Namen bei.

Denn was ist die Natur anders, als die Gottheit selbst und die göttliche Vernunft!

Die Gottheit ist der Urheber der Welt, Du magst ihr einen Namen beilegen, welchen Du willst, sie ist der Allvater.

Nenne sie Natur oder Verhängniß oder Schicksal. Es sind doch nur Namen eines und desselben höchsten Wesens, welches seine Macht bald so, bald anders ausübt.

Die Gottheit aber spendet ihre Wohlthaten ohne Anspruch auf Rückerstattung, denn sie bedarf weder

unserer Gegengabe, noch sind wir im Stande, eine solche darzubringen. V. d. Wohlthaten, IV, 10.

Die Welt steht also geordnet, daß es am Tage liegt: Wir Menschen sind nicht das Letzte gewesen, was berücksichtigt wurde.

Ehe sie uns bereitete, hat die Natur — unserer gedacht, und wir sind nicht so unbedeutende Geschöpfe, daß sie unserer vergessen könnte.

Erwäge nun, wie Viel sie uns bewilligt hat! Wie des Menschen Herrschaft nicht auf die Menschheit beschränkt ist!

Sieh' nur, wie unsere Körper so weit herumkommen können, daß sie dieselben nicht auf Länder einschränkt, sondern in allen Theilen ihres Gebietes ihnen den Zugang gestattet!

Bedenke, wie kühn sich die Geister erheben, wie sie allein die Gottheit theils kennen, theils erforschen und mit hochgeschwungener Seele dem Göttlichen auf die Spur gehen.

Siehe hier, wie der Mensch nicht ein Geschöpf der Uebereilung und Gedankenlosigkeit ist.

Unter dem Größten, was sie hat, ist doch nichts in der Natur, dessen sie sich mehr rühmen könnte, oder dem zu Lieb' wenigstens ihre Herrlichkeit mehr offenbar würde.

Welcher Wahnsinn aber, der Gottheit ihr Geschenk streitig machen zu wollen?

Wie wird ein Mensch dem Menschen dankbar sein, wenn er nicht die Wohlthaten der Gottheit anerkennt, deren Güte nicht aufhört! Ebds. VI, 23.

VI.

Dank gegen die Gottheit.

Siehe nun, wie unbillig oft selbst verständige Menschen in Beurtheilung der göttlichen Gaben sind.

Sie klagen, daß wir nicht an Körperstärke dem Elephanten, an Schnelligkeit dem Hirsche, an Leichtigkeit dem Vogel, an Kraft dem Stiere gleich sind; daß die wilden Thiere eine festere Haut haben, der Bär eine dichtere, der Biber eine weichere; daß der Hund uns an Spürkraft, der Adler an Schärfe des Auges, der Rabe an Lebensdauer, andere Thiere in der Fähigkeit des Schwimmens übertreffen!

Und — wenn schon Manches naturgemäß nicht beisammen sein kann, wie Behendigkeit und Stärke des Körpers, so klagt man doch als ein Unrecht, daß der Mensch nicht mit Kräften ausgestattet ist, die sich nicht mit einander vereinigen lassen, und macht es den Göttern zum Vorwurfe, daß uns nicht eine vollkommene Gesundheit und unverwüstbare Kraft, daß uns nicht der Blick in die Zukunft gewährt ist. Ja kaum enthält man sich, in seiner Ungenügsamkeit soweit zu gehen, daß man auf die Natur zürnt, daß der Mensch unter den Göttern und nicht auf gleicher Stufe mit ihnen stehe!

Aber — wie viel besser wäre es, wenn man sich zur Betrachtung der so mannichfachen und großen Wohlthaten wendete und dankte, daß die Natur in

diesem ihren herrlichen Wohnhause die zweite Stelle uns zukommen ließ und uns zum Herrn der Erde setzte!

Fällt es auch Jemand ein, eine Vergleichung anzustellen zwischen uns und zwischen den Geschöpfen, über die uns die Herrschaft gegeben ist?

Da würde man zufrieden sein — lernen.

Was uns versagt ist, wär zu geben — nicht möglich.

Dabei aber bedenke: Wie Vieles der Schöpfer uns gegeben hat, die wir weit stärkere Geschöpfe, als wir sind, unter unser Joch bringen, weit schnellere einholen; ja, wie nichts Sterbliches ist, was nicht unserer Gewalt unterläge.

So viele Vorzüge haben wir empfangen, so viele Kräfte, vor Allem den Geist, dem Alles in demselben Augenblicke zugänglich ist, wo er sich emporschwingt, ihn, schneller als die Sterne, deren Bahnen er viele Jahrhunderte voraneilt; dazu so viele Früchte, so viele Schätze, so viele über einander gehäufte Gegenstände.

Schaue Dich um nach allen Seiten, und wenn Du — nichts findest, was Du in jeder Hinsicht lieber sein möchtest, so suche Dir aus Allem zusammen das Einzelne heraus, das Du Dir gewährt wünschest.

Wenn Du die Güte der Natur gerecht anschlägst, so mußt Du gestehen, daß Du — ihr Schooßkind bist.

So ist's!

Am liebsten haben die Götter uns gehabt und noch sind sie nicht anders gesinnt.

Und eine größere Ehre konnten sie uns nicht erweisen, als daß sie uns die erste Stelle nach sich einräumten.

Großes haben wir empfangen.

Für Größeres waren wir nicht empfänglich.

V. d. Wohlthaten, II, 29.

VII.

Gott sieht — uns!

Vgl. Gewissen.

In Wahrheit — wir sollten also leben, als wenn Jedermann uns zusehe, und so reden, als ob Einer wäre, der in das Innerste unserer Herzen sehen könnte.

Und einen Solchen giebt es.

Denn was hilft's uns, daß wir vor Menschen Etwas geheim halten, da doch die Gottheit Alles offen sieht?

Sie ist zugegen in unsern Gemüthern, und mitten in unsern Gedanken tritt sie auch hinzu! Sie tritt hinzu, sage ich, als ob sie gleichsam bisweilen abwesend wäre.

Darum will ich beständig auf mich Acht haben, und, was das allernützlichste ist, am Schlusse eines jeden Tages meine Handlungen überblicken.

Das ist eben unser Unglück, daß Niemand auf sein vergangenes Leben zurücksehen will. Wir denken wohl an das, was wir thun wollen, obgleich oft selten genug; an das aber, was wir gethan haben, denken wir überall nicht, während wir doch unsere Anschläge nach dem Vergangenen messen sollten. Br. 83.

VIII.

Um was vornehmlich sollen wir die Gottheit bitten?

Laß Dich Nichts niederdrücken! Ob Du auch von Erhörung früherer Wünsche die Gottheit loszähltest, so wirst Du doch immer andere und neue Wünsche thun. Bitte um Weisheit und Verstand, um Gesundheit des Geistes und dann des Körpers. Bitte die Gottheit nur kühnlich. Du bittest Sie um Nichts Fremdes.

Nur dann aber magst Du Dich frei sprechen von allen unlauteren Begierden, wenn Du so weit gekommen bist, daß Du von der Gottheit Nichts bittest, als um was Du sie öffentlich bitten könntest.

Aber wie unsinnig verfahren doch jetzt die Menschen, indem sie oft die schändlichsten Wünsche vor der Gottheit leise aussprechen!

Wenn Jemand zuhören will, so verstummen sie, denn was sie einen Menschen nicht wollen wissen lassen, tragen sie der Gottheit vor.

Lebe so mit den Menschen, als ob Dich die Gottheit sähe; rede so mit der Gottheit, als ob Dich Menschen hörten!

Br. 10.

IX.

Ueber und in dem Schicksale waltet die Gottheit, und es giebt besondere Gebetserhörungen.

Gleichwie reißender Waldbäche Gewässer nicht zurückströmt, nicht einmal verziebt, weil die vorige Woge von der neukommenden verdrängt wird: so rollt des Geschickes ewige Reihenfolge die Begebenheiten in Ordnung ab, und sein erstes Gesetz ist, festzubestehen auf seinen Beschlüssen. Das Schicksal thut, was ihm zusteht, und läßt sich nicht bewegen durch Bitten, nicht bestimmen durch Mitleid oder durch Vorliebe. Es geht seinen unerbittlichen Gang!

Was verstehst Du denn aber wohl unter dem Schicksal'?

Ich halte es für die Nothwendigkeit aller Begebenheiten und Handlungen, der keine Gewalt etwas anhaben kann!

Saget Ihr aber, daß die Gesinnung eines weisen Mannes nicht umgestimmt werden kann, um wie viel weniger kann es die der Gottheit? Denn der Weise weiß nur, was im Augenblicke das Beste sei. Für den göttlichen Geist *) aber ist Alles gegenwärtig.

Dennoch glauben wir, daß unbeschadet der Macht und Gewalt des Schicksals Gebete viel vermögen.

Sie erleichtern nicht blos das Herz unter den Schlägen widriger Geschicke und trösten, sondern können auch die Beschlüsse der Gottheit wenden. Denn Manches hat die Gottheit in ihren Beschlüssen so unentschieden gelassen,

---

*) Der im Walten des Schicksals sich enthüllt oder dasselbe leitet und ordnet.

daß sie es zum Glücke wenden, wenn man mit Bitten kommt und Gelübde weihet. Deshalb sind Wendungen des Schicksals auf unsere Gebete nicht gegen das Schicksal, sondern solche Erhörungen gehören selbst zum Schicksalsplane!

Wenn der Unglaube sagt: Soll Etwas geschehen, so wird es geschehen, auch ohne daß Du Gebete thu'st und Gelübde darbringst! Soll es aber nicht geschehen, so wird es, auch wenn Du Gelübde darbringst, doch nicht geschehen! so ist dies ein falscher Schluß, weil man den möglichen Fall übergeht, der in der Mitte liegt.

Ich kann nämlich sagen: Es wird Dies oder Jenes geschehen, aber nur in dem Falle, wenn Gebete dargebracht werden. Hier aber muß entgegnet werden, daß dann auch das im Schicksal mitbegriffen sei, daß man entweder Gelübde oder Gebete darbringe oder nicht.

Es ist z. B. Schicksalsschluß, daß Dieser oder Jener ein Redner werde, wenn er Etwas lerne. Hiermit aber ist in demselben Schicksalsschlusse nicht inbegriffen, daß er Etwas lerne. Oder, daß nach dem Schicksalsschlusse Dieser oder Jener ein reicher Mann werde, wenn er zuvor zur See gehet, so gehört eben auch zum Schicksalsschlusse, daß er zur See gehe, und deshalb wird er zur See gehen.

Ist deshalb im Schicksale eine bestimmte Ordnung, so können Gebete oft die Gefahren abwenden, und stehen deshalb mit dem Schicksalsschlusse nicht im Widerspruche, sondern es werden jene in Folge desselben vorgebracht.

Naturbetr. II, 35 f.

X.

Welche die Gottheit lieb hat, dieselben prüft sie.

Das Schreckliche setzt denen mehr zu, die keine Erfahrung darin haben. Denn es ist schwer, das Joch zu tragen, wenn der Nacken weich ist. Und bei dem Gedanken an eine Wunde erblaßt der junge Krieger, der alte Held aber schaut ruhig auf sein Blut hin; er weiß, wie oft nach Blutverlust er noch siegte.

Die also, welche sie liebt, härtet die Gottheit ab, prüft und übt sie.

Die dagegen ihre Schützlinge zu sein scheinen, spart sie als Weichlinge für kommendes Ungemach auf.

Denn Ihr irrt, wenn Ihr Einen davon frei glaubt. Es wird schon an ihn kommen, was ihm gehört. Wer freigesprochen scheint, ist nur aufgehoben.

Warum sucht die Gottheit die Besten mit Krankheit, oder Trauer, oder Verlust heim? Eben aus dem Grunde, aus welchem im Kriege den Tapfersten das Gefahrvollste aufgetragen wird. Die Auserlesensten schickt der Feldherr ab, im nächtlichen Hinterhalte die Feinde anzugreifen, oder den Weg aufzuspüren oder einen Posten zu verjagen.

Und Keiner von Denen, welche dazu weggeschickt worden, klagt: der Feldherr hat mir eine schlechte Ehre angethan! sondern rühmt: er denkt gut von mir!

So mögen denn auch die, welchen von der Gottheit Leiden angewiesen werden, es aussprechen: die Gottheit hat uns werth geachtet, an uns zu erproben, was die menschliche Natur zu erdulden vermöge!

Fliehet, was Euch verzärtelt, fliehet das entartete Glück, worinnen der Geist erschlafft, und wenn nicht Etwas kommt, was ihn an das menschliche Loos mahnt, ihn mit fortwährender Trunkenheit umdämmert.

Wen seine Fensterscheiben stets vor jedem Lufthauche schützen, wessen Füße unter stets neuen Wärmemitteln bewahrt werden, wessen Speisezimmer von einer geheimen und um die Wände sich verbreitenden Wärme durchdrungen ist, an dem streift kein Lüftchen ohne Gefahr vorüber.

Wie Alles Uebermäßige schadet, so ist auch ein maßloses Glück sehr gefährlich.

Es weckt eitle Einbildungen der Seele und verbreitet über sie ein zwischen Wahrheit und Irrthum schwankendes Dunkel.

Sollte es — im äußersten Falle — daher nicht leichter sein, anhaltendes Unglück zu ertragen, als im unaufhörlichen und unmäßigen Glücke zu Grunde zu gehen?

Die Gottheit beobachtet daher bei tugendhaften Menschen die Grundsätze, welche Lehrer bei ihren Schülern befolgen, die von denen die meiste Arbeit verlangen, von welchen sie die begründetsten Hoffnungen hegen.

Und wir sollten uns wundern, wenn die Gottheit die Geister hart prüft.

Tugendproben sind nie bequem.

Schlägt uns daher das Schicksal — wir wollen's leiden. Es ist nicht Grausamkeit, sondern ein Wettkampf.

Je öfter wir denselben bestehen, desto mehr Kräfte werden wir haben.

Wir müssen dem Schicksale hingegeben werden, damit es uns gegen sich selbst zur Ausdauer gewöhne.

Daß wir Gefahren verachten, dahin wird es mit uns kommen, wenn wir in anhaltender Gefahr schweben.

So ist der Körper des Seemannes abgehärtet, das Meer zu ertragen; so hat des Ackermanns Hand eine harte Haut; die Arme des Kriegers sind stark, die Wurfgeschosse abzuschießen; gelenke Glieder hat der Läufer. An Jedem ist der Theil der stärkste, den er am meisten geübt hat.

Das Dulden der Uebel gering achten, dahin bringt es der Geist durch's Dulden.

Was wunderst Du Dich, daß tugendhafte Menschen Stöße des Schicksals erleiden, um fester zu stehen?

Erst der Baum ist fest und stark, den häufig der Wind rüttelt. Gerade durch die Erschütterung zieht er sich fester zusammen und schlägt die Wurzeln so, daß sie mehr Halt bekommen. Es sind zerbrechliche Bäume, die im sonnigen Thale aufwachsen.

V. d. Vorsehung Cap. 5.

XI.

Warum begegnen dem Guten so viele Widerwärtigkeiten?

Nimmermehr kann dem Guten Böses widerfahren. Was entgegengesetzt ist, fließt nie in Eins zusammen. Gleichwie die Menge von Strömen, von Regengüssen, die vom Himmel stürzen, und die so durchdringende Kraft der Heilquellen den Geschmack des Meeres nicht verwandelt, nicht einmal mildert: also wendet der Anfall widriger Schicksale die Gesinnung des festen Mannes nicht um.

Er bleibt kampfgerecht, und, was geschehe, er weiß es für seinen Zweck zu gewinnen, denn er ist mächtiger, als Alles, was von Außen kommt, und ich sage nicht, er fühle es nicht, aber er überwindet es, und während er sonst ruhig und friedlich ist, erhebt er sich gegen das, was ihn anfällt.

Alle Widerwärtigkeiten sieht er als Uebungen an.

Wird aber nicht Jeder, wenn er nur ein Mann ist und Sinn hat für das Edele, nach würdiger Anstrengung verlangen und zu Dienstleistungen bereit sein, seien sie auch mit Gefahr verbunden? Ist nicht jedem Thätigen das Nichtsthun eine Strafe?

Ohne Gegner erschlafft die Tugend.

Alsdann aber zeigt sich, was sie vermag, und was sie für Kraft in sich trägt, wenn sie durch Dulden erprobt, was sie könne.

Wisse: das Nämliche haben die Guten zu thun, damit sie das Harte und Schwere nicht scheuen und sich nicht beklagen gegen das Schicksal.

Was auch kommen mag, sie sollen es für gut ansehen und sich zum Besten zu wenden suchen.

Nicht was, sondern wie man Etwas erträgt, darauf kommt es an.

Siehst Du nicht, wie ganz anders Väter, und wiederum wie ganz anders Mütter ihre älterliche Zärtlichkeit an den Tag legen?

Jene wollen, daß ihre Kinder frühzeitig angetrieben werden, sich der Arbeit zu unterziehen. Auch an Feiertagen lassen sie dieselben nicht unbeschäftigt und pressen ihnen Schweiß, bisweilen Thränen aus.

Die Mütter dagegen wollen sie im Schooße hegen, und im Schatten halten; nie sollen sie weinen, nie eine trübe Miene machen, nie angestrengt werden.

Eines Vaters Sinn jedoch hat die Gottheit gegen die Guten und liebt sie kräftig. Durch Arbeit, Schmerzen und Beschädigungen spricht sie, sollen sie rüstig erhalten werden, damit sie die wahre Kraft gewinnen. Unangefochtenes Glück hält keinen Schlag aus.

Aber — wo man mit Widerwärtigkeiten im beständigen Kampfe liegt, da gewinnt man für die Schicksalsschläge eine harte Haut und giebt keinem Uebel nach. Und ist Einer auch gefallen, so kämpft er noch auf den Knien.

Ich kann mich nicht wundern, wenn die Gottheit zuweilen die Lust anwandelt, große Männer im Kampfe mit irgend einem Mißgeschicke zu sehen.

V. d. Vorsehung.

XII.

Das Glück des Sünders ist gehaltloser Schein.

Warum läßt die Gottheit tugendhaften Menschen Böses widerfahren?

Sie läßt es ja nicht.

Vielmehr Alles Böse hat sie von ihm zurückgedrängt: Schandthaten, Verbrechen, ruchlose Gedanken, habsüchtige Pläne, die blinde Begierde und den Geiz, der nach fremdem Gute trachtet. Schützend nimmt sie sich ihrer an.

Oder verlangt etwa Jemand von der Gottheit, daß sie den Tugendhaften das geben und bewahren soll, was ihnen eine — Bürde sein würde.

Diese Sorge erlassen sie der Gottheit.

Der Tugendhafte verachtet Aeußeres, gleich Democrit, der seine Reichthümer weggab, da er in ihnen eine Beschwerde für seinen Geist erkannte.

Was wundert man sich deshalb, wenn die Gottheit Tugendhaften begegnen läßt, was sie zuweilen zu erleben selbst wünschen — Prüfungen des Lebens.

Warum die Tugendhaften manches Harte erfahren?

Damit Andere an ihnen lernen; sie, die Tugendhaften, sind zum Vorbilde geboren.

Denke Dir, die Gottheit sage also:

„Ihr, die Ihr Wohlgefallen habt am Rechten, was könnt ihr über mich klagen?"

„Die Andern habe ich mit falschen Gütern umringt und täusche die eitlen Herzen mit einem langen und trügerischen Traume. Mit Gold und Silber und Elfenbein habe ich sie aufgeputzt, inwendig aber ist — nichts Gutes."

„Sehet Ihr jene Leute, die Euch glücklich scheinen, nicht von der Seite, von welcher sie Euch in die Augen fallen, sondern, wo sie verdeckt sind, so sind sie elend, schmutzig, häßlich, blos äußerlich übertüncht."

„Ihr Glück ist kein vollwichtiges und von Beimischung freies, — ein Ueberzug ist's, und zwar ein dünner."

„Darum so lange es angeht, daß sie stehen und sich zeigen, wie es ihnen dünkt, da glänzen sie und machen Aufsehen: kömmt aber Etwas, was sie aus ihrer Ordnung bringt und aufdeckt, dann kommt's an den Tag, wie viel tiefgehenden und wirklichen Greuel der erborgte Schimmer verdeckt hat."

„Ich habe Euch, Ihr Tugendhaften! fähig gemacht, daß Ihr das Furchtbare verachtet, daß Euch die Leidenschaften

anekeln. Ihr gleißet nicht äußerlich; Eu're Güter sind einwärts gekehrt!"

„So achtet die Schöpfung, in ihrem Selbstanschauen vergnügt, das nicht, was um sie her ist."

„In's Innere habe ich alles Gute gelegt; das Glück nicht brauchen, ist Euer Glück!"

„Aber — es kömmt viel Trauriges, Schreckliches, schwer zu Ertragendes?"

„Weil ich Euch dessen nicht überheben konnte, so habe ich die Seelen der Tugendhaften gegen Alles gewaffnet!"

„Traget es muthig!"

„Hier ist der Punkt, auf dem Ihr über der Gottheit stehen könnet!"

„Sie ist von dem Dulden der Uebel ausgeschlossen."

„Ihr seid darüber erhaben!"

„Verachtet die Armuth!"

„Es lebt Niemand so arm, als er geboren wird."

„Verachtet den Schmerz!"

„Entweder wird er aufgelös't, oder wird Euch auflösen.

„Verachtet das Schicksal!"

„Es hat von der Gottheit kein Geschoß erhalten, womit es Euren Geist treffen könnte."

„Verachtet den Tod!"

„Er macht ein Ende mit Euch oder versetzt Euch in ein bess'res Land."

V. d. Vorsehung.

XIII.

Dem Guten muß auch das Böse zum Besten gereichen.

Dieser Behauptung wunderst Du Dich?

Aber warum wunderst Du Dich denn auch, daß Manche durch Schneiden und Brennen geheilt werden, wohl auch durch Hunger und Durst?

Erwägst Du aber, daß um der Cur willen Knochen angefeilt und herausgenommen, Adern zerstört und selbst bisweilen Glieder abgenommen werden, die, ohne daß der ganze Körper zu Grunde ginge, nicht bleiben konnten: so magst Du Dir dadurch beweisen lassen, daß vieles Unangenehme zum Besten derer diene, die es trifft, wahrlich nicht anders, als daß Manches, was man preißt und wünscht, zum Nachtheile derer gereiche, die es mit Verlangen begehrten.

Es ist, wie Demetrius *) sagt: „Nichts kommt mir unglücklicher vor als ein Mensch, dem nie eine Widerwärtigkeit zugestoßen ist!“ Denn es ist ihm nicht zu Theil geworden, sich kennen zu lernen. Mag ihm Alles nach Wunsche gegangen sein, die Gottheit hat doch nichts Gutes von ihm gehalten. Er hat ihr nicht werth geschienen, einmal ein Unglück zu überwinden, welches immer von den Feigsten sich zurückzieht, als spräche es: Was soll ich mir den zum Gegner wählen, der alsbald die Waffen senken wird?

---

*) Philosoph der cynischen Schule, Seneca's Zeitgenosse.

Ist Deine Meinung, Socrates sei unter einem bösen Sterne geboren, weil er den auf Anordnung des Staates gemischten Trank grade wie eine Arzenei der Unsterblichkeit austrank und vom Tode sprach bis zu dessen Eintritte?

Das Glück kommt an den Pöbel und an Alltags-Seelen; aber das Mißgeschick und die Schrecken der Sterblichen zu überwältigen, ist großen Männern vorbehalten.

Immer glücklich sein und ohne Veränderung des Gemüths durch's Leben wallen zu wollen, das heißt nur Eine Seite der Natur kennen.

Woher weiß ich, daß Du ein großer Mann bist, wenn Dir das Schicksal nicht Gelegenheit giebt, Deine Tugenden an den Tag zu legen?

Ich erkläre Dich für unglücklich, daß Du nicht unglücklich warst. Du bist ohne Gegner durch's Leben gegangen. Niemand wird erfahren, was Du vermocht hättest, ja Du selbst nicht.

Zur Kenntniß seiner Selbst bedarf es einer Probe. Was er kann, hat Keiner erfahren, ohne es zu versuchen.

Große Männer freuen sich deshalb bisweilen über ein Mißgeschick, wie tapfere Krieger über Schlachten.

Die Tugend geizt nach Gefahr und denkt an ihr Ziel, nicht an ihr Leiden. Daß und wie viel sie dulden wird, ist ein Theil ihres Ruhmes.

Gerade dann, behaupte ich, sorgt die Gottheit für die, welche sie am edelsten haben will, wenn sie ihnen Gelegenheit gewährt, Etwas mit Muth und Tapferkeit auszurichten. Hierzu müssen die Umstände einigermaßen schwierig sein.

Den Steuermann lernst Du in Stürmen, in der Schlacht den Helden erkennen.

Das Mißgeschick ist die Gelegenheit, unsere Kraft zu entwickeln.

Die kann man mit Recht beklagenswerth nennen, welche durch das Uebermaß des Glückes in einen Geistesschlaf verfallen, welche wie auf einem sturmlosen Meere thatenlose Ruhe gefangen hält.

Was über sie kommt, wird ihnen ungewohnt vorkommen.

B. d. Vorsehung.

XIV.

Der wahre Gottesdienst.

Der Gottesdienst besteht zuerst darinnen, daß man an die Gottheit glaubt, darnach, daß man ihrer Majestät, wie derselben zukömmt, Ehrfurcht erweise, endlich, ihrer Güte, ohne welche keine Majestät ist, innig vertraue.

Man muß erkennen, daß die Gottheit es ist, welche der Welt vorstehet, die Alles durch ihre Gewalt leitet, über das menschliche Geschlecht die Aufsicht führt, und sich auch des Einzelnen annimmt.

Die Gottheit fügt Niemand Böses zu und hat nichts Böses an sich.

Willst Du Dir die Gottheit geneigt machen, so sei gut. Wer ihr nachfolgt, der verehret sie zur Genüge.

Br. 95.

Der Mensch,

dessen Natur, Bestimmung und Würde.

[illegible] Schlacht von [illegible] [illegible].

[illegible]

[illegible] welche [illegible] ver- [illegible]

[illegible] verschwunden.

[illegible]

Vom wahren Gottesdienst.

Der Gottesdienst besteht zuerst darinnen, daß man an die Gottheit glaubt, dennoch daß man ihrer Majestät, wie der- selben zukömmt, Ehrfurcht bezeigt, endlich, ihrer Güte, ohne welche keine [illegible].

Man muß erkennen, daß die Gottheit es ist, welche der Welt vorstehet, die Welt durch ihre Gewalt leitet, über das menschliche [illegible] die Aufsicht führt, und sich auch des Einzelnen annimmt.

Die Gottheit [illegible] Niemand [illegible] zu und hat nichts [illegible] an sich.

[illegible] die [illegible] ewig [illegible], so ist [illegible] [illegible] zur Gottheit.

Cic. [illegible]

I.

Die Doppelbestimmung des Menschen für Wissen und Handeln.

Die Natur hat uns für das Eine, wie für das Andere geboren, so wohl für's Betrachten, als für's Handeln.

In jedem Menschen liegt ein mächtiges Verlangen, das Unbekannte kennen zu lernen.

Darum und zu dieser Absicht geht man auf's Meer und erduldet die Mühseligkeiten der weitesten Reisen; dazu versammelt sich die Volksmenge in den Schauspielen; dazu durchwühlen wir das Verschlossene, durchforschen das Geheime, spüren den Alterthümern nach, lassen uns von den Gebräuchen fremder Nationen erzählen.

Die Natur hat uns einen wißbegierigen Geist verliehen, und, ihrer Kunst der Schönheit sich bewußt, zu Betrachtern des großen Weltschauspiels bestimmt. Sie hätte den Genuß von sich verloren gegeben, wenn sie all das Große, so Herrliche, so kunstvoll Geordnete, so Liebliche und mannigfach Schöne einer menschenleeren Einöde dargeboten hätte.

Um Dich zu überzeugen, daß sie nicht blos angeschaut, sondern betrachtet sein will, so bedenke, was für eine Stelle sie uns angewiesen hat.

In ihre Mitte hat sie uns gestellt, den Umblick nach allen Seiten hat sie uns eröffnet. Nicht nur die aufrechte Stellung hat sie dem Menschen gegeben, sondern, wie er zum Betrachten geschaffen ist, damit er die von Morgen nach Abend rollenden Gestirne verfolgen und seinen Blick mit dem All herumtragen konnte, ihm das Haupt in die Höhe gestellt und es auf einen biegsamen Nacken gesetzt.

Weiter hat sie sechs Sternbilder — nämlich des sog. Thierkreises — heraufgeführt, und ihm jede ihrer Seiten kenntlich gemacht, um durch das, was sie seinem Auge dargeboten, ihn auf das Uebrige begierig zu machen.

Wir erkennen theils nicht Alles, theils nicht in seiner wirklichen Größe, sondern unsere Sehkraft bahnt sich durch Verfolgung der Spuren einen Weg und legt Grundpfeiler der Wahrheit, daß die Forschung von dem Offenbaren übergeht auf das Dunkele, und etwas findet, was älter ist, als die Welt.

Von wannen jene Gestirne ausgegangen? Welches der Zustand des All's gewesen, bevor das Einzelne sich in Theile absonderte? Welche geistige Kraft das Versenkte und Verworrene geordnet? Wer den Dingen ihre Stellen angewiesen? Ob vermöge seiner eigenen Natur das Schwere sich gesenkt, das Leichte emporgehoben? Oder ob außer dem Streben der Körper und ihrer Schwerkraft noch eine höhere Kraft über jedes Einzelne geboten? Ob das wahr sei, wodurch man insbesondere wahrscheinlich macht, der Mensch sei vom göttlichen Hauche? — Unsere Gedanken durchbrechen die Festen des Himmels und begnügen sich nicht, nur das zu wissen, was sich unsern Sinnen darstellt.

Dem, sagt er, forsch' ich nach, was außerhalb der Grenze der sichtbaren Welt liegt.

Ist dies zu untersuchen aber des Menschen Bestimmung, so erwäge, wie so gar nicht viel Zeit er zugetheilt erhalten hat, wenn er auch ganz sich selbst zueignet. Er ist für die Erkenntniß des Ewigen allzu sterblich.

So lebe ich also dann naturgemäß, wenn ich mich ganz dieser Erkenntniß ergebe, ihr Bewunderer und Verehrer bin.

Die Natur wollte aber, daß ich Beides thue, daß ich nicht nur handele, sondern mir auch zum Betrachten Zeit nehme.

Auch Betrachten schon ist eine Thätigkeit.

Aber, so wie es keineswegs zu billigen ist, wenn man nur nach Außen lebt, ohne alle Liebe zur Tugend, ohne Anbau des Geistes, und sich blos der Thätigkeit für Andere hingiebt — denn Beides muß mit einander verbunden werden —: so sind innere Vorzüge, wenn sie brach liegen, und nie bewähren, was wir gelernt haben, ein unvollkommenes, des Lebens ermangelndes Gut.

Wer kann läugnen, daß die Tugend ihr Wachsthum in Thaten erproben und nicht nur bedenken soll, was zu thun sei, sondern zur Zeit auch Hand anlegen und den Gewinn des Forschens in die Wirksamkeit treten lassen müsse.

V. d. Muße des Weisen, Cap. 32.

II.

Sündhaftigkeit des Menschen.

Denke Dich in eine große Stadt hinein, wo die auf den breitesten Straßen endlos hinströmende Volksmenge sich drängt, so oft etwas in den Weg kommt, was ihren Lauf, der einem reißenden Wasserstrome gleicht, hemmen möchte: was würde da bald für eine menschenleere Einöde sein, wenn Niemand da bleiben dürfte, als Wen ein strenger Richter freigesprochen?

Wie wenige würden unter den untersuchenden Richtern sein, die nicht selbst den nämlichen Gesetzen verfallen sind, nach welchen sie Recht sprachen?

Wie wenige Ankläger mögen wohl rein sein von Schuld? Wie vielfach lastet das Verbrechen schwerer auf dem Ankläger?

Und ich meine fast, es ist Niemand weniger geneigt, Nachsicht eintreten zu lassen, als wer schon oft darum zu bitten hatte.

Gefehlt haben wir allzumal, der eine schwer, der andere leichter, der eine vorsätzlich, der andere vom Zufalle getrieben oder durch eines Andern Schlechtigkeit verführt. Manchmal sind wir bei guten Absichten nur nicht fest genug gewesen, und haben gegen unsern Willen und mit Widerstreben die Unschuld verloren.

Und nicht nur, daß wir Fehltritte gethan haben, — wir werden straucheln bis zum äußersten Lebensalter.

Wenn Jemand auch sein Herz so gut gereinigt hat, daß ihn fürder nichts mehr irre machen könnte, zu einem untadelichen Wandel hätte er's doch nur durch Fehler gebracht.

V. d. Gnade, I., 6.

Das menschliche Gemüth ist von Natur widerspenstig und strebt zum Verbotenen und Gefährlichen, geht lieber selbst nach, als daß es sich ziehen läßt. Ebds. I., 24.

Gleichwie der Mensch alle Sinne hat, darum jedoch noch nicht Jeder das Auge eines Luchses: so hat freilich einer, der kein Weiser und Tugendhafter ist, nicht alle Laster so hervorstechend und in so hohem Grade, als Mancher dies oder jenes.

Aber alle Laster liegen (dem Keime nach) in Allen.

Den Einen treibt die Natur zum Geize hin, der Andere ist der Wollust, ein Dritter dem Trunke ergeben, oder doch so organisirt, daß ihn sein Charakter dazu hinzieht.

Eben so ist ein Jeder undankbar, welcher kein guter Mensch ist.

V. d. Wohlthaten, IV., 27.

III.

Sind die Menschen wirklich schlimmer geworden?

Es war die Klage unserer Altvordern, es ist unsere Klage, es wird die Klage der Nachwelt sein: daß die Sitten sich verkehrt haben, daß Verderbtheit herrsche, daß das menschliche Geschlecht sich verschlimmere und alles Heilige in Verfall gerathe.

Allein das ist und wird immer also sein, nur von Zeit zu Zeit mehr da oder dorthin sich neigend, gleich den Meereswogen, welche die eintretende Fluth weiter hinaustreibt, die Ebbe mehr im Innern der Ufergrenzen hält.

Das einemal werden mehr Sünden der Unkeuschheit begangen werden und es wird der Züchtigkeit der Zügel zerrissen; das anderemal wird Gastereiwuth herrschend sein und der schmählichste Tod des Wohlstandes: die Küche. Das einemal übertreiben Putzsucht und Eitelkeit, wobei die Seele um so mehr verwahrlos't wird; das anderemal wird Mißbrauch der Freiheit in Muthwillen und Keckheit ausarten, und endlich wird man im öffentlichen, wie im Privatleben zu grausamen Maaßregeln schreiten, und zu dem Wahnsinn des Bürgerkrieges, wo alles Heilige und Ehrwürdige entheiligt wird, und Zeiten werden kommen, wo Unmäßigkeit im Trinken in Ehren gehalten wird und es für eine Tugend gilt, wenn man tüchtig Wein zu sich nehmen kann.

Die Laster beharren nicht an einer und derselben Stelle, sondern, beweglich und mit sich selbst uneins, sind sie in beständigem Aufstande begriffen, und jagen einander und fliehen vor einander.

Uebrigens werden wir immer dasselbe von uns zu sagen haben: — wir seien lasterhaft, und seien's gewesen, und leider! daß ich dazu setzen muß, wir werden's auch in Zukunft sein.

Mörder wird's geben und Tyrannen und Diebe und Ehebrecher und Ehrenräuber und Frevler am Heiligen und Verräther zu jeder Zeit.

Am Allertiefsten steht der Undankbare, alles Jenes geht vom Undanke aus, ohne welchen kaum eine große Schandthat zu ihrer Höhe heranwächst.

V. d. Wohlthaten, Cap. 10.

IV.

Würde des Menschen.

Nimm hinweg den unschätzbaren Vorzug des Menschen, sich in Betrachtung der Natur bis zur Gottheit erheben zu können, und das Leben ist des Schweißes und des unruhigen Treibens nicht werth.

O, welch ein bejammernswerthes Geschöpf ist der Mensch, wenn er sich nicht über das Menschliche erhebt!

So lange wir mit den Leidenschaften ringen, was thun wir Großes? Wenn wir sie auch bemeistern, so ist's ein Hirngespinnst, welches wir besiegen.

Haben wir wohl Ursache, uns Etwas einzubilden, daß wir nicht sind, wie die Schlechtesten? Ich begreife nicht, worauf sich Einer Etwas dünken soll, wenn er unter Lazarethgenossen der Kräftigste ist.

Es ist ein großer Unterschied zwischen Kraft und Wohlbefinden.

Du bist frei von Gebrechen der Seele, du hast keine Heuchlermienen, führst keine fremdem Willen sich schmiegende Sprache, hast kein ränkevolles Herz, bist nicht vom Geiz befangen, der, was er abgenommen, sich selbst nicht gönnt; nicht von Verschwendung, die das Geld schändlich hinauswirft, um es noch schändlicher wieder zu gewinnen; nicht vom Ehrgeiz, der Dich nur auf unwürdigen Wegen zu Würden führt.

Damit aber ist noch nichts gethan.

Von Vielem bist Du los, von Dir selbst noch nicht. Die Tugend, nach der wir streben, ist großartig, nicht weil es schon an sich selbst ein Glück ist, vom Uebel frei zu sein, sondern weil sie die Fesseln des Geistes lös't und zur Erkenntniß des Himmlischen vorbereitet und ihn würdig macht, in Gemeinschaft mit der Gottheit zu treten.

Alsdann hat er das ausgemachte und vollkommene Glück, dessen die Menschheit fähig ist, wie er Alles Uebel unter seine Füße tritt, und sich emporschwingt, und in die innere Tiefe der Natur eindringt.

Dann ist es ihm Wonne, unter den Sternen wandelnd, die prachtvollen Fußböden der Reichen zu verlachen und die ganze Erde mit ihrem Gold, nicht nur mit dem, meine ich, was sie zu Tage gefördert und in die Münze zum Prägen gegeben hat, sondern auch mit dem, was sie für die Habsucht der Nachwelt noch in ihrem Schooße birgt. Dann erst kann er die Säulenhallen verachten und die von Elfenbein schimmernden Zimmerdecken und die geschorenen Laubgänge und die in die Häuser geleiteten Flüsse, wenn er die ganze

Schöpfung durchwandelt und von Oben auf den Erdkreis herabschaut.

Wenn Du Dich zu jenen wahren Höhen erhebst, dann wirst Du, so oft Du hier unten Heere ziehen siehst mit fliegenden Fahnen, und, als ob etwas Großes vorginge, Reiterschaaren, die bald die Umgegend streifend durchspüren, bald die Flanken umschwärmen, es erkennen: Das ist nichts anderes, als ein Hin- und Herlaufen der Ameisen, die auf ihrem engen Plätzlein arbeiten. Ein Pünktlein, wirst Du sagen, ist es, auf dem Ihr schiffet, auf dem Ihr Kriege führt, auf dem Ihr Königreiche abgrenzt, die nur eine Hufe Landes sind, wenn sie auch auf beiden Seiten an den Ocean stießen.

Droben dagegen sind die ungeheuern Räume, in deren Besitz der Geist sich setzen kann, wenn er vom Körper so wenig, als möglich mitbringt, alles Unreine von sich abstreift, und frei und leicht und mit Mäßigem zufrieden emporschwebt.

Wenn er jene Räume berührt, so findet der Geist Nahrung, Wachsthum, und kehrt, wie seiner Bande los, zu seiner Heimath zurück.

Das aber ist ein Beweis seines göttlichen Ursprungs, daß ihm das Göttliche Genuß ist und er darin nicht wie ein Fremdling, sondern wie in seinem Eigenthum weilt.

Der edlere Theil von uns ist — Geist; an der Gottheit aber ist nichts als Geist.

Naturbetr. Vorw. zum I. Buche.

V.

Edle Gemüther lassen sich leicht für das Edle begeistern.

Gleichwie die Flamme gerade emporsteigt und eben so wenig zu rasten vermag, als sie sich niederdrücken läßt: also tragen edle Gemüther das Gute an sich, daß sie sich in der Bewegung wirksamer und thätiger beweisen, je kräftiger sie sind, daß sie sich leicht zu dem bewegen lassen, was löblich und gut ist.

Glücklich, wer seine Triebe auf das Edle und Gute lenkt! Er befreit sich von der Gewalt und Macht des Glückes.

Er wird sich im Glücke zu mäßigen, das Unglück zu vermindern, ja zu verachten wissen.

Große Geister ziehen in dieser Hinsicht stets die Mittelstraße, ziehen das Mittelmäßige dem Uebermäßigen vor.

Denn jenes ist nützlich und gereicht zur Erhaltung des Lebens; dieses hingegen wird schädlich durch seinen Ueberfluß.

Hier ist es im Leben, wie in der Natur, wo die zu fett aufgeschossene Saat sich niederlegt, der zu beschwerte Zweig bricht, und eine zu große Fruchtbarkeit zu keiner Reife führt.

Eben so geht es mit den Gemüthern, welche durch zu großes Glück verderben, dieses Glückes zur Kränkung anderer und ihrem eigenen Schaden mißbrauchen. Kein Feind kann uns so viel Verderben zufügen, als unsere eigenen Lüste thun.

Br. 39.

VI.

Die gegenseitige Hülfsbedürftigkeit in der menschlichen Gesellschaft.

Nichts bringt so tiefe Störungen und Trennungen in die Eintracht des menschlichen Geschlechts, als das Laster des Undanks.

Denn wodurch sonst sind wir gedeckt gegen die Unbilden des Lebens, als daß wir, einer von dem andern, durch Liebeserweisungen unterstützt werden?

Einzig durch ihren Austausch steht unser Dasein gerüstet und gegen unversehene Anfälle einigermaßen verwahrt.

Stelle uns als Einzelne hin: — Was sind wir?

Eine Beute wilder Thiere, ein schwächliches Geschlecht, dem leicht beizukommen ist.

Während andere lebende Wesen mit hinreichenden Kräften versehen sind, sich selbst zu schützen, und alle Thiere, welche zu einem herumschweifenden ungeselligen Leben bestimmt sind, Waffen haben: während dessen ist des Menschen Antheil — Ohnmacht von allen Seiten.

Nackt und schwach, wie der Mensch ist, schützt ihn blos das gesellige Leben.

Zweierlei ward ihm gegeben, was ihn den leicht Ueberwältigten zum stärksten Wesen auf Erden machen sollte: Vernunft und Geselligkeit.

Dadurch ist er, der, Einzeln stehend, Keinem gewachsen wäre, der Herr der Natur.

Sein Zusammenleben mit seines Gleichen verleiht ihm das Herrenrecht über alle Mitgeschöpfe, erhebt den Sohn der Erde zur Herrschaft über Erde und Meer.

Dies Zusammenleben ist's, was den Anfällen der Krankheit Schranken setzt, das Greisenalter mit Stützen versorgt und Linderungsmittel gegen Schmerzen dargeboten hat; dies ist's, was uns stark macht, in dem es uns in die Möglichkeit versetzt, einen Aufruf gegen das Schicksal ergehen zu lassen. —

Nimm dies Zusammenleben hinweg, und die Einheit des menschlichen Geschlechts, auf welche sich das Leben stützt, ist zerrissen.

V. d. Wohlthaten, IV., 18.

VII.

Das Gewissen.

Vgl. Gott sieht uns.

Thue das und zerstöre und tritt zu Boden, was von Außen glänzt und Dir von Andern versprochen wird; siehe auf das, was wahrhaft gut ist.

Das aber bist Du selbst und Dein bester Theil!

Diesen kleinen Körper, obgleich ohne denselben nichts geschehen kann, magst Du wohl für nothwendig halten, aber nicht für groß.

Er ist der Zunder zu eiteln, vergänglichen, reue-erfüllten Freuden, welche, wenn sie nicht durch Mäßigkeit gemildert werden, gerade das Widerspiel von dem sind, was wir uns davon versprechen.

Aber wie schwer ist es, in Allem Maaß zu halten, was man für gut ansieht!

Das Streben nach dem wahren Guten dagegen ist sicher.

Du fragst: worinnen dieses wahre Gute bestehe?

In einem guten Gewissen, in rechtschaffenen Gesinnungen, in guten Handlungen, in der Geringachtung der ungewissen Glücksgüter, in einer stillen und gleichen Lebensweise besteht es, die immer auf dem rechten Wege bleibet!

Alle übrigen Freuden erfüllen nicht die Brust, sondern entrunzeln nur die Stirn; sie sind flüchtig, wofern Du nicht (irrig) dafür hältst, daß der sich auch freue, welcher lachet. Das Gemüth muß heiter, getrost und über Alles erhaben sein. Es ist eine ernsthafte Sache um die Freude.

Um wahrhaft glücklich zu sein, muß man so handeln, daß man sagen kann, man habe genug gelebt (in allen Stücken dem Gewissen gemäß gehandelt).

Die dies nicht thun, handeln nicht mit Ueberlegung, und sind gleich denen, die auf einem Strome bald wellenlos sanft fortgetragen, bald ungestüm dahin gerissen, theils in mattem Lauf an's Ufer gespielt, theils mit rauschender Gewalt in's Meer gestürzt werden.

Br. 23.

Ich bin nicht so anmaßend, daß ich, selbst ein Kranker, zum Arzte mich aufwerfen sollte, sondern ich rede mit Dir, als wenn wir in einem gemeinschaftlichen Krankenhause lägen.

Höre mich also an, als ob ich mit mir selbst spräche! Ich lasse Dich bei meinen Geheimnissen zu und hadere in Deiner Gegenwart mit mir.

Ich rufe mir selbst zu: Zähle Deine Jahre, und schäme Dich, wenn Du das willst, wornach Du als Knabe Verlangen trugest.

Thue vor Deinem Tode doch wenigstens dieses, um Deiner Selbst willen: Laß Deine üblen Gewohnheiten vor Dir absterben. Laß jene trüben und schwer zu büßenden Freuden dahin fahren! Nicht nur die zukünftigen, auch die vergangenen schaden!

Wie nach Verübung von Verbrechen, auch wenn man darüber nicht betroffen wird, so folgt Reue nach der Sättigung schändlicher Begierden überhaupt.

Ihre Freuden haben keinen Grund, sie sind ungetreu und fliehen.

Siehe Dich deshalb nach dem bleibenden Gute um.

Es giebt kein anderes, als welches die Seele in sich selbst findet. Die Tugend allein gewährt eine beständige, sichere Freude. Alles andere gleichet einem Gewölke, das nie den Tag überwindet und unter uns hinabgeführt wird.

Br. 27.

Mag draußen Alles von Geräusche wiederhallen, wenn nur in meinem Innern keine Empörung sich findet, hier nicht Furcht und Begierden mit einander streiten, und Geiz und Wollust in keinen Zwist gerathen und einander quälen.

Was hilft es, wenn das ganze Land ruhig liegt, wenn die Leidenschaften toben?

Der Dichter sagt:

„Es herrschte die Nacht und Alles war ruhige Stille!"

Das ist falsch.

Es giebt keine ruhige Stille außer der, welche die Seele gewährt.

Die Nacht, weit entfernt, daß sie die Sorgen hinwegnehmen sollte, ruft solche vielmehr hervor, und verändert blos ihren Gegenstand.

Denn die Träume selbst sind so voller Unruhe, wie der Tag.

Die allein wahre Ruhe ist die, welche ein gutes Gewissen gewährt.

Siehe hin auf jenen, welcher in der Stille einer geräumigen Wohnung den Schlaf sucht, um dessen Willen, damit nicht der geringste Schall sein Ohr berühre, die Diener mäuschenstill sein, und wenn sie sich rühren, auf den Fußzehen gehen müssen!

Er wirft sich hin und her, und sucht unter mancherlei Sorgen den sanften Schlaf, klagend, daß er gehört habe, was er nicht gehört hat.

Was meinst Du wohl, was die Ursache sei?

Das Geräusch ist in seiner Seele.

Das Gemüth muß besänftigt und der Aufruhr desselben gestillt werden. Du darfst nicht glauben, daß das Gemüth beruhigt sei, wenn gleich der Leib ruhig daliegt. Es ist oft eine Ruhe ohne Ruhe. Br. 56.

Zwar strebt man der Tugend nach, läßt sich jedoch immer vom Laster aufhalten.

Ich schäme mich, es zu sagen: Der Mensch verehrt die Tugend nur insoweit, als er nichts Anderes zu thun hat.

Aber, welch eine große Belohnung wartete unserer, wenn wir uns unsern gewöhnlichen Geschäften und unsern Schooßneigungen zu entreißen vermöchten?

Keine Begierde, keine Furcht wird uns näher treten. Frei von allen Schrecknissen, von sündlichen Lüsten unbefleckt, werden wir weder den Tod noch die Gottheit fürchten, wohl wissend, daß der Tod nichts Böses sei, die Gottheit aber uns kein Uebel zufügen werde.

Wenn es uns gelingt, in dieses Hohe und Erhabene einzudringen, so wartet unserer eine vollkommene Ruhe des Gemüths. Br. 75.

Ein großer Theil der Sicherheit beruhet darinnen, daß man Niemand unrecht thue. Wer seiner dies nicht bewußt ist, dessen ganzes Leben wird stets in Verwirrung und Unordnung hinfließen. Man fürchtet sich, insofern man Jemand geschadet hat, und ist in keiner Zeit ruhig. Denn man zittert und geräth in Zweifelmuth. Das Gewissen läßt uns zu keiner Ruhe kommen, und nöthigt uns alle Augenblicke, auf uns

zurückzusehen. Es ist aber Strafe in steter Befürchtung zu stehen. Wer aber die Strafe verdient hat, schwebt immer in Befürchtung. Bei einem bösen Gewissen kann (auch wenn die böse That unentdeckt bleibt) niemand ohne Besorgniß sein. Denn wenn er gleich vielleicht nicht entdeckt wird, so wird er immer fürchten, daß er ergriffen werden könne, wird im Schlafe auffahren, und so oft von Jemandes Schandthaten die Rede ist, an die seinigen denken. Nie werden sie ihm sattsam vertilgt, nie sattsam verdeckt sein.

Br. 105.

Halte es Keiner für Gewinn, wenn kein Mensch sein Verbrechen weiß.

Denn Alles weiß der, unter dessen Augen wir leben.

Halte es auch Keiner für Gewinn, wenn er sich vor der ganzen Menschheit verborgen halten kann.

Ihm, der Alles weiß, ihm kann Nichts verborgen, Nichts ein Geheimniß sein.

Etwas unerklärbar Großes, und größer, als man es denken kann, ist die Gottheit.

Ihr, der wir durch unser Leben dienen, wollen wir uns wohlgefällig machen.

Es hilft nichts, daß unser Bewußtsein in uns selbst sich verschließt. Vor Gott stehen wir offen da.

Lactanz Unterweisungen über das Göttliche VI., 24.

Was machst Du? Was hast Du im Sinne? Was verschließest Du? Dein Aufseher gehet mit Dir.

Den Einen mag Dir ein anderweitiger Aufenthalt aus den Augen gerückt haben, den Andern der Tod, einen Dritten sein Uebelbefinden. Aber Einer ist Dir immer nahe, von ihm kannst Du Dich niemals losmachen.

Was suchst Du Dir einen abgelegenen Ort aus und willst ohne Zeugen sein? —

Du meinst, es sei Dir gelungen, Aller Augen Dich zu entziehen?

Thor, was nutzt Dir's, keinen Mitwisser (außer Dir) zu haben, da Du ein — Gewissen hast!

Ebds.

VII.

Die Freiheit.

Frei ist, wer nicht ein Sclave von sich selbst bleibt. Denn das ist die ewige Knechtschaft, die sich nicht abschütteln lassen will, und Tag und Nacht gleich fortdrückt, ohne eine Feierstunde, ohne einen Urlaub.

Sein eigener Sclave zu sein, ist die härteste Sclaverei, und doch ist's leicht, sie wirklich abzuschütteln, sobald man aufhört, große Forderungen an sich zu machen, aufhört, sich selber Lohn anzurechnen, aufhört, sobald man sich sein Menschenwesen und seine Lebensjahre vorhält, mögen sie auch

noch in der Blüthe sein, — und zu sich selbst spricht: Warum denn so außer sich sein? — Man braucht nicht viel und braucht's nicht lange!

Vorw. zu Naturbetr. III. B.

IX.

Die Vernunft.

Es giebt nur Eine Regel der menschlichen Tugenden, weil es nur Eine gesunde und einfache Vernunft giebt.

Nichts ist göttlicher, als das Göttliche, nichts himmlischer, als das Himmlische!

Was sterblich ist, steiget und fällt, wächst und nimmt ab, wird erschöpft und wiederum angefüllt.

Was Göttlich ist, das hat blos Eine Natur.

Die Vernunft aber ist nichts anderes, als ein Theil des göttlichen Geistes, dem menschlichen Körper einverleibt.

Wenn nun die Vernunft göttlich, und kein (wahres) Gut ohne Vernunft ist, so ist auch Alles göttlich, was gut ist. Und da auch unter dem Göttlichen kein Unterschied ist, so giebt's auch keinen Unterschied unter dem Guten.

Demnach sind die Freuden und die standhafte Ertragung der Leiden einander gleich, ähnlich der Tapferkeit, welche eben so wohl die Belagerer als die Belagerten beweisen.

Eben so stehen die übrigen Tugenden, die Gemüthsruhe, die Aufrichtigkeit, die Freigebigkeit, die Standhaftigkeit und Geduld in demselben Range und sind gegründet auf derselben Einen Tugend, welche das Gemüth unwandelbar und rechtschaffen macht.

Alles, was Tugend heißt, muß aber ohne Zwang geschehen. — —

Gleichwie die Klarheit der Sonne die übrigen Lichter verdunkelt, so werden auch die Schmerzen, die Beschwerlichkeiten und alles Unrecht von der Tugend durch ihre Größe unter die Füße gebracht und bezwungen, indem, wo sie sich zeiget, Alles, was ohne sie glänzt, sein Licht verliert, und die Beschwerlichkeiten, wenn sie auf die Tugend stoßen, so wenig zu bemerken sind, als ein Platzregen, der in das Meer fällt.

Was ich damit sagen will?

Dieses: daß die Tugend alle ihre Werke, als ihre Kinder, mit gleichen Augen ansiehet, für alle eine gleiche, und zwar für die, welche in Noth und Gefahr stecken, die größte Nachsicht habe.

Was uns die wahre Vernunft anempfiehlt, ist dauerhaft und ewig und befestigt und erhebet den Geist zu einer Höhe, von der ihn nichts herabbringt. Hingegen bläs't das, was ohne Vernunft gepriesen wird, und was nur der große Haufe als gut erkennt, blos diejenigen auf, die sich am Nichtigen zu weiden gewohnt sind.

Wiederum, was der Pöbel als ein Uebel fürchtet, machet den Geist zaghaft, so daß er, wie die Thiere, welche eine eingebildete Gefahr ängstigt, hin- und hergetrieben wird.

Die Vernunft dagegen bleibt unveränderlich und gewiß in ihren Urtheilen, mit denen sie über die Sinne herrscht.

Die Vernunft ist der Vernunft gleich, wie das Richtige dem Richtigen; eben so ist die Tugend sich selbst gleich, da sie nichts anders, als die gesunde Vernunft ist.

Die Sinne sind nicht fähig, über das Gute und Böse zu urtheilen. Ihr Urtheil geht blos auf das Gegenwärtige, schließt Vergangenheit und Zukunft aus.

Die Vernunft aber ist die Schiedsrichterin des Guten und Bösen. Br. 66.

Willst Du wissen, worin die Befestigung unseres Herzens beruhe, daß wir über Nichts entrüstet werden, wohl wissend, daß selbst das, was uns zu verletzen scheint, zur Erhaltung des Weltganzen nothwendig sei.

Was der Gottheit gefällt, muß der Mensch sich ebenfalls gefallen lassen, und sich selbst und seine Kräfte darinnen bewundern, daß er nicht überwunden werden kann, daß das Uebel unter ihm steht, und daß er durch Vernunft, welcher an Macht nichts vorgeht, ohne Zuhülfe des Schicksals, die Schmerzen und alles Unrecht unter seine Füße treten kann.

Darum liebe die Vernunft.

Wer sie liebet, wird gegen die größten Widerwärtigkeiten gesichert stehen.

So lange uns die Tugend bleibt, werden wir nicht bemerken, daß uns Etwas abgegangen sei.

Das höchste Gut leidet keinen Abbruch. Es bleibet, wie es ist. Br. 74.

Was ist nun das Beste an dem Menschen?

Die Vernunft.

Hierin geht er allen übrigen auf dieser Erde lebenden Wesen vor; dadurch nähert er sich der Gottheit; alles Uebrige hat er mit den Thieren nur allzugemein.

Besitzt er Stärke? Die Löwen auch.

Ist er schön? Die Pfauen sind es ebenfalls.

Ist er mit Schnelligkeit begabt? Die Pferde sind es nicht minder, um nicht zu sagen, daß sie darinnen den Menschen übertreffen.

Er hat einen Körper? Den haben auch die Bäume.

Er hat Triebe und kann sich nach Belieben bewegen. Beides kann man von wilden Thieren und Gewürmen auch sagen.

Er hat eine Stimme! Aber schallet nicht das Gebell der Hunde bei weitem heller? Ist nicht das Geschrei des Adlers viel schärfer, das Gebrüll des Ochsen stärker und der Gesang der Nachtigallen süßer und beweglicher?

Was ist es also, was der Mensch sein eigen nennen könne?

Die Vernunft!

Der rechte Gebrauch und die Vollkommenheit derselben macht die Glückseligkeit des Menschen vollkommen: Er hat den Endzweck der Natur erreicht. Br. 76.

Ich glaube, Du wirst darinnen mit mir übereinstimmen, daß das Aeußerliche nur dem Leibe zu statten komme, dieser jedoch blos um der Seele willen gepfleget werde, in welcher dienstbare Theile sich befinden, vermittelst welcher wir uns bewegt sehen.

In diesem Ganzen wohnet etwas Unvernünftiges und Vernünftiges. Jenes soll diesem unterthan sein.

Die göttliche Vernunft gehet Allem vor und hat Nichts über sich.

Eben darum besteht die Glückseligkeit des Lebens einzig darinnen, daß die Vernunft in uns vollkommen sei.

Diese allein läßt den Muth nicht sinken, erhält sich auch dem Schicksale zum Trotze aufrecht und erhält uns, indem sie sich selbst erhält.

Der Mensch, welcher dies anerkennt, stehet auf der höchsten Spitze, stützet sich auf sich selbst.

Br. 92.

X.

Vergiß nie, auf die Stimme der Vernunft zu hören!

Keiner wird sich allein zum Verderben. Jeder streuet vielmehr seine Irrthümer auch unter diejenigen aus, welche ihm am nächsten stehen, und empfängt wieder die ihrigen.

Eben daher findet man die Laster des gemeinen Volkes bei Jedem, der ihm angehört.

Ein Jeder aber wird dadurch ärger, daß er Andere ärger macht.

Erst lernt man das Böse, sodann übet man es, und daraus, daß man das Schlimmste, was ein Jeder weiß, in Eins zusammenbringt, ist das Uebermaaß der Bosheit entstanden.

Darum ist uns ein Aufseher von Nöthen, der uns beim Ohre faßt, die lauten Lobeserhebungen dämpft, dem lobenden Pöbel widerspricht.

Die Laster werden nicht mit uns geboren; sie kommen erst nachher zu uns, werden uns eingeflößt.

Daher laßt uns durch häufige Erinnerungen die um uns her erschallenden Meinungen bändigen.

Die Natur hat uns unverdorben und frei geboren.

Sie hat Nichts offenbar enthüllt, was unsern Geiz erregen könnte. Sie hat das Gold und Silber unter unsere Füße gethan, so daß wir dasjenige drücken und treten, um dessenwillen wir gedrückt und getreten werden.

Sie hat dagegen unser Antlitz gen Himmel gerichtet, und gewollt, daß wir das Erhabene und Bewunderungswürdige ehrfurchtsvoll anstaunen, was sie hervorgebracht hat: den Aufgang und Niedergang der Himmelskörper, den beweglichen Lauf der eilenden Welt, welcher uns am Tage die irdischen, in der Nacht die himmlischen Gegenstände enthüllt, den trägen Gang der Sterne, wenn man dieselben mit dem ganzen Weltgebäude vergleicht, und ihre Schnelligkeit, wenn man erwägt, welche Räume sie mit ununterbrochener Geschwindigkeit durchlaufen, die Verfinsterungen der Sonne und des Mondes, wenn sie einander begegnen.

Dieses Alles breitet die Natur aus über uns, während sie Gold und Silber, und das um dieser Willen nie ruhende Eisen, als ob es uns nicht wohl anvertraut werden könnte, tief verborgen hat.

Wir aber haben das, um was wir kämpfen, an's Licht hervorgezogen und sowohl die Ursachen, als die Werkzeuge unserer Gefahren aus dem Schooße der Erde herausgegraben.

Es ist daher nothwendig, daß wir erinnert werden und an der Vernunft einen Fürsprecher erkennen und einsehen, daß wir bei dem lärmenden Geräusche so vieler falscher Stimmen endlich einmal eine einzelne Stimme hören müssen.

Und welches wird diese Stimme sein? —

Ohne Zweifel die, welche Dir, der Du durch so viele verleitende Stimmen betäubt stehst, heilsame Worte zuruft und mahnt: Du hast nicht Ursache, die zu beneiden, welche die Menge groß und glücklich preis't! Du darfst Dich nicht durch das Händeklatschen des Volkes aus Deiner ruhigen Gemüthsstimmung bringen lassen! Darfst nicht mit Widerwillen auf Deine Lage sehen, weil vor Jenem im Purpurmantel die Zeichen der Würde hergetragen werden, noch den für glücklicher halten, vor welchem man Platz macht.

Willst Du zur wahren und Niemand verderblichen Herrschaft gelangen, so räume die Laster aus dem Wege.

Es finden sich genug, die Städte anzündeten, die das, was Jahrhunderte hindurch unüberwindlich und Menschenalter über sicher stand, zu Boden warfen; genug, die Wälle aufführten wie Schlösser und hohe Mauern durch Mauerbrecher erschütterten; genug, welche Kriegsschaaren vor sich hertrieben, dem Feinde schwer genug in die Eisen saßen, und, mit Völkerblute bespritzt, sich den Weg bis zum Welt-Meere brachen: allein sie alle sind, wie sie ihre Feinde bezwungen, von ihren Begierden übermeistert worden.

Vermochte auch Niemand bei ihrem Anzuge ihnen Widerstand zu leisten, so haben sie selbst doch der Ehrsucht und Grausamkeit nicht widerstanden. Sie wurden, während sie Andere zu treiben schienen, selbst herumgetrieben und in unbekannte Gegenden geführt.

Einen Cn. Pompejus rieth weder Vernunft noch Tugend zu auswärtigen und einheimischen Kriegen; blos seine unsinnige Begierde trieb ihn.

Was hat Julius Cäsar in sein Schicksal und in das allgemeine Schicksal hineingezogen? Ruhm und Ehrsucht, und daß er in der Erhebung über Andere kein Maaß zu halten wußte!

Meinst Du, daß C. Marius, der das Consulat mit Gewalt an sich riß, die Cimbern und Teutonen schlug, Jugurtha durch die Wüsteneien von Africa verfolgte, so viele Gefahren aus Antrieb von Tugend gesucht habe? Er führte das Heer, ihn die Ehrsucht an.

Alle diese und ähnliche Männer werden, indem sie Alles erschütterten, selbst erschüttert, sie gleichen den Wirbelwinden, welche, was sie ergreifen, in einem Kräusel herumdrehen, aber zugleich selbst herumgedrehet werden, und darum um so heftiger ansetzen, weil sie sich nicht zu halten fähig sind.

Aber glaube nur nicht, daß Jemand durch Anderer Unglück glücklich werde.

Alle Beispiele, womit man unsere Augen und Ohren füllet, müssen wieder zurückgenommen, und die von bösen Reden erfüllte Brust muß von denselben völlig gereinigt werden.

Man muß an deren Stelle die Tugend einführen, daß sie die Lüge, welche uns zum Nachtheil der Wahrheit gefällt, ausrotte, daß sie uns vom Pöbel, dem wir zu viel Glauben zu wenden, trenne, und wieder zu rechtschaffenen Gesinnungen zurückleite.

Darinnen besteht die (wahre) Weisheit, daß wir (der Stimme der Vernunft folgend) uns zur Natur wenden und wieder in den Stand zurückversetzt werden, aus dem uns der allgemeine Irrthum herausgerückt hat.

Br. 95.

XI.

Der wahre Adel.

Wer ist edel?

Derjenige, der von der Natur zur Tugend wohl bereitet ist.

Dieses Einzige ist beachtungswürdig.

Denn, wollte man zurückgehen in's Alterthum, so stammen wir Alle von dem ab, vor welchem Nichts gewesen ist.

Von Anbeginne der Welt bis auf diese Zeit hat eine abwechselnde Reihe von edlen und unwürdigen Vorfahren uns Alle gebracht.

Ein Vorgemach voller verräucherter Bildnisse seiner Ahnen macht keinen Edelmann aus.

Niemand hat uns zum Ruhme gelebt, und was vor uns ist, ist nicht unser Eigenthum. *)

Socrates war kein Patricier, und Plato war noch unedel, als er sich der Weisheit ergab. Sie war es, die ihn adelte.

Solche Männer alle sind Deine Ahnen, wenn Du Dich ihrer würdig bezeugst.

Der Geist machet edel, und, er gehöre einem Stande an, welchem er wolle, einen Jeden fähig, über das Glück sich emporzuschwingen.

Fragest Du: auf welche Art? Nun, wenn Du das Gute von dem Bösen besser als der Pöbel unterscheidest.

Man hat nicht darauf zu sehen, woher man komme, sondern wohin man gehet.

Br. 44.

*) Aehnlich der römische Ausspruch:

Et genus et proavos, et quae non fecimus ipsi,
vix ea nostra puto.
(Unser Geschlecht und die Ahnen, und was wir selbst nicht vollbrachten, halte ich kaum für uns eigen.)

Vgl. Euripides: „Der Ehrenmann ist ein Edelmann, der es nicht ist, ein unadelicher, und wenn er vom Jupiter selbst abstammte."

XII.

Gemeinschaft mit der Gottheit.

Vgl. Adel.

Du thust wohl daran und beförderst Dein Bestes, wenn Du fortfährst, auf der Bahn der Tugend zu gehen.

Man darf nicht die Hände gen Himmel strecken, noch den Tempeldiener erbitten, daß er uns vergönne, der Gottheit Etwas in's Ohr zu flüstern, um desto eher erhört zu werden.

Gott ist nahe bei uns; Er ist mit uns; Er ist in uns!

Es wohnet ein heiliger Geist in uns, der uns bewacht, unser Gutes und Böses beobachtet, und so, wie wir mit ihm verfahren, mit uns wieder verfähret.

Ohne die Gottheit kann Niemand ein edler Mensch sein.

Kann sich wohl Jemand ohne ihre Beihülfe über das Glück emporschwingen? Nur Sie verleihet großmüthige und erhabene Entschließungen. In jedem tugendhaften Menschen wohnet ein Gott.

Wenn Du von ungefähr einen heiligen Hain betrittst, so wird die Höhe des Waldes, die da herrschende Einsamkeit und der im Freien so dichte und anhaltende Schatten dir den Eindruck von einer Gottheit geben 2c.

Wenn Du aber einen Menschen sähest, der unerschrocken in Gefahren, von Begierden unangefochten, in Widerwärtigkeiten glücklich, mitten im Ungewitter ruhig, von Oben auf andere Menschen herabsähe — und was kann der Gottheit

ähnlicher sein! — würde Dich nicht Ehrfurcht gegen ihn ergreifen? Würdest Du nicht sagen: Hier ist etwas Größeres und Höheres, als daß etwas ihm Aehnliches in irgend einem Körper Platz finden könnte? Hier hat die göttliche Kraft sich niedergelassen?

Einen solchen herrlichen, unerschütterbaren, über Alles als über Kleinigkeiten sich hinwegsetzenden Geist treibet eine himmlische Kraft. Es kann so etwas Großes nicht ohne Beistand der Gottheit bestehen. Daher muß des Menschen größter Theil sich dort befinden, von wannen er abstammt.

Gleichwie die Sonnenstrahlen zwar die Erde berühren, jedoch dorten bleiben, von wannen sie kommen: so hält zwar ein großer und geweihter Geist, zu der Absicht zu uns herabgesandt, daß wir das Göttliche näher kennen lernten, mit uns Umgang, doch bleibet er stets an seinem Ursprunge.

Und ist wohl Etwas Thörigter, als Etwas an einem Menschen loben, was ihm nicht zugehört? Oder kann etwas unsinniger sein, als wenn man Jemand einer Sache halber bewundert, die doch sofort auf einen Andern übergehen kann? Ein Roß wird durch einen goldenen Zügel nicht werthvoller.

Niemand brüste sich mit fremden Federn!

Wir preisen den Weinstock, wenn er seine Reben mit Früchten beschwert und durch das Gewicht derselben die Pfähle mit sich zur Erde ziehet. Sollte wollte Jemand jenen Weinstock, von welchem vergoldete Trauben und Blätter herabhangen, diesem vorziehen? Die dem Weinstock eigene Tugend ist Fruchtbarkeit. So ist auch an einem Menschen nur zu loben, was sein eigen ist (die Tugend).

Dieser hat schöne Kinder und ein schönes Haus; große Ländereien und viel Geld auf Zinsen!

Aber nichts von diesem Allen ist in ihm selbst begründet, sondern nur um und neben ihm!

Lobe an ihm, was man ihm weder rauben noch geben kann, und was des Menschen wahres Eigenthum ist.

Fragst Du: was dieses sei?

Der Geist und in demselben die Vernunft ohne Mängel!

Der Mensch ist ein vernunftbegabtes Wesen, und hat sein höchstes Gut erlangt, wenn er zur Vollkommenheit gebracht, wozu er geboren ist.

Brief XLI.

XIII.

Die Freundschaft der Gottheit mit edlen Menschen.

„Aussöhnen will ich Dich mit der Gottheit, die gegen die Besten am Besten gesinnt ist, wie es denn auch gegen die Natur ist, daß ja das Gute dem Guten schenkt."

„Zwischen edlen Menschen und der Gottheit bestehet eine Freundschaft, deren Band von der Tugend geknüpft ist. Eine Freundschaft sage ich? ja, oder vielmehr ein inniges Verhältniß und eine Aehnlichkeit, weil der Gute nur der Zeit nach von der Gott-

heit verschieden ist, ihr Zögling und Nacheiferer und wahrhaftiger Abkömmling, den jener erhabene Vater, ein ernster Treiber zur Tugend, nach strenger Väter Art, etwas hart erzieht."

B. d. Vorseh., Cap. I.

XIV.

Seelengröße.

Eine große Seele verachtet Beleidigungen.

Die beschimpfendste Art von Rache ist die, wenn Einer gar nicht für werth gehalten wird, daß man sich an ihm räche.

Derjenige ist groß und edel, der gleich einem mächtigen Thiere das Gebelle kleiner Hunde anhört, ohne sich darum zu bekümmern. B. Zorne, II., 32.

Es giebt keinen zuverlässigern Beweis von Geistesgröße, als wenn man sich durch nichts, was begegnen kann, in Aufruhr bringen läßt.

In der obern und mehr geordneten Region, in der Nähe der Gestirne, bilden sich weder Wolken, noch werden Stürme und Wirbelwinde erregt; diese Region erfährt keinen Aufruhr. Nur in den niedrigen Regionen leuchten die Blitze.

Eben so ist ein erhabener Geist immer ruhig, im unaufgeregten Zustande bewahrt, in seinem Herzen dasjenige niederdrückend, woraus der Zorn (und jede andere Leidenschaft) entsteht, bescheiden, ehrwürdig, in Ordnung. Ebd., III., 6.

Während der Empfindliche sich selbst überschätzt, und, wenn er in Entrüstung hochherzig erscheint, in der Wirklichkeit kleinlich und engherzig ist — denn ein jeglicher steht unter dem, von welchem er sich verachtet denkt —: während dem rächet ein großer Geist, der sich selbst richtig schuf, Beleidigungen nicht, weil er für sie keinen Sinn hat.

So wie Pfeile von einem harten Gegenstand abprallen, und man an feste Körper nicht schlagen kann, ohne daß es dem, der es thut, Schmerz bereitete: so kann keine Beleidigung bewirken, daß ein großer Geist sie empfinde; sie ist schwächer, als der Gegenstand, gegen welchen sie gerichtet sind.

Ebds. III., 5.

Das ist einmal gewiß, daß man sich von dem großen Haufen ausschließt und höher stellt, wenn man diejenigen verachtet, welche durch Beleidigungen reizen.

Es ist der wahren Größe eigen, nicht zu merken, daß man eine Beleidigung erfahren hat. Es schlägt die Woge vergeblich an die mächtigere Klippe.

Wer nicht zornig wird, steht bei Beleidigungen unerschüttert. Wer zornig wird, bleibt nicht fest.

Derjenige aber, welcher über jede Widerwärtigkeit erhaben steht, hält das höchste Gut gleichsam in seinen Armen, und spricht nicht nur zu Menschen, sondern zu dem Schicksale selbst: Du magst thun, was Du willst, Du bist doch nicht mächtig genug, meinen heiteren Himmel zu umwölken.

Das läßt die Vernunft nicht zu, deren Leitung ich mein Leben übergeben habe. Ebds. III., 25.

Ueber Verunglimpfungen geht der Weise hinweg, wie über leere Traumbilder und nächtliche Phantasien ohne Gehalt und Wirklichkeit.

Denn je mehr einer ein Thor ist, desto ungebundener ist seine Zunge.

Was wir von Kindern denken, das denkt der Weise von Allen, die auch nach der Jugendblüthe und in grauen Haaren Kinder bleiben. V. d. Unerschütterlichkeit des Weisen, Cap. VI.

Der Weise geht nicht die Straße des großen Haufens, sondern gleichwie die Gestirne eine der Welt entgegengesetzte Bahn wandeln, so geht er einen andern Weg, als die Menge der Wahn führt. Ebds. Cap. 14.

Einer großen Seele ist es eigen, sanft zu sein und ruhig, und Beeinträchtigungen und Beleidigungen zu verachten. V. d. Gnade I., 5.

XV.

Die höchste Weisheit.

Wir dürfen uns nicht über die Abgunst der Natur beschweren. Denn bei keinem Gegenstand ist uns die Erforschung der Wahrheit schwer, wo dieselbe für uns von Werth ist.

Was uns edler und glücklich machen kann, das liegt entweder offen dar, oder ist fern.

Wenn der Geist das Zufällige verachtet, sich über die Furcht erhebt und nicht in thörigtem Hoffen über Maas und

Ziel hinausgeht, sondern den Reichthum in sich selbst sucht; wenn er (nicht wankend in der Tugend) die Furcht vor Gott und Menschen ablegt und die Ueberzeugung festhält, von den Menschen habe man nicht viel, von der Gottheit — Nichts zu fürchten; wenn er, Alles verachtend, wodurch das Leben gekränkt und gequält zugleich wird, es dahin gebracht hat, daß es klar vor seiner Seele steht: der Tod sei keines Uebels Quelle, vieler Uebel Ende! wenn er sein Herz der Tugend geweiht hat, und er alle Wege gebahnt achtet, auf welche diese ihn ruft; wenn er, als ein geselliges Wesen und für das Ganze geboren, die Welt als eine große Familie betrachtet, sein Inneres der Gottheit öffnet, und immer als vor aller Welt Augen wandelt, sich mehr vor sich selbst, als vor Andern scheuend: dann steht er, unberührt von Stürmen, fest und in heiteren Höhen, und hat das höchste, fruchtbarste und nothwendigste Wissen erreicht.

Was sonst noch sein mag, ist eine Unterhaltung für müssige Stunden.

Nur, wenn der Geist sicher gestellt ist, mag er wohl auf dasjenige sich einlassen, was dem innern Menschen Bildung, nicht Kraft mittheilt.

Dieses soll festhalten mit beiden Händen, wer nach wahrer Weisheit ringt, dieses nimmermehr loslassen, ja es sich anheften und mit sich Eins werden lassen, und, indem er es täglich bedenkt, es dahin bringen, daß ihm das Heilsame ungesucht in den Sinn komme, und er überall und auf der Stelle zur Hand habe, was er bedarf, und daß ihm, ohne

daß es ihm nur einen Augenblick kostet, die Unterscheidung des Unedeln und Edeln gegenwärtig sei, wie die Ueberzeugung: es gebe kein anderes Uebel, als die — Unsittlichkeit, kein anderes Gut, als die — Sittlichkeit.

Diese Regel des Lebens weise ihm sein Tagewerk an; nach diesen Gesetzen thue und verlange er Alles, und für die Elendesten unter den Sterblichen, mögen sie auch von allen Herrlichkeiten umstrahlt sein, achte er die, so der irdischen Lust leben, während ihr Geist in thatenloser Ruhe schlummert.

Der Weise hält es sich selbst vor: Sinnenerguß ist vergänglich; von kurzer Dauer; bald ist man selber satt! Je gieriger verschlungen, desto schneller ist er in's Gegentheil verwandelt, daß man sich desselben bald zu ärgern, bald zu schämen hat.

Nichts Herrliches ist daran; etwas Niedriges ist er, dem Dienst werthloser und unedler Glieder verkäuflich, und nimmt ein häßliches Ende.

Das aber ist eine Freude, würdig des Menschen und Mannes, daß er frei sei von jeder Aufregung.

V. d. Wohlthaten, III. 2.

Wo findest Du Jemand, dessen Herrscherlust gestillt worden wäre und ein Ziel gefunden hätte? Der nicht unter weiter ausgedehnten Plänen sein Leben geendigt hätte?

Und das ist kein Wunder.

Was der Begehrlichkeit zu Theil wird, das wird in die innersten Tiefen hineingeschöpft und verwahrt, und es ist

gleichviel, wie viel man in Etwas hineinwirft, was nicht auszufüllen ist.

Der allein ist ein Weiser, der Alles hat, und es ohne Schwierigkeit sich zu eigen erhält.

Er hat nicht Gesandte über Meere zu schicken, nicht an feindlichen Grenzufern Lager abzustecken, noch Besatzungen in die geeigneten Burgen zu vertheilen; nicht braucht er Legionen und Reiterschaaren.

Wie die unsterblichen Götter waffenlos das Scepter führen und von ruhiger Höhe herab ihr Reich wahren: also übt der Weise geräuschlos seine Pflichten, wie weit auch derselben Umfang sei, und das ganze Menschengeschlecht, dessen mächtigstes und trefflichstes Glied er ist, siehet er unter sich.

Lächle nur!

— Aber es ist das Vorrecht eines großen Geistes, den Orient und Occident zu durchspähen mit seinen Gedanken, die selbst in die entlegensten Wüsten und unzugänglichsten Oerter dringen, und bei der Betrachtung so vieler lebenden Wesen, solch einer Menge von Dingen, wie die Natur in ihrer unendlichen Güte spendet, das Götterwort auszusprechen:

„Das Alles ist mein!"

So wie unter einem vortrefflichen Könige, der Alles besitzt der Herrschergewalt, der Einzelne aber — dem Eigenthumsrechte nach, so gehört dem Weisen Alles so, daß nichts desto weniger ein Jeglicher in seinen Dingen das Eigenthumsrecht hat; er besitzt Alles in der Idee, während der Eigenthümer nur die Sache inne hat.

V. d. Wohlthaten, VII., 1—6.

XVI.

Erkenntniß der Wahrheit führt zur Tugend und Glückseligkeit.

Wo Jemand Etwas vor den Augen steht und seinen Blick hindert, so ist nöthig, daß, wenn er klar sehen soll, dieses Hinderniß aus dem Wege geräumt werde.

So lange dies nicht geschieht, ist die Vorschrift unnütze darin man zu dem Menschen saget: Also mußt Du gehen, dahin Deine Hände ausstrecken!

Nicht Anders ist es, wenn Etwas den Geist verfinstert und ihn seine Pflichten einzusehen hindert. So lange diese Verfinsterung dauert, ist es vergebliche Arbeit dem Menschen zu sagen: Also mußt Du mit dem Vater, also mit der Gattin umgehen.

Erst wenn die Irrthümer des Verstandes zerstreut sind, vermag man die einem Jeden schuldigen Pflichten zu erkennen.

Außerdem macht man denjenigen, den man lehren will, was ein weiser Mann thun müsse, statt klug, nur unklug.

Oder kann man einem Armen lehren, wie er sich als Reicher verhalten solle? Wie kann er dem bei fortdauernder Armuth nachkommen! Oder mag man einem Hungrigen zeigen, was Jemand zu thun habe, der gesättigt ist? Benimm ihm lieber den Mark und Bein auszehrenden Hunger!

Dasselbe gilt von allen Lastern.

Ehe man Tugend-Vorschriften befolgen kann, müssen die Laster erst hinweggeräumt sein.

So lange Du nicht den falschen Wahn, womit wir zu kämpfen haben, vertrieben haben wirst, wird weder der Geizige die Belehrungen annehmen, wie er des Geldes gebrauchen soll, noch der Furchtsame dahin zu führen sein, die Gefahren zu verachten.

Du mußt es vielmehr so einrichten, daß Jener erkenne, wie das Geld weder etwas Gutes noch Böses sei; Du mußt ihm reiche Leute im größten Elende zeigen. Du mußt es dahin bringen, daß dieser sich überzeuge, wie dasjenige, was man insgemein fürchtet, selbst Schmerz und Tod, nicht so sehr zu fürchten sei, als man überall hin ausbreitet; wie im Tode, welchem Alle unterworfen sind, auch darinnen ein großer Trost liege, daß er nicht wiederkehre rc., und man Alles, was ein nothwendiges Schicksal auflegt, standhaft annehmen müsse.

Wenn Jemand vermittelst dieser (vorbereitenden) Lehrsätze die Beschaffenheit seines Zustandes kennen gelernt hat und einsieht, daß ein glückseliges Leben nicht dasjenige sei, welches unsern Lüsten, sondern den (geistig-sittlichen) Gesetzen der Natur gemäß ist, wenn er die Tugend als das einzige Gut der Menschen liebgewonnen hat und das Laster als das einzige (wahre) Uebel flieht: so wird er begreifen, daß alles Uebrige, als Reichthümer, Ehrenstellen, Gesundheit, Stärke und Throne, nur Mitteldinge, und weder unter das Gute noch Böse zu zählen sind; er wird keinen Erinnerer nöthig haben, der ihn in jedem einzelnen Falle zu dem ermahne, was er thun müsse. Die einzige Lehre von der Billigkeit und Gerechtigkeit wird ihm Alles lehren.

Sehr vieles Wahre liegt in dieser Rede Aristo's *); doch darinnen hat er Unrecht, wenn er durch Vertilgung der Irrthümer im Menschen Alles gewonnen zu haben meint und Vorschriften für überflüssig erachtet. Denn gesetzt: man hätte auch vom Geize nachgelassen, in Absicht auf die Ueppigkeit sich eingeschränkt, der Verwegenheit Zügel angelegt und seine Trägheit angespornt, so ist das doch nicht genug. Man muß nach Ablegung der Laster auch noch die Lehren der Tugend kennen lernen. Br. 94.

XVII.

Das Glück des Umganges mit den Wissenschaften.

Fabianus pflegte öfter zu sagen: „Er wisse nicht, ob es nicht besser wäre, sich in gar keine Studien einzulassen, als sich in solche zu verwickeln!"

Diese Aeußerungen können jedoch nur von einem falschen Umgange mit der Wissenschaft gelten, z. B. wenn man über unwesentliche, unpraktische Gegenstände Untersuchungen anstellt, etwa: Ob die Ilias oder die Odysse früher gedichtet worden? u. dgl.

---

*) Stoischer Philosoph um's Jahr 270 v. Chr., unmittelbarer Schüler des Zeno.

Dagegen leben wir im höchsten stillen Glücke unter allen Denjenigen, die ihre Zeit der Erforschung der Wahrheit gewidmet haben.

Sie allein leben. Denn nicht nur ihre eigene Lebenszeit halten sie gut verwahrt, sondern sie legen jede Periode der Zeit der ihrigen zu.

Alle Jahre, die vor ihnen verlebt wurden, gewinnen sie für sich.

Wenn wir nicht ganz undankbar sind, so sind jene hochberühmten Religionsstifter für uns geboren, so haben sie uns den Weg zum Leben gebahnt.

Zu dem Edelsten, was aus der Finsterniß an's Licht gezogen ward, gelangen wir durch die Thätigkeit Anderer.

Kein Jahrhundert ist uns verschlossen, zu allen haben wir Zutritt, und wenn wir Lust haben, hohen Sinnes über die Beschränkungen menschlicher Hinfälligkeiten hinauszugehen, so haben wir eine schöne Strecke Zeit zu durchwandern.

Wir können uns unterhalten mit Sokrates, zweifeln mit Carneades, ein ruhiges Leben führen mit Epicur, die menschliche Natur überwinden mit den Stoikern, und, wie die Natur selbst, mit jeglichem Zeitalter, als dessen Genossen, gleichen Schritt halten.

Warum sollten wir nicht von diesem unbedeutenden und vergänglichen Vorüberschreiten der Zeit uns mit ganzer Seele zu Dem wenden, was unermeßlich, was ewig ist, was wir mit edlen Naturen gemein haben?

Jene, die Aufwartungen machend, umherrennen, die sich und Andern keine Ruhe lassen, — wenn sie Tag für Tag an Aller Thürschwellen herumgekommen und an keiner offenen Thür vorbeigegangen sind, wenn sie in den verschiedenen Häusern ihre Complimente abgestattet haben: sie verbringen ein elendes Leben in thatenloser Geschäftigkeit.

Nur von Denen können wir sagen, sie widmen ihre Zeit einem würdigen Dienste, welche täglich die Schriften derselben durchforschend, die größten Weisen zu vertrauten Freunden zu haben begehren.

Unter diesen wird Keiner mit Mangel an Zeit sich entschuldigen, Keiner sich verleugnen lassen, Keiner durch Nebenausgänge sich aus dem Hause schleichen, Keiner unsern Namen mit stolzem Gähnen aussprechen, Keiner den zu ihm Kommenden entlassen, ohne ihn beseligender und liebender an sich geschlossen zu haben, Keiner wird mit leeren Händen hinweggehen.

Bei Nacht, wie bei Tage, kann Jeder, der Mensch heißt, zu ihnen kommen.

Von ihnen wird Keiner Dich um Deine Jahre bringen, sondern Dir die Seinigen hinzugeben. Nie wird die Unterhaltung mit Diesen gefährlich sein, nie ihre Freundschaft Dich Aufwand kosten.

Du wirst von ihnen bekommen, was Du nur willst.

Welches Glück, welches schöne Greisenalter insonderheit erwartet den, der sich unter solche Schutzherren gestellt hat!

Mit ihnen kann er stets das Geringste und Wichtigste überlegen, sie täglich über sich selbst zu Rathe ziehen, von ihnen die Wahrheit hören ohne Beschämung, ihr Lob einerndten ohne Schmeichelei, nach ihrem Muster sich heranbilden.

Es giebt Familien der edelsten Geister!

Wähle, in welche Du aufgenommen sein willst.

Du wirst nicht nur auf den Namen eines Sohnes aufgenommen, sondern auf das Erbgut eingesetzt, welches Du ebenfalls nicht schmutzig und eigennützig bewahren wirst.

Es wächst in dem Maaße, als Du es unter Mehrere vertheilst.

Jene Weisen werden Dir den Weg zur Ewigkeit zeigen und Dir zu dem Ehrenplatze verhelfen, von dem Dich Niemand verdrängen kann.

Das ist das einzige Mittel, die Sterblichkeit hinauszurücken, ja in Unsterblichkeit zu verwandeln.

Alles, was der eitle Sinn entweder in Beschlüssen verordnet, oder in Kunstwerken aufgethürmt hat, fällt bald zusammen. An Alles legt die zerstörende Zeit ihre Hand.

Der Weisheit aber kann kein Abbruch geschehen.

Kein Zeitalter wird sie vertill'gen, keines sie schwächen. Vielmehr wird jedes kommende Zeitalter seinen Antheil zu ihrer Würdigung beitragen.

Weit, weit also breitet sich das Leben dessen aus, der sich der Wissenschaft, der Erkenntniß der Wahrheit widmet. Er ist nicht von derselben Grenze, wie die übrigen Menschen eingeschlossen, er allein ist nicht durch die Gesetze der Menschheit gebunden; alle Jahrhunderte müssen ihm dienen, wie einem Gotte.

Ist eine Zeit vorübergegangen: er faßt sie in seiner Erinnerung; ist sie vorhanden: er macht von ihr Gebrauch; steht sie in der Zukunft: er genießt sie im Voraus.

Das Zusammenfassen aller Zeiten in Eine bereitet ihm ein langes Leben.

Ueberaus kurz und sorgenvoll ist die Lebenszeit Derer, die die Vergangenheit vergessen, die Gegenwart nicht nutzen, für die Zukunft fürchten.

Wenn sie an's Ziel gelangt sind, sehen sie zu spät ein, die Armen, so lange seien sie geschäftsvoll gewesen, ohne etwas zu thun. V. d. Kürze des Lebens Cap. 15.

Das ist das höchste Glück, wenn der Geist, von jeder Rücksicht frei, für seine Thätigkeit sich Zeit läßt, und bald an leichtern Studien sich ergötzt, bald nach Wahrheit durstend, sich zur Betrachtung seines Wesens und des All's erhebt.

Zuerst erforscht er die Länder und ihre Lage; darnach die Natur des sie umströmenden Meeres; darauf betrachtet er, was zwischen Himmel und Erde Furchtbares liegt und diese durch Donner, Blitze, Windeswehen und Regengüsse, Schnee und Schloßen in Unruhe versetzten Räume; sodann nach Durchwanderung der niedrigeren Regionen nimmt er seinen Aufbruch zum Höchsten und überläßt sich dem über Alles schönen Anblick des Himmlischen, und, seiner Ewigkeit eingedenk, geht er in Alles ein, was war und in aller Ewigkeit sein wird. Trostschrift a. s. Mutter Helvia a. Schlusse.

XVIII.

Die wahre Weisheit

ist nichts anderes, als die rechte Art, zu leben, als die Einsicht, wie man tugendhaft leben müsse, als die Kunst, das Leben auf würdige Weise zu führen. Nicht unrecht sind wir daran, wenn wir sagen: die Philosophie sei die Vorschrift zu einem guten und tugendhaften Leben. Und wer da sagt, sie sei eine Richtschnur für das Leben, der giebt ihr wohl ihre gehörige Benennung.

Lactanz, Unterweisungen über das Göttliche III., 15.

[illegible] übergegangen; er [illegible] in seiner
Betrachtung [illegible] verschwendet [illegible] des Gedankens
[illegible]
Das Zusammenfassen aller Zeiten in Eins [illegible]

[illegible]

Das ist das höchste Gut, wenn der Geist, von jeder [illegible] frei, für seine Tätigkeit sich Zeit läßt, und bald zu heiteren Studien sich regend, bald nach Wahrheit forschend, sich zur Betrachtung seines [illegible] und des All's erhebt.

Jetzt betrachtet er die Länder und ihre Lage, darnach die Natur und die [illegible] Meeres; darauf betrachtet er, was zwischen Himmel und Erde [illegible] liegt, und diese [illegible] Donner, Blitze, [illegible] und Regengüsse, Schnee und Schloßen [illegible] Bäume; sodann nach Durchwanderung der niedrigeren Regionen eilt er [illegible] zum Höchsten und überläßt sich dem [illegible] schönen Anblick des Himmlischen, und, seiner Ewigkeit [illegible] gedenkt, geht er in Alles ein, was war und je sein wird.

[illegible]

Die
Tugend
überhaupt.

I.

Tugend.

Vgl. wahre Glückseligkeit, Gott, höchstes Gut, Vernunft.

Ein Rechtschaffener thut, was er als Recht erkennt, möge es auch noch größere Anstrengung fordern, ihm noch mehr zum (irdischen) Schaden gereichen oder Gefahr drohen. Was dagegen nicht Recht ist, thut er nicht, wenn es ihm auch Geld einbrächte, Vergnügen gewährte oder mächtig machte.

Nichts kann den Rechtschaffenen von der Tugend abschrecken, keine Hoffnung ihn verleiten, etwas Sündliches zu begehen.

Wenn aber der Rechtschaffene allewege der Tugend folgt und mithin die Sünde vermeidet: so folgt, daß nichts (wahrhaft) gut, als die Tugend, und, außer der Sünde, nichts böse sei.

Wenn die Tugend allein unverfälscht und stets dieselbe bleibt, so muß nothwendig auch die Tugend das einzige (wahre) Gut sein, um so mehr, da es nicht möglich ist, daß sie nicht gut sein sollte.

Die Weisheit ist von jeder Gefahr einer Veränderung frei; sie kann nicht geraubt oder in Thorheit verwandelt werden.

Sonach ist es die Tugend, welche die Seele stärker, erhabener und größer macht, während Alles, was die Begierde

erregt, den Geist erniedrigt und schwächt, und, wenn es ihn zu erheben scheint, ihn doch nur aufgeblasen macht und durch Eitelkeiten täuscht.

Alles, was der Wahrheit widerspricht, ist falsch.

Du mußt außerdem zugeben, daß ein Rechtschaffener die Gottheit auf das Höchste liebe und verehre. Daher wird er auch Alles, was ihm begegnet, willig ertragen, da er erkennt, daß es vermöge der göttlichen Gesetze, welchen er unterworfen ist, nicht anders sein kann.

Ist dies anders, so können wir auch nur ein einziges Gut annehmen, nemlich die Tugend, denn diese lehrt die Gottheit fürchten, über ein unerwartetes Unglück sich nicht erboßen, sein Schicksal ohne Thränen anschauen, das Verhängniß geduldig annehmen und willig thun, was es gebietet.

Gäbe es außer der Tugend noch ein anderes (wahres) Gut: so würde unsere Begierde, zu leben, das Verlangen nach Lebensbedürfnissen, unersättlich, das aber eine unerträgliche, unaufhörlich beunruhigende, unendliche Last sein.

Diesem tritt noch hinzu, daß, wenn die Seelen nach ihrer Trennung vom Körper fortdauern, der Zustand derselben künftig glücklicher sein muß, als er es ist, so lange sie noch in dem Körper eingekerkert sind.

Wäre aber das, was wir vermöge unseres Körpers genießen, ein Gut, so würden die Entbundenen schlimmer daran sein, was wohl nicht geglaubt werden kann.

Mithin giebt es nur ein einziges (wahres) Gut, die Tugend. Alles Andere ist von geringer Erheblichkeit und veränderlich, weshalb es mit Sorgen besessen wird, wenn es

auch das günstigste Glück auf Jemand ohne Ausnahme ausschüttete. Es liegt auf seinem Herren als eine schwere Last, ja erdrückt denselben sogar öfters.

Keiner von Denen, welche Du in Purpur erblickst, ist glücklich, eben so wenig als die, welche auf dem Theater mit Sceptern und köstlichen Gewändern auftreten.

Diese, welche vor dem Volke so stolz und auf hohen Schuhen einhertreten, müssen das Alles, sobald das Stück zu Ende ist, wiederum ablegen und werden in ihre vorige Größe zurückgesetzt.

Mögen aber auch wirkliche (irdische) Reichthümer und Würden Jemand noch höher gehoben haben, Niemand ist darum schon wahrhaft groß, sondern scheinet es nur, darum, weil man ihn nach dem Gestelle bemiß't, auf welchem er steht, er ist darum aber so wenig groß, als ein Zwerg, obgleich derselbe auf einem Berge stände.

Ein Riese aber wird groß bleiben, wenn man ihn auch in einen Brunnen setzte.

Darinnen aber liegt der Irrthum, der hier täuscht, daß wir Niemanden nach dem schätzen, was er ist, sondern nach dem, was er äußerlich scheinet, was ihm in den Augen der Welt anhängt.

Willst Du einen Menschen nach der Wahrheit schätzen (nach seinem wirklichen Werthe), so beschaue ihn, wie er von irdischer, nichtiger Herrlichkeit entkleidet vor Dir steht.

Laß ihn sein Erbtheil, seine Würden und jeden Tand des Glückes, ja selbst seinen Körper ablegen, und dann — beschaue seine Seele und die Beschaffenheit derselben,

frage: wie groß diese sei und ob ihr selbst diese Größe angehöre oder ob sie dieselbe nur erborgt habe? — darnach schätze den Werth der Menschen. Nur die Schätzung nach ihrer Tugend ist die wahre!

Sr. 76.

Wenn Du ein Pferd kaufen willst, lässest Du ihm die Decken abnehmen; wenn Du einen Sclaven zu erhandeln beabsichtigst, ziehest Du ihm die Kleider aus, damit kein Fehler des Leibes Dir verborgen bleibe.

Und den Menschen selbst wolltest Du unter einer Hülle schätzen?

Doch, was rede ich von Andern? Wenn Du Deinen wahren Werth wissen willst, so laß Dein Geld, Dein Haus, Deine Würde bei Seite gesetzt sein, und siehe auf Dein Inneres.

Jetzt glaube, was Andere von Dir sagen.

Sr. 80.

Der wahrhaft Weise und Tugendhafte steht nicht blos über jedem Wechsel des Schicksals, sondern sucht auch unter allen Verhältnissen über das Schicksal zu gebieten und seine Pflichten zu erfüllen.

Weder Armuth, noch Schmerz, noch was sonst den Unerfahrenen irre leitet, kann ihm zum Anstoß gereichen. Er sucht Alles zum Vortheile zu wenden.

Er gleicht dem Bildhauer, der, wie Phidias, aus jedem Stoffe, Bildnisse zu formen versteht.

Der Weise wird, wenn es sein kann, bei Reichthümern, wo nicht, in Armuth, wenn es möglich, in seinem Vater-

lande, wo das nicht gestattet ist, in der Verbannung, als Feldherr oder als gemeiner Kriegsknecht, wo nicht gesund, in Krankheit, seine Tugend entwickeln.

Wie es Leute giebt, welche die Bändigung wilder Thiere so gut verstehen, daß sie auch die grausamsten Bestien geschmeidig zu machen vermögen, so daß der Meister die Hand in den Rachen des Löwen steckt, der Wärter den Tieger küßt, und der Mohr dem Elephanten gebietet, in die Kniee zu fallen oder auf dem Seile zu gehen: so besitzt der Weise und Tugendhafte die Kunst, jedes Uebel zu bändigen.

Br. 85.

Es giebt nur ein Einziges, was den Geist vollkommen macht, die Erkenntniß des Guten und Bösen.

Es ist die Aufgabe der Weisheit, eine Tugend nach der andern durchzugehen.

Die Tapferkeit schüttelt jede Furcht von sich, verachtet alles Fürchterliche, das unsere Freiheit bedroht, fordert es heraus und legt es zu Boden.

Die Treue, das heiligste Gut des menschlichen Herzens, läßt sich durch keine Noth zum Betruge zwingen, durch keinen Preis bestechen. Sie spricht: brenne, haue, tödte! ich verrathe doch nichts! Je mehr der Schmerz das Geheimniß zu erringen sucht, desto tiefer soll es von mir verborgen werden.

Die Mäßigkeit gebietet den Begierden. Einige hasset und verjaget sie; einige erlaubt sie, und zwingt dieselben in vernünftige Schranken; nie jedoch nähert sie sich ihnen um ihrer Selbst willen. Sie weiß, das beste Maas der Begierden

ist, nicht soviel, als man will, sondern als man darf, sich herauszunehmen.

Die Leutseligkeit verbietet uns geizig, und gegen unsere Mitgenossen stolz zu sein; sie bezeugt sich in Worten, Thaten und Gemüthsbewegungen freundlich und gegen Jedermann gefällig. Sie bleibet bei Anderer Unglück nicht gleichgültig, und läßt sich ihr Glück dann am liebsten sein, wenn es Andern zum Vortheile gereichet.

Gr. 88.

II.

Was ist das Herrlichste im Menschenleben.

Viele Dinge sind nicht groß ihrer Natur nach, sondern im Verhältnisse zu unserer Niedrigkeit. Vielfach kommt uns etwas groß nur darum vor, weil wir klein sind.

Was aber ist das Herrlichste im Menschenleben.

Nicht mit Flotten die Meere erfüllen, nicht an den Küsten die Flaggen ausbreiten, nicht, weil kein Land mehr da ist, zur Unterdrückung Anderer den Ocean durchkreuzen und unbekannte Länder aufsuchen: — sondern einen geistigen Blick gewinnen, und den größten Sieg, die Herrschaft über die Laster erringen.

Unzählige sind 's, die da Städte, die da Völker in ihrer Gewalt hatten; die sich selbst beherrschten, — gar Wenige.

Was ist das Herrlichste?

Den Geist emporheben über die Drohungen und Versprechungen des Geschickes!

Achte nichts für werth, darauf zu hoffen! Was hat es denn, was Deines Wunsches werth wäre? Siehe, wie es von dem Umgange mit dem Göttlichen Dich zum menschlichen herabzieht. So wirst Du eben so geblendet, als wenn sich Deine Augen aus hellem Sonnenschein in dichten Schatten wendeten.

Was ist das Herrlichste?

Mit heiterem Herzen das Unglück ertragen können; was auch kommen mag, so hinzunehmen, als ob Du gewollt hättest, daß es so komme. Denn Du hättest es ja wollen müssen, wenn Du gewußt hättest, daß das Alles nach dem Rathe der Gottheit so komme. Weinen, klagen, seufzen — heißt den Glauben aufgeben.

Was ist das Herrlichste?

Nicht in's Herz kommen lassen arge Gedanken, zum Himmel zu erheben reine Hände, kein Gut zu wollen, das, damit es an Dich komme, ein Anderer verlieren muß; wünschen, was man ohne Widerspruch wünschen kann, ein wahrhaft edles Herz; was aber die Menschen sonst hoch anschlagen, wenn es auch der Zufall in's Haus brächte, so betrachten, als werde es hinaus kommen, wie es herein kam.

Was ist das Herrlichste?

Den Geist hocherheben über das Zufällige, nicht vergessen, daß man — Mensch ist, um, sei man nun glücklich, zu wissen, es werde nicht lange so währen, oder sei man un-

glücklich, überzeugt zu sein: daß man es nicht ist, wenn man sich nicht dafür hält.

Was ist das Herrlichste?

Jeden Augenblick zum Sterben bereit sein. Das macht frei, nicht den Bestimmungen des römischen Rechts nach, sondern nach den Rechten der Natur!

Vorw. z. III. B. d. Naturbetr.

III.

Das höchste Gut.

Vgl. Die wahre Glückseligkeit.

Ob der Aetna abnehme und einstürze, ob die hohe und weit im Meere sichtbare Spitze durch die ewige Gewalt des Feuers Abbruch leide: ich kann 's nicht wissen.

So viel aber weiß ich, daß die Tugend weder durch Feuer noch Zerrüttung herabgesetzt werden kann.

Ihre Hoheit weiß von keiner Erniedrigung. Sie kann weder weiter, noch wieder zurück gehen. Sie hat, wie alles Himmlische, ihre bestimmte Größe.

Zu ihr müssen wir hinanzuklimmen streben.

Doch das heißet noch nicht weit sein, wenn man blos besser ist, als der Schlimmste.

Wer wird mit solchen Augen prahlen, die ihm nur muthmaßen lassen, daß es Tag sei, die die Sonne nur durch das Dunkel hindurch schimmern sehen!

Man kann sich einigermaßen freuen, daß man sich nicht ganz in der Finsterniß befindet. Allein man kann darum noch nicht sagen, daß man der Wohlthat des Lichts genieße.

Nur alsdann mögen wir unserm Geiste Glück wünschen, wenn er, befreit von den Finsternissen, die ihn umgeben, nicht mehr mit blödem Gesichte die Klarheit anschauet, sondern den edlen Tag zu ertragen vermögend ist, und, seinem Himmel wiedergegeben, diejenige Stelle wiederum einnimmt, welche er vor seiner Entstehung dort inne hatte.

Sein erster Ursprung ruft ihn gen Himmel.

Er wird aber schon dort sein, ehe er noch aus diesen Gefängnissen befreit wird, wenn er die Laster ablegt, und rein und leicht zu göttlichen Gedanken sich emporschwingt.

Br. 79.

Reichthum kann uns gefallen, Ehrenstellen können uns geboten werden, wir sehen uns vielleicht mit Ansehen und Gunstbezeugungen ohne unser Zuthun überhäuft.

Die Tugend dagegen kommt nicht von selbst, noch wird sie mit geringer Mühe erreicht.

Aber sie ist auch der Anstrengung werth, wenn man alles Gute auf einmal erlangen will.

Denn es giebt nur ein einziges Gut, nemlich die Tugend. An Allem, was man aus Eitelkeit für gut ansiehet, ist nichts Wahres, nichts Sicheres.

Wohl hat Alles in der Welt sein besonderes Gute. Der Weinstock verdient wegen seiner Fruchtbarkeit, der Wein wegen seines Wohlgeschmackes gelobt zu werden, der Hirsch

wegen seiner Geschwindigkeit. Die Lastthiere haben einen starken Rücken, um schwere Lasten tragen zu können. An dem Hunde sind die feine Nase zur Aufspürung des Wildes und der schnelle Lauf zu dessen Verfolgung, und die Kühnheit bei dem Angriffe vorzügliche Eigenschaften. An jedem Gegenstande ist das, wozu es da ist, das Schätzenswertheste.

In dem Menschen aber giebt es kein anderes Gut, was ihm eigen ist, als die Vernunft. Die vollkommene Vernunft aber heißet man Tugend, oder, welches einerlei ist: Rechtschaffenheit. Sie ist sein einziges Gut dergestalt, daß es allen anderen Gütern die Wage hält.

Wer böse ist, mißfällt Jedermann; wer dagegen gut ist, gefällt.

Also ist die Vernunft das einzige, dem Menschen eigene Gut, durch das er entweder gefällt oder mißfällt.

Wenn Jemand eine gute Gesundheit, Reichthum, viele Ahnen, einen mit Schutzbedürftigen angefüllten Vorsaal und alles Irdische besäße, wäre aber dabei lasterhaft, so würde er von Dir doch — verachtet werden.

Wiederum aber, wenn Jemand von unseren irdischen Gütern zwar gar nichts besäße, wenn ihm Geld, Klienten, Adel und eine Reihe berühmter Ahnen gänzlich fehlten, derselbe aber ist rechtschaffen, wirst Du ihn nicht doch hochachten?

Also giebt es nur ein einziges Gut, um dessenwillen der Mensch, wenn er es besitzt, Achtung, wenn es ihm fehlt, Verachtung verdient.

Es hat hier mit dem Menschen dieselbe Bewandtniß, wie mit anderen Gegenständen.

Man bezeichnet ein Schiff als gut nicht deshalb, daß es mit kostbaren Farben angemalt, oder dessen Schnabel versilbert oder vergoldet, oder das Wahlzeichen mit Elfenbein ausgelegt, oder es mit königlichen Schätzen und Gütern befrachtet, sondern — wenn es fest und dauerhaft, dicht und wohl zusammengefügt und so beschaffen ist, daß es der Gewalt der Wellen trotzen, dem Eindringen des Wassers widerstehen, leicht regiert werden und geschickt segeln kann.

Ein Schwert ist gut — nicht wenn es von einem vergoldeten Gehänge getragen wird, und in einer mit Edelsteinen besetzten Scheide ruht, sondern wenn es eine scharfe Schneide besitzt und mit einer Spitze versehen ist, die durch jede Rüstung zu dringen vermag.

Bei einem Richtscheite fragt man nicht, wie fein es verziert, sondern wie richtig es ist.

Gleicherweise kömmt es bei dem Menschen nicht darauf an, wie viele Äcker er besitze, wie viele Capitalien er auf Zinsen sicher angelegt habe, wie viele ihm ihre Aufwartung machen, auf was für einem köstlichen Bette er ruhe, aus welchem hellgeschliffenen Becher er trinke, sondern darauf, wie — sittlich gut er sei.

Er ist aber gut, wenn sein Verstand wahrhaft ausgebildet ist und den Gesetzen der Natur gehorcht.

Wie aber die Vernunft den Menschen allein vollkommen (gleichsam erst zum Menschen) macht, so macht sie ihn auch glückselig.

Das aber ist das einzige (wahre und höchste) Gut des Menschen, durch welches und kein anderes er glücklich gemacht werden kann.

Alle Handlungen unseres Lebens sind nach dem abzumessen, was tugendhaft und lasterhaft ist. Hierin beruht die Regel dessen, was wir thun und lassen sollen. Br. 76.

Verlaß jene Eitelkeiten, wonach die Welt rennet; verlaß die Reichthümer, welche ihrem Besitzer nur eine Last sind oder ihm Gefahr bereiten. Verlaß die sinnlichen Lüste also, daß Du an sie nicht mehr gedenkst. Sie schwächen den Geist und entkräften den Körper. Verlaß das Streben nach Ehre. Es ist eine schwülstige, eitle, unbeständige Sache, welche keine Schranken hat, und weder vor, noch hinter sich Jemand ohne Unmuth sieht. Man wird vom Neide um so schmerzlicher gequält, als der, der von anderen beneidet wird, selbst wieder Neid empfindet. Lenke dagegen Deinen Weg vielmehr zur Weisheit und strebe nach ihren erhabenen und ruhigen Gütern!

Alles, was von menschlichen Dingen hervorragt, so gering es an sich selbst auch immer sein mag, kann nur auf beschwerlichen und fast unzugänglichen Pfaden erreicht werden. Der Weg zum Gipfel der Würden ist höchst uneben und holperig.

Aber willst Du die Spitze (der Weisheit) besteigen, auf welche sich das Glück niedersenkt, so wirst Du auf Alles, was sonst für das Höchste geachtet wird, herabschauen können und das größte Glück auf einem ebenen Wege erreichen.

Br. 84.

IV.

Der Ruhm.

Vgl. Höchstes Gut und Tugend.

Der wahre Ruhm ist der Schatten der Tugend und wird uns auch wider unsern Willen begleiten.

Gleichwie der Schatten bisweilen vorangehet, bisweilen nachfolgt: so gehet auch der Ruhm öfters vor uns her, so daß er von Allen gesehen werden kann. Oefters kömmt er hinterher und ist dann um so viel größer, je langsamer er kommt, weil dann der Neid schon entwichen ist.

Wie Vieler Tugenden sind erst nach ihrem Tode erkannt worden!!

Keine Tugend bleibt verborgen, und wenn es ja eine Zeitlang so scheint, so hat sie davon keinen Schaden.

Es kommt ein Tag, der sie aus dem Verborgenen und der durch die Bosheit ihrer Zeit erlittenen Unterdrückung hervorziehen wird.

Und wenn auch der Neid alle mit Dir zugleich Lebenden schweigen ließe, so werden Andere kommen, welche ohne Mißgunst und unpartheiisch ein Urtheil fällen.

Vernehmen wir auch hier die Reden der Nachkommenschaft nicht, so wird diese doch, um die Tugend zu verehren, dieselben im Munde zu führen nicht unterlassen.

Nie ist die Tugend Jemand Etwas schuldig geblieben, der ihr treulich folgte, der sich nicht schmückte oder schminkte,

sondern allezeit gleich erfunden ward, man mochte ihn unversehens überraschen oder sich vorher anmelden lassen.

Sie hat es ihm entweder bei seinem Leben, oder nach seinem Tode vergolten.

Die Verstellung ist zu Nichts nutze. Wenige lassen sich durch ein fein angestrichenes Gesicht hintergehen. Alle Heuchelei ist hinfällig. Die Lüge hat eine dünne Hülle. Ein aufmerksames Auge durchschaut sie leicht.

Br. 79.

V.

Der Tugendhafte lebt so, als ob aller Welt Augen ihn sähen!

Bin ich denn von der Erheblichkeit, fragst Du, daß ich den Leuten von mir zu reden geben kann?

Bedenke: was in einem Kreise, unter nahe stehenden Dingen hervorraget, ist da groß, wo es hervorraget. Die Größe steht immer in Beziehung zu ihren Umgebungen und steigt und fällt mit der Vergleichung, die sie zu denselben findet.

Ein Nachen, der auf einem Flusse groß heißt, ist auf dem Meere klein. Wer in der Provinz lebt, ist in derselben groß, während er in der Residenz vielleicht kaum beachtet würde.

Daher fraget man nach Allem, und weiß Alles, was Du thust, der Du Dich jetzt in kleinem Kreise bewegst.

Desto behutsamer muß Deine Lebensführung sein.

Nur dann kannst Du Dich glücklich schätzen, wenn Du als vor den Augen der Welt leben kannst, so daß die Wände Dich wohl decken, aber nicht verdecken.

Du wirst fast Niemand finden, der sein Leben als bei offenen Thüren zu führen sich getraue.

Aber nicht der Stolz, sondern das Gewissen hat die Thürhüter bestellt. Man lebe so, daß, wenn man uns plötzlich erblickte, es eben so gut sein würde, als wenn man uns über der That ertappte.

Was hilft es aber, daß wir uns verbergen und Augen und Ohren der Menschen scheuen? —

Ein gutes Gewissen rufet alle Welt herbei, ein böses aber ist auch in der Einsamkeit ängstlich und voller Bekümmernisse.

Thust Du stets, was ehrbar und gut ist, so mag es alle Welt wissen! Ist es böse, was gewinnst Du dadurch, daß es Niemand weiß, da Du es Dir selbst doch nicht verhehlen kannst.

O Du bist elend, wenn Du diesen Zeugen verachtest!

Br. 43.

VI.

Bei allen Deinen Bestrebungen erforsche: ob das, wornach Du strebst, auch des Strebens werth sei?

Wir sollten in allen Dingen und bei allen unsern Bestrebungen so handeln, wie wir zu thun pflegen, wenn wir zu einem Kaufmanne gehen.

Wir sollten uns zuvor nach dem Werthe und Preise dessen erkundigen, was wir begehren.

Oft kömmt uns das am theuersten zu stehen, wofür wir nichts zu geben vermeinen, indem es uns unserer Freiheit beraubt.

Es mag nun im Leben auf Erwerb oder Verlust ankommen, so bedenke immer: Es wird vergehen! Es ist etwas Zufälliges, was ich erstrebte oder verlor. Ich werde ohne dasselbe leben können!

Br. 42.

VII.

Die Macht der Tugend.

Ob auch Jemand zum Schlechtesten herabsänke, in der tiefsten Verderbniß noch müssen Spuren des Guten bleiben.

Nie erstirbt die Tugend so ganz, sie drückt in jedem Falle dem Gemüthe zu sichere Kennzeichen auf, als daß irgend ein Umschlagen diese ganz verwischen könnte.

Wie wilde Thiere, welche bei uns Menschen erzogen würden, ob sie auch wieder in ihre Wälder durchbrächen, doch immer Etwas von der vorigen Zahmheit behalten, so daß sie in der Mitte zwischen zahmen und wilden Thieren stehen: so vermag kein Mensch in die äußerste Schlechtheit zu versinken, der einmal der Weisheit anhing. Zu tief ist er in sie eingetaucht, als daß ihre Lehren ganz weggespült werden oder sich verfärben könnten.

V. d. Wohlthaten, VII., 29.

VIII.

Die Besserung ist oft blos ein Wechsel mit andern Sünden.

Unter allen Uebeln ist das das schlimmste, daß wir mit unsern Fehlern wechseln, und nicht einmal bei einem einheimisch gewordenen Uebel bleiben.

Das einemal gefällt uns dies, das anderemal jenes, und unsere Grundsätze sind nicht blos verkehrt, sondern auch wankend.

Wir gleichen den Wogen.

Immer fassen wir etwas anderes auf. Was wir suchten, geben wir auf, das Aufgegebene suchen wir wieder. Begierde und Reue wechseln fortwährend in uns.

Fort und fort hängen wir dabei von den Urtheilen Anderer ab, und das Beste ist uns nicht das, was des Lebens

und Strebens werth ist, sondern was die meisten Bewerber und Lobredner hat.

Nicht um seiner selbst willen sehen wir thörigter Weise einen Weg für gut oder böse an, sondern wegen der Menge von Fußstapfen, unter denen keine von Zurückkehrenden sind.

V. d. Muße d. Weisen, Cap. 28.

IX.

Tugendhöhe und Tugendstreben.

Möchte aber Einer einwenden: Warum klingen Deine Worte kräftiger, als Dein Leben? Warum stehst Du selbst noch keineswegs auf der Höhe, wo, wie Du zeigst, das wahre, höchste Glück wohnt? warum bist Du selbst noch ein schwacher fehlender Mensch? so erwidere ich:

Ich mache mir selbst Vorwürfe darüber und mehr, als Ihr meint. Ich fühle, ich habe die Höhe noch nicht erklommen, und fühle, ich werde es auch nicht.

Aber ich erkenne auch, ich muß mit aller Kraft dahin ringen und ringe dahin, und werde in demselben Grade glücklich sein, als es mir gelingt, sie zu erklimmen und dem heiligen Bilde zu entsprechen, das mir vorschwebt.

Darum ist eine Forderung an mich, daß ich, wenn ich noch nicht den Trefflichsten gleich zu sein vermag, doch besser bin, als die Schlechten.

Täglich werfe ich mir meine Verirrungen vor und suche von meinen Fehlern Etwas abzuthun.

Noch schwebe ich auf einem Meere von Gebrechen.

Aber ich strebe mich aus demselben zu retten.

Auch Plato, Epicur und Zeno hat man den Vorwurf gemacht, daß sie doch in der Wirklichkeit nicht so gelebt, als sie gelehrt.

Von der Tugend rede auch ich, nicht von mir, wenn ich Lehren aufstelle und ihre Herrlichkeit schildere. Und wenn ich auf die Laster schelte, so schelte ich am ersten auf die Meinigen.

Ich werde streben, so viel ich vermag, daß ich lebe, wie ich leben soll.

Je weniger ich noch mein Leben preisen kann als ein Solches, wie es sein soll, um so mehr bete ich die Tugend an und ringe aus meinem mächtigen Abstande ihr nahe zu treten.

Denn, wenn Die, welche die Tugend zu Führern wählen, noch habsüchtig, wollüstig, ehrgeizig sind: Was erst seid Ihr denn, die Ihr von Tugend nicht einmal Etwas hören möget.

Gewiß wird viel geleistet, wenn man in Worten das Ideal der Sittlichkeit aufstellt.

Und achten muß man auch den Mann, der, Großes versuchend, dabei menschlich strauchelt. Es ist ein edles Unternehmen! Er hat den Weg zu den Göttern beschritten.

V. seligen Leben, Cap. 17—21.

X.

Entschluß zur Tugendtreue.

Gleichwie die erste Pflicht eines Soldaten darinnen besteht, daß er sich vereide, seine Fahne liebe und es für ehrlos achte, dieselbige zu verlassen, und man hernach von den Vereideten alles Uebrige leicht erzwingen und ihnen anbefehlen kann: so muß man auch bei denen, die man zu einem glückseligen Leben bringen will, den ersten Grund dadurch legen, daß man ihnen die Tugend einpflanzet. Sie müssen selbige lieben, mit selbiger zu leben und ohne sie nicht zu leben wünschen. Br. 95.

Niemand kann glücklich leben, ohne die Weisheit zur Führerin zu wählen.

Aber auch ihre schon bekannten Wahrheiten müssen durch tägliche Betrachtungen immer tiefer dem Gemüthe eingepräget werden.

Es kostet mehr Mühe, bei einem guten Vorsatze zu verharren, als denselben auf die Bahn zu bringen.

Man muß ausdauern und durch unausgesetzten Fleiß eine solche Stärke sich erwerben, daß der Wille zum Guten zu einer natürlichen Neigung wird.

Man darf sich nicht zu bald vertrauen.

Die Weisheit ist keine gemeine Kunst, mit welcher man prahlet. Sie besteht nicht sowohl in Worten, als in Thaten. Sie lehrt nicht, wie der Tag einigermaßen vergnügt zugebracht und vor Unmuthe und Müssiggange be-

wahrt werde. Sie soll unsern Geist bilden und bereiten; unser Leben lenken, unsere Handlungen regieren, uns zeigen, was man zu thun und zu lassen habe (nach der Gottheit heiliger Weltordnung).

Die Weisheit sitzet am Steuerruder und richtet den Lauf der Wankenden, daß sie alle Gefahren vermeiden.

Ohne sie ist Niemand sicher.

Allstündlich treten Verhältnisse ein, welche Beirath erheischen, welchen die Weisheit allein zu geben vermag.

Sage Niemand: was hilft mir die Weisheit, wenn es ein unvermeidliches Schicksal giebt? Was nützet sie, wenn eine Gottheit Alles regieret oder Alles von einem Ohngefähr abhängt?

Mag es sein, wie es will (wir wollen jetzt die Frage auf sich beruhen lassen): immer kann uns die Weisheit allein schützen.

Denn sie ermahnt uns, der Gottheit willig zu gehorchen und den Zufällen des Schicksals standhaft zu widerstehen; sie lehrt uns, dem Willen der Gottheit zu folgen und jedes zufällige Begegniß zu ertragen.

Wenn Du der Natur gemäß lebst, wirst Du niemals arm sein, wenn Du dem Wahne folgst, niemals reich, spricht sehr wahr Epicur.

Gesetzt, es fiele Dir das Gut vieler Reichen zu, das Glück schenkte Dir mehr Reichthümer, als je ein Privatmann besessen, es bedeckte Dich mit Golde, kleidete Dich mit Purpur und brächte Dich zu einem solchen Vermögen, daß Du stolz und übermüthig die Erde mit Marmor belegen könntest: das Alles würde Dich nur aufreizen, immer mehr zu begehren.

Die natürlichen Begierden haben ihre Schranken; diejenigen aber, die aus einem falschen Wahne entspringen, haben keine Grenzen.

Darum entsage allem Eiteln!

Br. 16.

XI.

Selbstprüfung.

Alle Sinne lassen sich von Weichlichkeit entwöhnen; sie sind von Natur lenksam, wenn das Innere sie nicht wieder selbst verdirbt; nur müssen wir uns darüber jeden Tag zur Rechenschaft auffordern.

Dies pflegte Sextius *) zu thun.

War der Tag vorüber, so fragte er sich, wenn er sich zur nächtlichen Ruhe begab: Welches Uebel Deiner Seele hast Du heute geheilt? Welchem Laster hast Du Widerstand entgegengesetzt? Von welcher Seite bist Du besser geworden?

Der Zorn wird nachlassen und gemäßigter sein, wenn er weiß, er müsse jeden Tag vor seine Richter treten.

Was ist also schöner, als die Gewohnheit, den ganzen Tag genau durchzugehen?

Und was für ein Schlummer folgt auf diese Selbstprüfung? Wie ruhig, tief und ungestört wird derselbe sein,

*) Stoischer oder neupythagorischer Philosoph zur Zeit des Julius Cäsar und Augustus.

wenn die Seele, gelobt oder gemahnt, ihr eigener geheimer Beobachter und Richter, über ihr Thun und Wesen eine Erkenntniß ausspricht?

Ich mache von dieser Fähigkeit Gebrauch und stelle mich täglich vor mich selbst zur Verantwortung.

Wenn das Licht hinweggenommen ist, und meine Gemahlin, welche meine Gewohnheit schon kennt, nicht mehr redet, da durchforsche ich bei mir selbst den ganzen Tag und erwäge meine Werke und Worte.

Ich verberge mir dabei selbst Nichts, ich übergehe Nichts. Denn warum sollte ich mich vor meinen Schwächen fürchten, da ich sagen kann: Habe Acht, daß Du das nicht wieder thuest! Diesmal soll Dir verziehen sein. Oder, Du hast bei jener Unterredung zu streitlustig gesprochen! Laß Dich künftig nicht mehr mit Unverständigen ein. Wer nie gelernt hat, will nicht belehrt sein. Jenem hast Du mit zu starken Worten Deine Ermahnung gegeben. Darum hast Du ihn nicht gebessert, sondern erbittert. Künftig siehe nicht nur darauf, ob es wahr sei, was Du sagst, sondern ob der, dem Du es sagst, die Wahrheit auch ertragen kann.

v. Zorne, III., 26.

XII.

Selbstbeherrschung.

Es ist nichts so schwierig und mühevoll, worüber die menschliche Natur nicht Herr werden, was eine unablässige Sorgfalt nicht geläufig machen könnte. Keine Leidenschaft ist so wild und herrisch, daß sie sich nicht durch Zucht bezwingen ließe.

Was der Geist sich aufgiebt, das bringt er zu Stande.

Wie Viele es dahin brachten, daß sie nie lachten, Andere sich den Wein, oder andere Genüsse versagten; wie Manche nur mit kurzem Schlafe sich begnügten, oder sich gewöhnten, auf ausgespannten, dünnen Seilen zu gehen, oder Lasten zu tragen, welche die gewöhnlichen Kräfte übersteigen, oder es, ohne regelmäßig Athem zu holen, unter dem Meere auszuhalten: so vermag Beharrlichkeit jedes Hinderniß zu übersteigen, zum Beweise, daß nichts unausführbar sei, wenn der Geist sich Ausdauer zur Pflicht macht.

Wenn aber Menschen Ausdauer bewiesen, wo kein sonderlicher Lohn ihrer wartete: sollten wir nicht Beharrlichkeit zu Hülfe rufen im Kampfe gegen die Laster, wo uns in der unerschütterlichen Ruhe der beglückten Seele ein so herrlicher Preis winkt?

Wie ist es doch etwas so Großes, dem größten Uebel, dem Zorne, zu entgehen, und mit ihm dem Toben, dem Wüthen, der Grausamkeit, der Sinnlosigkeit und anderen ihn begleitenden Gemüthsverstimmungen.

Wir dürfen uns nicht nach einer Fürsprache für ihn umsehen, indem wir sagen: er sei nützlich und unvermeidlich. Denn welches Laster findet nicht am Ende seine Vertheidiger! Man darf nicht sagen, es könne nicht ausgerottet werden!

Wir sind krank, aber an heilbaren Uebeln, und wie wir zum Rechten geboren sind, so hilft uns die Natur selbst, wenn wir gebessert werden wollen. V. Zorne, II., 12. f.

Laß Dich durch Kleinigkeiten nicht entrüsten! Darüber aufgebracht zu sein, ist Unsinn und zeigt von Schwäche.

Wem ein leichtes Lüftchen Frost verursacht, der ist krank; wer ein weißes Kleid nicht sehen kann, hat angegriffene Augen; und wem es in der Seite wehe thut, wenn er einen Andern arbeiten sieht, der muß ein rechter Weichling sein.

Ebendſ. II., 24 f.

Die Laster sind nicht blos dann verhaßt, wenn sie an Etwas außer uns freveln, sondern auch, wenn sie sich gegen uns selbst kehren.

Und wen sollte man mehr bewundern, als den Mann, der sich selbst beherrscht, sich selbst in seiner Gewalt hat?

Leichter fürwahr ist's, barbarische Völker im Zaume zu halten und sich gegen fremde Leitung zu sträuben, als sein eigen Herz zu bezwingen und sich an sich selbst auszuliefern. V. d. Wohlthaten, V., 7.

XIII.

Die edle Einkehr in sich selbst und das Wirken des Weisen.

Dazu habe ich mich verborgen und die Thüre verschlossen, daß ich Vielen nützlich werden möge.

Kein Tag vergeht mir im Müssiggange (auch wenn ich mich vom Geräusche der Welt zurückziehe). Ich widme einen Theil der Nacht der Wissenschaft. Ich ergebe mich dem Schlafe nicht, sondern werde von demselben überwältigt, indem ich die durch Wachen ermüdeten, zufallenden Augen auf ein Buch gerichtet habe. Ich arbeite für die Nachkommen und schreibe Aufsätze, die ihnen nützlich werden können, gleich nützlichen Recepten, deren kräftige Wirkungen ich in eigenen Krankheiten erfahren habe. Ich zeige Anderen den rechten Weg, den ich selbst spät, und von Irren müde, gefunden habe.

Ich rufe: Meidet, was dem Pöbel gefällt, und was ein Ungefähr Euch zuwirft! Bleibt bei jedem zufälligen Gute argwöhnisch und schüchtern. Auch Thiere werde durch den Reiz des Vergnügens hintergangen. Meinet ihr, daß solche Güter Geschenke des Glückes sind? Es sind hinterlistige Nachstellungen. Br. 8.

XIV.

Sei nicht blind gegen Deine Fehler!

Womit solltest Du Dich sonst wohl beschäftigen, als damit, daß Du Dich täglich besserst, täglich etwas von Deinen Irrthümern ablegst?

Wir schieben in vielen Stücken die Schuld auf Zeit und Ort. Aber unsere Fehler folgen uns überall nach.

Warum betrügen wir uns doch?

Niemand sieht sich selbst für geizig, den Leidenschaften ergeben, oder jähzornig an. Jeder entschuldigt seine Fehler oder rühmt sie als Tugenden. So ist man blind, ohne es zu wissen. Denn die Blinden suchen doch noch einen Führer, der sie leite; wir irren ohne Führer.

Das Uebel liegt nicht außer, sondern in uns.

Eben deshalb, weil wir uns nicht für krank ansehen, hält es so schwer, die Gesundheit zu erlangen. Wir rufen nicht einmal den Arzt.

Zarte Gemüther folgen gern, wenn nur Jemand ihnen naht, ihnen den rechten Weg zu zeigen. Man läßt sich leicht auf das Natürliche zurückleiten, so lange man die Natur noch nicht ganz ausgezogen hat.

Wir müssen unser Herz zu veredeln anfangen, ehe es sich in der Bosheit verhärtet.

Aber auch bei verhärteter Bosheit darf man nicht verzweifeln.

Es giebt nichts, was durch unverdrossene Arbeit, durch aufmerksame und fleißige Sorge nicht könnte überwunden werden. Lassen sich doch krumm gewachsene Eichen grade biegen. Werden doch schiefe Dielen durch die Wärme ausgedehnt und zu unserm Gebrauche bereitet. Wie sollte denn das Herz sich nicht bilden lassen, das von Natur beugsamer ist, als Alles?

Wir Alle sind im Voraus dazu bestimmt, die Tugend uns anzueignen und das Laster abzulegen.

Was aber zu unserer Besserung uns um so mehr ermuthigen muß, ist das: daß, wenn wir uns einmal in den Besitz der Tugend gesetzt haben, dieser Besitz ein sicherer ist.

Die Tugend verlernt sich nie.

Die ihr entgegenstehenden Laster wurzeln gleichsam in einem fremden Boden und können deshalb durch Gewalt ausgerottet werden. Die Tugend dagegen befindet sich auf dem ihrer Natur gemäßen Boden. Die Laster sind unsere Feinde.

Da indessen der erste Zugang zur Tugend ungemein schwierig ist, so müssen wir anfänglich unsern Geist zwingen. Hernach ist ihm keine Arzenei mehr bitter. Gr. 50.

Wenn man in einem leichten Schlummer liegt, schweben fortwährend Bilder vor der Seele vorüber, ja man träumet zuweilen, daß man — schlafe. Ein tiefer Schlaf hingegen vernichtet alle Träume.

Warum aber will Niemand seine Fehler gestehen?

Weil er sich noch mitten unter ihnen befindet.

Man kann seine Träume nicht eher erzählen, bis man erwacht ist. Und wenn man seine Fehler bekennet, so ist das ein Zeichen, daß man davon geheilt sei.

Laß uns also erwachen, damit wir unsere Irrthümer strafen können.

Die Weisheit wird uns ermuntern und den schweren Schlaf verscheuchen. Widme Dich derselben gänzlich. Du bist ihrer, sie ist Deiner werth. Geht, Euch einander zu empfangen.

Die Weisheit gebietet in ihrem Reiche; sie giebt Dir Zeit, lässet sich selbst aber keine Zeit setzen. Sie will als Hauptwerk angesehen werden. Sie ist unsere Gebieterin und befiehlt, was sie haben will. Br. 53.

Alle Sünden, welche offenbar vor aller Augen liegen, sind viel leichter zu heben, wie selbst Krankheiten zur Besserung sich neigen, wenn sie aus der Verborgenheit hervorbrechen und ihre Gewalt zeigen.

Wisse demnach, daß der Geiz und der Hochmuth und alle übrigen Fehler des menschlichen Herzens dann am gefährlichsten sind, wenn sie ihren Wohnplatz in einem Menschen aufgeschlagen haben, der ganz fehlerfrei zu sein scheint.

Wir scheinen nur ruhig zu sein, sind es aber nicht.

Br. 56.

XV.

Erkenntniß unserer Fehler ist Anfang der Besserung!

Nichts kann vortrefflicher gesagt sein. Denn wer seiner Unvollkommenheiten sich nicht lebendig bewußt wird, will sich auch nicht bessern.

Erst mußt Du Dich selbst auf der That ergreifen.

Einige prahlen mit ihren Lastern.

Glaubst Du wohl, daß die, welche solches thun und ihre Vergehungen unter die Tugenden zählen, von den Hülfsmitteln der Besserung Gebrauch machen werden?

Daher biete Alles auf, Dich von Deinen Fehlern selbst zu überführen.

Stelle Untersuchungen an über Dich selbst.

Sei Dein Ankläger und Dein Richter.

Zuletzt bitte um Gnade, doch so, daß Du zuweilen nicht ganz frei ausgehest. Br. 28.

Wenn Du Dich der Welt entziehest, so sei Deine Beschäftigung, mit Dir selbst zu reden, nicht aber Andern Stoff zu bieten, daß sie von Dir sprechen.

Was aber wirst Du mit Dir selbst sprechen?

Thue das, was man von Andern so gerne thut: — Rede von Dir — Böses!

Gewöhne Dich, eben sowohl die Wahrheit zu reden, als — anzuhören.

Insbesondere beschäftige Dich mit — dem, was Du an Dir am schwächsten findest.

Wie wir die Fehler unseres Körpers kennen und zu heilen suchen, so müssen wir auch die schwachen Seiten unseres Charakters zu erkennen und zu verbessern uns bestreben.

Das Uebel aber, welches ich Dir nicht aufdecken kann, ist größer, als jede körperliche Krankheit. Es ist in meinem Herzen Alles voll eiternder Geschwüre.

Nicht der Arzt, sondern der Kranke wohnt hier.

Wollte Gott, daß wir das Streben nach einem seligen Leben nicht bis zum Anblick des Todes aufschöben!

Laß es uns machen, wie die, welche zu spät abgereist sind und den Verlust der Zeit durch Eile zu ersetzen suchen; laß uns den Sporn gebrauchen.

Das Alter ist zu diesen Bestrebungen durchaus geschickt. Es hat schon ausgeschäumt und die zur Zeit der Jugendhitze unbezähmbaren Laster gebändigt.

Nicht lange, und sie werden ganz unterdrückt sein.

Br. 68.

XVI.

Lege deine Fehler ab!

Laß uns aufhören, dasjenige zu wollen, was wir bisher gewollt haben.

Ich wenigstens bemühe mich, nicht mehr zu wollen, was ich als Kind wollte.

Hierzu wende ich den Tag, hierzu die Nacht an.

All' meine Arbeit, all' mein Denken steht dahin gerichtet, wie ich meinen alten Fehlern ein Ziel setzen möge.

Ich bemühe mich, also zu handeln, daß mir ein Tag statt meines ganzen Lebens sei.

Doch ergreife ich denselben nicht so, als ob es mein letzter wäre, sondern nur, als wenn er mein letzter werden könnte.

Ich bin gerüstet, davon zu gehen, genieße aber meines Lebens, indem ich nicht zu ängstlich daran denke, wie lange dies noch geschehen dürfte.

Ehe ich alt ward, war meine Sorge, (sittlich) gut zu leben; nun ich alt bin, wohl zu sterben.

Ich hieße aber das wohl gestorben, wenn man gerne stirbt.

Bestrebe Dich, nie Etwas mit Unwillen zu thun. Was sein muß, muß doch geschehen. Wer etwas willig thut, fühlt die (harte) Nothwendigkeit nicht. Wer sich freiwillig befehlen lässet, umgeht das Bitterste der Knechtschaft, dasjenige thun zu müssen, was er nicht will. Nicht der, der auf Befehle etwas verrichtet, ist elend, sondern der, der es mit Unwillen verrichtet.

Laßt uns ohne Traurigkeit an unser Ende denken.

Wir müssen uns eher zum Tode, als zum Leben vorbereiten. Nicht Jahre und Tage, sondern unser Herz machet, daß wir sagen können: Wir haben genug gelebt. Br. 61.

Was hilft es, daß man ein Pferd zu regieren und einen Zügel zu halten weiß, wenn man sich noch von den unbändigsten Leidenschaften hinreißen lässet? Oder viele im Kampfe übertrifft, wenn uns der Zorn besiegt? Br. 89.

XVII.

Der Ursprung der Leidenschaften.

Damit Du wissest, wie die Leidenschaften anfangen, wachsen und ausbrechen, so siehe: die erste Aufregung ist eben so wenig freiwillig, wie der Schauder, wenn wir mit kaltem Wasser besprützt werden, der Schreck bei schlimmen Nachrichten, das Erröthen bei unziemlichen Reden, der Schwindel bei dem Blick in die Tiefe.

Diese erste Aufregung ist aber gleichsam die vorläufige Bildung der Leidenschaft, eine Art von Umstimmung.

Die zweite ist mit dem Willen verbunden, der aber nicht so starrsinnig ist: nur — als ob ich mich rächen müßte, wenn ich beleidigt werde, oder als ob der Andere bestraft werden müßte, wenn er einen Frevel begangen hat.

Die dritte Aufregung ist nicht mehr Herr über sich selbst, denn sie will nicht nur in dem Falle rächen, wenn es sein muß, sondern sie hat die Vernunft geradezu unterdrückt.

Jene erste Einwirkung auf das Gemüth können wir nicht vermeiden durch Vernunft, so wenig als die den Körper treffenden Einwirkungen, von denen wir sprechen. Nur Gewohnheit und eine fortgesetzte Aufmerksamkeit können diese Eindrücke schwächen.

Die folgenden Aufregungen aber, bei deren Entstehen schon ein Denken stattfindet, lassen sich durch das Denken unterdrücken und sollen unterdrückt werden.

V. Zorne, II., 2 — 4.

XVIII.

Der wahrhaft Tugendhafte hält jede Leidenschaft in Schranken.

Von einem Rechtschaffenen verlange ich nicht, daß er die Laster der Menge nur in geringerem Maaße besitze, sondern, — daß er von denselben ganz frei sei.

Er darf gar keine, auch nicht die geringsten an sich haben.

Oder könnte man Jemand, der von einem leichten Fieber behaftet ist, wohl gesund nennen?

Auch wenn man nur mittelmäßig — krank ist, ist man nicht gesund.

Außerdem, so lange Jemand noch diesem oder jenem Laster unterworfen ist, wird dasselbe mit ihm wachsen, er aber bald hier, bald dort anstoßen.

Wenn auch der Staar, erst wenn er den höchsten Grad erreichet, die Augen völlig blind macht, so ist diese Krankheit doch schon, wenn sie sich noch lange nicht vollständig ausgebildet hat, dem Gesichte hinderlich.

Gestattest Du dem Weisen irgend eine Leidenschaft, so wird gegen dieselbe die Vernunft immer schwach dastehen; er wird wie von einem Strome um so mehr fortgerissen werden, wenn Du ihn mehreren Begierden hingiebst.

Dieselben, wenn sie auch nur gemäßigt auf ihn wirken, sind doch stärker, als eine einzige Leidenschaft in ihrer größten Heftigkeit.

Derjenige ist ungleich besser daran, welcher nur eine einzige Leidenschaft zu bekämpfen hat, sei es auch, daß sie in

ihrer ganzen Stärke sich äußere, als der, welcher allen Lastern, wenn auch nur im geringeren Grade unterworfen ist.

Demnächst kommt es nicht darauf an, wie stark eine Leidenschaft sei. Sie mag so schwach sein, als sie will, so läßt sich dieselbe doch weder zwingen, noch sich rathen.

Die Leidenschaft gleicht einem Thiere, das, es sei gezähmt oder wild, doch nie der Vernunft gehorcht, deren Stimme zu hören, sie von Natur unfähig ist.

Leidenschaften, so schwach sie auch sein mögen, lassen sich nie durch Vorstellungen leiten.

So wenig Tiger und Löwen jemals ihre Wildheit ablegen, ob es auch bisweilen also scheinen möge, sondern ihren besänftigten Grimm, wenn man dessen am wenigsten sich versiehet, desto heftiger auslassen: eben so wenig werden die Laster auf eine zuverlässige Art gebändigt.

Der heranwachsende Verstand mag sie wohl eine Zeitlang in Schranken halten. Wenn sie aber trotz demselben einmal aufgeschossen sind, so werden sie auch dem Verstande zum Trotze bleiben.

Viel leichter ist es, Leidenschaften nicht aufkommen zu lassen, als dieselben in ihrer Heftigkeit zu beherrschen.

Wie die verhärteten und eingewurzelten Laster der Seele, welche wir Krankheiten nennen, der Geiz, die Grausamkeit, der Uebermuth, die Ruchlosigkeit, kein Maas zu halten wissen, so sind auch die Leidenschaften ohne Schranken. Und von diesen gehet man zu jenen über. Wenn man der Traurigkeit, der Furcht, der Begierde und andern verkehrten Gemüthsbewegungen nur das Geringste einräumt, so sind sie

nicht mehr in unserer Gewalt, da die Ursachen, welche sie erregen, außerhalb unserer selbst liegen.

Je nachdem die Veranlassungen, welche sie erregen, mehr oder weniger stark sind, sind die Leidenschaften auch eines größern oder mindern Wachsthumes fähig.

Die Furcht wird um so größer sein, je größer oder näher der Gegenstand ist, der Jemand bedroht; die Begierde um so heftiger, je herrlicher der Gegenstand erscheint, welcher sie erregt.

Die Leidenschaften, so schwach sie auch anfänglich sein mögen, wachsen überdem von selbst mit der Zeit. Denn Alles, was verderblich ist, kennt kein Maaß.

So leicht die Krankheiten heranschleichen, so kann auch die geringste Vermehrung derselben einen schwachen Körper überwältigen. Unsere Freiheit aber ist dahin, wenn wir nicht Alles verachten können, was uns ein Joch auflegt.

Es bleibet dabei: Es giebt kein anderes wahres Gut, als die Tugend! Br. 85.

XIX.

Die Würde und Schönheit der Tugend.

Allerdings wird gerade das Schönste von mancherlei Vortheilen begleitet.

Aber diese sind nur in seinem Gefolge.

Das Schöne selbst geht voran.

Ist es nicht offenbar, daß der Umlauf der Sonne und des Mondes durch seinen Wechsel auf dieses Wohnhaus des menschlichen Geschlechts einen wohlthätigen Einfluß übt? daß durch die Wärme der Sonne der Körper belebt, der Boden aufgelockert, die überflüssige Feuchtigkeit verzehrt und die Unfreundlichkeit des Alles fesselnden Winters gebrochen; daß durch des Mondes wirksame und durchdringende Milde das Reifen der Feldfrüchte gefördert wird?

Doch gesetzt, dies wäre Alles nicht: wäre deshalb die Sonne nicht dennoch ein unserem Auge willkommener Anblick? Verdiente der Mond nicht, daß wir zu ihm aufschauten, wenn er auch als müssiges Gestirn vorüberzöge?

Der Himmel selbst, so oft in der Nacht seine Lichter sich ergießen und das Heer unzählbarer Sterne erglänzt, wen zieht er nicht fesselnd an? Wer denkt in solchen Augenblicken der Bewunderung an gemeinen Nutzen?

Betrachte jene Weltkörper, die in stiller Harmonie dahin wandeln, während die Geschwindigkeit ihrer Bewegung kaum bemerkbar ist, weil es scheint, Alles stehe fest und unbeweglich!

Wie viel geht vor in der Nacht, die Du ansiehest, als wäre sie zu Nichts vorhanden, als um darnach die Tage zu zählen und zu unterscheiden? Welche zahllose Entwickelungen erfolgen unter ihrem Schweigen? Welche Reihe von Geschicken bringt die gemessene Bahn des Himmelskörpers hervor?

Alle diese Körper, die Du nur als Zierde des Himmels ausgestreu't ansieh'st, sie haben alle ihre Geschäfte.

Wie aber? Ergreift Dich nicht der Anblick dieser Massen, wenn sie Dich auch nicht regieren, nicht bewahren, nicht

pflegen und erzeugen und mit ihrem Lebenshauche durchströmen würden?

So wie diese Himmelskörper, obwohl sie großen Nutzen haben und eine nothwendige Bedingung des Lebens sind, durch ihre Erhabenheit dennoch die ganze Seele erfassen: so gewährt jede Tugend viel; — allein nicht dieserhalb will sie geliebt sein. Sie hat etwas Herrlicheres in sich, und wer die Tugend unter die nützlichen Dinge zählt, hat sie noch nicht begriffen.

V. d. Wohlthaten, IV., 24.

XX.

Selbst das Laster muß der Tugend huldigen.

Während kein Steuermann, wenn sein Schiff scheitert, kein Arzt, wenn der Kranke zu Grabe getragen wird, und kein Anwalt sich freut, wenn durch ein Versehen des Fürsprechers Jemand verurtheilt wird, während dem gereichen (so scheint es) dem Sünder seine Laster so sehr zur Freude, daß er selbst in der Ueberwindung der ihm entgegen tretenden Schwierigkeiten Ergötzung findet, ohne irgend Reue zu empfinden.

Das ist die Frucht der Sünde, wenn sie zur Gewohnheit wird.

Daß nichts desto weniger auch den zum Aergsten hingerissenen Gemüthern es nicht an Empfindungen des

Guten fehle, daß sie vielmehr ihre Unwürdigkeit tief fühlen: das ist daraus offenbar, daß sie ihre Vergehungen, wenn dieselben auch noch so wohl gelangen, zu verhehlen und den Genuß derselben zu verbergen suchen.

Ein gutes Gewissen dagegen sucht das Licht und will gesehen werden; die Bosheit nur scheuet selbst die Finsterniß.

Außerdem kömmt es den Verbrechern in Nichts zu statten, wenn sie verborgen bleiben, da sie ja darauf sich in keiner Hinsicht verlassen können, daß dies immer möglich sein werde. Der Verbrecher schwebt stets in Furcht und Bangigkeit vor Entdeckung, setzt ein nie weichendes Mißtrauen in seine Sicherheit.

Die erste und größte Strafe des Verbrechers ist das Verbrechen selbst und das Bewußtsein desselben. Ob auch das Glück die Ausübung begünstige und Alles so füge, daß die Schandthat nicht bekannt wird und der gesetzlichen Strafe anheimfällt, Strafe liegt schon in der Ausübung der bösen That selbst.

Jeder Uebelthäter wird durch das böse Gewissen gleichsam gepeitscht; die Beängstigung vor Entdeckung, die den Verbrecher immerdar drängt und zerschlägt, das Mißtrauen in die Bürgen seiner Sicherheit bereiten ihm unerträgliche Marter.

Alle Menschen verabscheuen von Natur das Böse und Schlechte, und können bei der größten Sicherheit der Furcht sich nie erwehren.

Daher bauen die, welche unentdeckt Frevelthaten begangen haben, nie darauf, daß ihre Thaten verborgen bleiben werden. Ihr Gewissen klaget sie fortwährend an und weiset sie auf die Entdeckung hin.

Allen Schuldigen ist es eigen, daß sie — zittern.

Und, da so viele Verbrecher dem Gesetze, dem Richter, der Strafe sich entziehen, so würde es übel um uns stehen, wenn die Verbrecher nicht jene natürlichen und schweren Strafen dafür bezahlten und die Furcht vor Strafe an die Stelle derselben träte. Br. 97.

So wie kein Gesetz gebietet, man solle die Eltern lieben, und den Kindern Zärtlichkeit beweisen: denn es ist unnöthig, dahin getrieben zu werden, wohin man von selbst geht; so wie kein Mensch zur Liebe gegen sich selbst gemahnt zu werden braucht; da er dieselbe von seiner Geburt eingesogen hat: so auch dazu nicht, daß er sich zu dem hinneige, was gut und edel ist.

Die Tugend flößt schon durch ihr Wesen Wohlgefallen ein und ist so lieblich, daß es selbst den Bösen natürlich ist, das Bessere — gut zu heißen.

V. d. Wohlthaten, IV. 17.

XXI.

Strebe nach Gottähnlichkeit!

Die vollkommene Tugend besteht in einer Gleichheit und stets mit sich selbst übereinstimmenden Lebensweise, welche ohne Erkenntniß der Dinge und ohne die Kunst, vermittelst welcher göttliche und menschliche Dinge erkannt werden, nicht bestehen kann.

Dieses ist das höchste Gut, wodurch Du, wenn Du Dich dessen bemächtigt hast, ein Mitgenosse der Gottheit werden wirst, der von derselben nichts mehr bitten darf.

Es ist eine sichere und angenehme Reise, zu welcher Dich die Natur ausgerüstet hat.

Sie hat Dir so viel gegeben, daß Du Dich einem Gotte gleich erheben kannst, wenn Du Solches nicht vernachlässigst.

Das kannst Du nicht durch Geld. Dessen besitzt die Gottheit nichts! Ein obrigkeitliches Kleid macht es nicht aus. Die Gottheit ist unbekleidet. Eben so wenig der Ruhm und ein Haufe von Dienern, die Deine Sänfte tragen. Die über Alles erhabene und mächtige Gottheit träget Alles. Auch Gestalt und Leibeskräfte können Dich nicht glücklich machen. Sie vergehen mit der Zeit.

Dagegen nach dem sollst Du trachten, was mit der Zeit nicht schlechter wird und dem Nichts zu widerstehen vermag.

Was ist das?

Der Geist, aber jener rechtschaffene, gute, große Geist, der im Menschen wohnen soll, die — Gottheit, die im menschlichen Körper herbergt.

Erhebe Dich und strebe nach Aehnlichkeit mit der Gottheit! Br. 31.

Auf diesem Wege geht man zum Himmel: durch Mäßigkeit, Enthaltsamkeit, Tapferkeit.

Die Gottheit ist nicht neidisch darüber, sie verstattet uns den Zutritt; sie reicht den Hinansteigenden die Hand.

Wunderst Du Dich, daß der Mensch zu der Gottheit tritt? Kömmt doch die Gottheit zu dem Menschen oder, was noch mehr ist, in den Menschen.

Keine Tugend ist ohne Gott!

Der göttliche Same ist im menschlichen Körper ausgestreut, und wird, wenn er einen guten Pfleger findet, seinem Ursprunge ähnlich, hervorkeimen und aufwachsen; wo nicht, so stirbt er ab, gleich dem Samen, der in einen unfruchtbaren, sumpfigen Boden fällt, und man erndtet statt edler Frucht nur Unkraut ein. Br. 73.

XXII.

Folge der gütigen Gottheit nach!

Es ist unsere Aufgabe, der Natur gemäß zu leben, oder — was dasselbe ist — dem Beispiele der Gottheit zu folgen.

Die Gottheit aber, was sie auch thut, hat sie dabei wohl etwas Anderes im Auge, als eben das, was ihr Thun selbst ausmacht?

Du müßtest denn etwa meinen, der Rauch der ihr dargebrachten Opfer sei der Genuß, den sie für ihr Walten habe?!

Bedenke, wie viel die Gottheit täglich ausrichtet, wie viel sie austheilt, mit wie mannichfaltigen Früchten sie die Erde anfüllt, wie sie mit fördernden und an alle Küsten treibenden Winden die Meere bewegt, wie sie mit mächtigen Regengüssen den Boden erweicht und der Quellen vertrocknete Adern anschwellt und ihnen in geheimen Gängen neue Nahrung zugießt!

Das Alles thut die Gottheit ohne Wiedervergeltung.

Daran halte sich, will er nicht von seinem Muster sich entfernen, auch unser Sinn. Nicht ein Miethling komme er heran zu edlem Thun mit der Frage: Was wird mir dafür?

Siehe auch über die Frevler geht die Sonne auf und dem Seeräuber dehnen sich die Meere aus.

Auch über Undankbare muß sich unser Wohlthun erstrecken. **V. d. Wohlthaten, IV., 25. 26.**

XXIII.

Der Weg zur Tugend ist sanft und leicht!

Der Weg zu den Tugenden ist nicht, wie manche meinten, steil und rauh. Auf ebener Bahn gelangt man zu ihnen. Nicht schwierig ist der Weg zu einem glückseligen Leben. Betretet ihn nur mit guter Hoffnung; die Götter selbst helfen.

Viel schwerer ist's zu thun, was der Lasterhafte thut.

Denn was gewährt mehr Ruhe, als ein ruhiger Geist? Was macht dagegen mehr Mühe als der Zorn? — Wo erhohlet Ihr Euch besser, als bei der Sanfmuth? Was aber wieder macht Euch mehr zu schaffen, als die Grausamkeit? Die Züchtigkeit gewährt Muße, die Wollust volle Beschäftigung. Mit Einem Worte: die Pflege jeglicher Tugend ist leicht, der Dienst des Lasters aber kömmt hoch zu stehen. *)

V. Zorne, II, 13.

---

*) Wir erinnern an das christliche Lied:

Lästig ist der Sünde Joch,
Drückend sind des Lasters Bande,
Und ihr Sclave wählt sie doch,
Taumelt an des Abgrunds Rande,
Dünkt sich glücklich, groß und frei
Bei der tiefsten Sclaverei.

In des Ungestümen Brust
Weilet keine Freude lange,
Unmuth folgt auf Taumellust,
Angstvoll bebt sein Herz und bange,
Sucht vergebens Seelenruh'
Taumelt neuen Lastern zu.

rc.

XXIV.

Das Gesetz.

Das Gesetz soll kurz sein, damit es von den Unerfahrenen, gleich einer von Oben kommenden Stimme, desto leichter gefaßt und behalten werden könne.

Ohne sich in Erörterungen einzulassen, muß es gebieten.

Nichts ist thörigter, nichts trockener als Gesetze mit Einleitungen.

Sage, erinnere, was ich thun soll!

Ich lerne nicht, sondern gehorche, muß Grundsatz sein.

Gr. 94.

XXV.

Die Strafe.

Wie? ist nicht zuweilen Strafe nothwendig?

Warum nicht.

Aber — sie muß von guter Absicht eingegeben und vernünftig, sie muß auf Heilung und nicht auf Schaden gerichtet sein, wenn es gleich scheinen kann, daß sie Schaden zufüge.

So wie wir krumme Pfähle, um sie gerade zu richten, bisweilen in das Feuer legen und zwischen Keile einpressen, so geben wir auch Gemüthern, die durch Fehler entstellt sind, mag es auch Seele und Körper wehe thun, eine bessere Richtung.

Merke!

Der Arzt macht im Anfange bei nicht bedeutenden Gebrechen Versuche, wobei von der angenommenen Lebensweise möglichst wenig abgewichen und in Speise, Trank und Bewegung Ordnung gebracht, und die Gesundheit nur durch eine veränderte Lebensweise gestärkt werden soll. Das ist das Erste: Mäßigkeit soll helfen.

Richten Mäßigkeit und Ordnung Nichts aus, so nimmt der Arzt Dies oder Jenes allmählig weg und beschneidet daran.

Will auch das nicht fruchten, so untersagt er die Speisen gar und legt dem Körper ein Fasten auf.

Sind die gelinden Mittel vergeblich, sodann erst schlägt er die Ader oder legt Hand an dieses oder jenes Glied, wenn das, was daran hängt, schädlich ist und die Krankheit immer weiter verbreitet, und man hält die Cur nimmermehr für hart, wenn ihr Erfolg heilsam ist. —

Also auch geziemt es dem Bewahrer der Gesetze, dem Lenker des Staates, auf die Gemüther, soweit es angeht, mit Worten, und zwar mit sanften, heilend einzuwirken, daß er anrathe, was zu thun ist, und die Gemüther für die Liebe zum Rechten und Billigen gewinne, das Laster verhaßt, die Tugend werth mache.

Dann erst gehe er zu ernstern Vorstellungen, zu Mahnungen, zu Vorwürfen über. So spät, als möglich, schreite er zu Strafen und immer noch zu solchen, die nicht am strengsten sind und bei denen noch Gnade möglich ist.

Die äußerste, die Todesstrafe, wende er nur bei den äußersten Vergehen an, daß nur den der Tod treffe, für den es selbst das Beste ist, daß er sterbe.

In einer einzigen Hinsicht wird der Bewahrer der Gesetze dem Arzte nicht ähnlich sein.

Dieser nemlich macht dem, dem er das Leben nicht schenken kann, das Ende leicht. Jener aber führt den Verurtheilten mit Schmach zum Tode und stellt ihn öffentlich zur Schau.

Nicht, als ob er an der Bestrafung des Menschen Lust hätte — der Weise ist von so unmenschlicher Rohheit weit entfernt —, sondern, daß solche Allen zur Warnung diene, und da sie im Leben nicht nützlich sein wollten, das Gemeine Wesen wenigstens aus ihrem Tode Nutzen ziehe.

V. d. Zorne, I., 5. 6.

In zwei Rücksichten pflegt ein Fürst zu strafen, wo er es nemlich sich selbst oder einem Andern schuldig ist.

Es ist allerdings schwerer, sich da zu mäßigen, wo man die Vergeltung der eigenen Empfindlichkeit, als wo man sie des Beispiels wegen schuldig ist.

Im erstern Falle soll die Gerechtigkeit die Sache untersuchen, dann aber die Strafe erlassen, wenn es ohne Gefahr für ihn geschehen kann; im letzteren Falle wenigstens mildere er sie. Der Fürst steht zu hoch, als daß er Genugthuung bedürfte. V. d. Gnade, II., 21.

Manches, behaupten wir, kann gar nicht schaden, Anderes will es nicht.

Dahin gehören gute Obrigkeiten, Eltern, Lehrer, Richter, deren Züchtigung so anzunehmen ist, wie ein chirurgisches Instrument, wie die Enthaltsamkeit oder Anderes, was uns nur wehe thut, um uns zu nutzen.

Sind wir bestraft worden:

Nun, so mögen wir bedenken nicht nur, was wir leiden, sondern auch, was wir gethan haben.

Stellen wir nur eine Untersuchung über unser Leben an!

Wollen wir uns selbst die Wahrheit nicht verhalten, so werden wir uns sagen: wir hätten höhere Strafe verdient!

V. Zorne, II., 27.

Die größte Strafe eines begangenen Unrecht's ist, daß man's gethan hat, und Keiner wird schwerer bestraft, als wer der Folter der Reue übergeben wird. Ebds., III., 26.

Bei Strafen hat das Gesetz drei Zwecke im Auge, entweder, die es bestraft, zu bessern, oder durch seine Bestrafung Andere besser zu machen, oder durch Hinwegschaffung der Schlechtern das Leben Anderer mehr zu sichern.

Was erstern selbst betrifft, so wird man eher bessern durch gelinde Strafen.

Denn man wendet mehr Sorgfalt auf das Leben, wenn man noch Etwas hat, das unverletzt ist.

Niemand sieht mehr auf Ehre, wenn dieselbe einmal verloren ist. Es ist eine Art von Freibrief zur Sünde, wenn man nicht weiter bestraft werden kann.

Die Sitten des Staates gewinnen mehr, wenn man mit Strafen sparsam ist.

Macht ja doch die Menge der Fehlenden das Fehlen so gewöhnlich, und minder bedeutend ist die gerichtliche Beschimpfung, wenn ein ganzer Schwarm von Verurtheilten sie zu einer Kleinigkeit macht; die Strenge aber, wenn sie gar nicht nachläßt, verliert ihr Heilsames, das *Ansehen*.

Es fördert ein Fürst Sittlichkeit im Staate und rottet Fehler aus, wenn er mit denselben Geduld hat, nicht als ob er sie billigte, sondern weil er ungerne und zu seiner eigenen großen Plage zur Züchtigung schreite.

Gerade die *Gnade* des Herrschers bewirkt, daß man sich *vor Uebertretungen* scheuet.

Viel gewichtiger erscheint die Strafe, wenn sie von einem *milden* Manne verhängt wird.

Was *häufig bestraft* wird, das wird *häufig verübt*.

Mit hoher Klugheit wollten die größten und am tiefsten in die Menschennatur hineinblickenden Männer über den *Elternmord* als über eine gleichsam *nicht glaubliche* Frevelthat, die gar nicht für möglich zu halten sei, *lieber stillschweigend hinweggehen*, als durch ein *Strafgesetz* auf die *Möglichkeit* solchen Frevels aufmerksam machen.

So haben denn die *Vatermörder* erst mit dem Gesetze angefangen; die *Strafe* hat die *That* gelehrt.

Wo in einem Staate *selten* Jemand bestraft wird, da vereinigt sich *Alles* zu einem *unsträflichen* Leben und hält darauf, als auf ein gemeinsames Gut.

Es nehme ein Staat an, er sei unsträflich, und er wird es sein. V. d. Gnade, I., 23.

Grausamkeit ist ein gar nicht menschliches Uebel, und mit einer so milden Seele, als wir besitzen, unverträglich. Ebdſ. I., 24.

XXVI.

Die wahre Glückseligkeit.

Nicht der ist glücklich, welchen der Pöbel glücklich preis't, und welchem große Summen Geldes zugefallen sind, sondern der, dessen ganzes Gut in seinem Geiste beruht, und der, munter und erhaben, Alles unter die Füße tritt, was die Menge anstaunt; der die Menschen blos hochachtet nach dem, was den Menschen zum Menschen adelt — der Weisheit und Tugend; der der Natur als Lehrerin folgt, nach ihren Gesetzen sich hält, nach ihren Vorschriften lebt; der das Böse in Gutes verwandelt, den Nichts außer sich setzen kann; den das Schicksal, wenn es seine verderblichsten Pfeile mit der größten Gewalt auf ihn schleudert, ob es ihn auch steche, doch nicht verwundet, darum daß die Geschoße von ihm abprallen, wie der Hagel, der auf die Dächer fällt, wohl ein Geräusch verursacht, aber dann zerschmilzt. Br. 45.

Ist es möglich, noch daran zu zweifeln, daß das vornehmste Mittel zu einem glücklichen Leben darinnen bestehe, daß man sich überzeuge, es gebe nur Ein wahres Gut — die Tugend?

Wer alles Gute auf die Tugend beschränkt, ist in sich selbst glücklich. Wer aber noch andere Güter annimmt, der überliefert sich in die Gewalt des Schicksals und unterwirft sich einer fremden Botmäßigkeit.

Der eine ist traurig über den Verlust seiner Kinder; voll Kümmerniß, wenn sie krank sind, voll Unmuth, wenn sie Lastern sich ergeben oder Schmach erfahren.

Ein anderer wird von unreinen Begierden oder Eifersucht gepeinigt.

Ein dritter ist traurig, weil ihm ein Gesuch abgeschlagen wurde.

Vielen anderen sind ihre Wunden eine Plage.

Die große Menge aber wird durch den Hinblick auf den bevorstehenden Tod, der von allen Seiten Ueberfall drohet, in banger Unruhe erhalten.

Wie Truppen, welche in Feindes Lande stehen, nach allen Seiten umherspähen und nach jedem Geräusche sich hinwenden, so klappert fortwährend den Menschen das Herz, so lange sie die Furcht vor dem Schicksale und Tode nicht aus ihrer Brust vertilgt haben.

Wir sehen täglich Verbannte und ihres Vermögens Beraubte, Arme im Vollgenuß ihrer Reichthümer, Unglückliche, die Schiffbruch erlitten oder andere schwere Schicksalschläge erfuhren, unter denen, die der Haß und Neid des Pöbels, der immer auf das Verderben der Rechtschaffenen sinnt, gleich einem Sturme, der bei heiterm Himmel aufbraus'te, oder gleich dem Blitze, bei dessen Schlage eine ganze Gegend erbebt, ungeahnet aus ihrer Sicherheit herausriß.

Den gleichwie, wenn ein Blitz niederleuchtet, auch die, welche von demselben nicht getroffen werden, vor Schrecken außer sich gerathen: so stehen bei schweren Schicksalsschlägen, obgleich nur Einer betroffen wird, Alle, die in der Nähe sich befanden, furchtvoll erschüttert, wenn sie gedenken, daß Gleiches auch ihnen widerfahren könne.

Jedes Gemüth wird durch plötzliche Unfälle Anderer bekümmert. Wie die Vögel durch den leeren Schall einer Schleuder aufgeschreckt werden, so werden wir durch das Geräusch widriger Schicksale, welche Andere treffen, in Unruhe versetzt.

Es ist ein elendes Leben, wenn man fortwährend von Furcht umfangen wird. Wer aber auf das Ungewisse zu viel ankommen läßt, häuft nur unendlichen Stoff zu seiner Unruhe.

Es giebt nur einen einzigen Weg, wenn man sicher gehen will: — Geringschätzung alles Aeußerlichen, Begnügsamkeit mit der Tugend.

Br. 74.

Sobald Jemand Etwas über die Tugend setzt, und noch außerhalb derselben etwas für ein wahres Gut achtet, der öffnet seinen Schooß voll ängstlicher Erwartung, das aufzufangen, was das Glück auswirft.

Halte Deiner Seele ein Bild vor; denke Dir: das Glück spiele mit uns und spende unter eine Versammlung von Sterblichen Würden, Reichthümer und Gnadenbezeugungen aus, davon Einiges unter den Händen derer, die darum sich reißen, in Stücke bricht, Anderes mit uns von Andern getheilt, wieder Anderes zum Unglück derer, die es wirklich empfangen,

aufgegriffen wird, Einiges verloren geht und wieder entschlüpft, weil man zu begierig darnach faßte, Nichts aber denen, die dessen sich glücklich bemächtigten, ein bleibendes Glück gewährt.

So gehet es im Leben aber wirklich mit Allem, was das Glück spendet. Man kämpft um die Beute; wird hin und her gezogen in jämmerlicher Weise; wird in Aufruhr gesetzt; man wünscht sich viele Hände zu haben. Bald scheint der bald jener uns hinderlich. Es dauert uns die Zeit zu lange, ehe dasjenige ausgeworfen wird, was unsere Begierde erregt, was Alle voll Verlangen erwarten, und doch — nur Wenige empfangen werden. Wir möchten dem, was ausgeworfen wird, entgegen fliegen, wir freuen uns, wenn wir Etwas gleichsam erhascht haben, und Andere, von eitler Hoffnung hintergegangen, uns beneiden; mit Einem Worte: wir erhalten entweder zu unserm Unglück eine elende Beute, oder gehen leer aus.

Laß uns also von jenem Schauspiel uns hinwegbegeben und den Plünderern Platz machen. Laß dieselben immerhin auf ein zweifelhaftes Gut lauern und zwischen Furcht und Zweifel schweben.

Wer den Vorsatz hat, glücklich zu sein, kann nur die Tugend für das einzige Gut halten.

Denn, nimmt er irgend ein anderes Gut an, so muß er von der Vorsehung übel urtheilen, indem den Tugendhaften mancher Unfall begegnet, und Alles, was sie uns giebt, gering und von kurzer Dauer ist, wenn man es mit dem ganzen der Welt bestimmten Zeitraume in Vergleichung stellt.

Wer darüber unzufrieden ist, denkt von den göttlichen Wohlthaten undankbar. Er wird — sich beklagen, bald, daß sie ihm nicht immer zufließen, bald, daß sie so sparsam ausgetheilt werden und unsicher und vergänglich sind.

Daher kömmt es dann, daß wir weder leben noch sterben mögen; wir sind des Lebens überdrüssig und fürchten doch wieder den Tod. Alle unsere Pläne schwanken und keine Glückseligkeit vermag uns zu ersättigen. Dieses Alles aber einzig und allein deshalb, weil wir nicht bis zu jenem unendlichen höchstvortrefflichen Gute — der Tugend — gelangt sind, bei dem unser Wille nothwendig stehen bleiben muß, da über das Höchste nichts hinausgehen kann.

Die Tugend allein hat an Nichts Mangel.

Sie ist mit dem Gegenwärtigen zufrieden und begehrt nicht das Abwesende. Br. 74.

Nur die Güter, welche die Vernunft gewährt, sind wahre, dauernde, unvergängliche Güter, denn sie sind so wenig der Zerstörung unterworfen, daß sie nicht einmal abnehmen und eine Verminderung erleiden können. Alle übrigen Güter sind nur scheinbar und haben der Sache nach nichts Gutes an sich. Br. 47.

Welches ist ein glückseliges Leben?

Sicherheit und ungetrübte Gemüthsruhe!

Diese aber kann uns nur ein erhabener und in guten Grundsätzen standhafter Geist gewähren.

Wie jedoch werden wir zu dieser Ruhe des Gemüthes gelangen?

Wenn wir die Wahrheit in ihrem ganzen Umfange zu erkennen suchen, in allen Beziehungen Ordnung, Maaß und Anstand beobachten, und einen Willen beweisen, der niemals von den Forderungen der Vernunft abweichet und deshalb eben so liebenswürdig, als der Bewunderung werth ist.

Das vornehmste Gut des Menschen ist die — Tugend.

Gleichwie unser Körper von Natur aufrecht erschaffen ist, so daß sich unser Auge gen Himmel richtet, so ist auch unsere Seele, welcher, wenn sie will, nichts unzugänglich ist, dazu von der Natur gebildet, daß sie gottähnliche Gesinnungen habe.

Br. 92.

Gewiß ist unglücklich der, welcher aus dem, was ihn glücklich machte, herausgehoben würde.

Gleichwohl stützt sich derjenige auf etwas sehr Zerbrechliches, der sich über etwas Zufälliges (unzuverlässige Glücksgüter) freuet.

Die Freude wird zu derselben Thüre wieder hinausgehen, durch welche sie hineingegangen ist.

Nur die Freude, welche die Weisheit und Tugend in sich selbst gewähren, ist getreu und beständig; sie wächst und folget uns bis zum äußersten Ziele unseres Lebens.

Daher wird Alles, was dem Glücke angehört, nur dadurch fruchtbar und angenehm, wenn derjenige, welcher es besitzt, dabei sich in seiner Gewalt behält und nicht ein Sclave wird der unsichern Güter.

Diejenigen irren, welche dafür achten, daß das Schicksal uns entweder Böses oder Gutes zutheile.

Es giebt blos den Stoff zum Guten und Bösen und legt den Grund zu dem, was (je nachdem wir's gebrauchen) bei uns zum Guten oder Bösen ausschlagen kann. *)

Der Geist übertrifft alles Glück an Macht!

Er kehrt Alles selbst zum Heil oder Unheil, und macht sein Leben glücklich oder elend.

Der Böse kehrt Alles zum Bösen, auch das, was er unter dem Scheine des Besten überkommen hat.

Der Edle und Rechtschaffene dagegen verbessert die Falschheit des Schicksals und versteht auch das Harte und Rauhe zu mildern, indem er es zu dulden sucht.

Derselbe empfängt dankbar und bescheiden das Gute, und sucht das Widrige herzhaft und standhaft zu ertragen.

Es sei Jemand noch so einsichtsvoll, er handele in Allem mit noch reiferem Urtheile, er unternehme nie Etwas über seine Kräfte: Dennoch wird ihn das Alles nicht von den Gefahren des Schicksals befreien, so lange er nicht auf die Ungewißheit und den Wechsel alles Irdischen gefaßt ist.

Du magst nun auf Andere sehen (denn man urtheilt dann unbefangener über die Dinge, als wenn sie uns selbst betreffen), oder Dich selbst vorurtheilsfrei prüfen: immer wirst Du bemerken und einsehen, daß von dem, was angenehm und wünschenswerth ist, nichts von Nutzen sei, so fern Du nicht

*) Ein Jeder bereitet sich, je nachdem er die Gaben des Schicksals zu benutzen und anzuwenden weiß, sein Glück und Unglück selbst.

wider den Unbestand des Zufälligen und die Folgen davon so gerüstet stehst, daß Du in jedem Dich schmerzlich berührenden Falle ohne Murren zu sagen vermagst: „Es hat dem Himmel ein Anderes gefallen! Die Gottheit hat es besser befunden!“

Wer eine solche Verfassung des Gemüths errungen hat, dem wird nichts unerwartet kommen.

Hierzu aber gelangt man, wenn man sich den Wechsel der menschlichen Schicksale stets vergegenwärtigt, ehe man dieselben erfährt, wenn man ebensowohl Kinder und Ehegemahl, als sein Vermögen als Güter ansieht, welche man nicht immer besitzen werde, und dadurch nicht elender werden würde, wenn man solche zu besitzen aufhört.

Br. 98.

über den Unbestand des Zeitlichen und die Folgen davon vorgestellt findet, daß Du in jedem Dich schmerzlich berührenden Falle ohne Murren zu sagen vermagst: „Es hat dem Himmel einmal anders gefallen! Die Gottheit hat es besser befunden!"

Aber eine solche Verfassung des Gemüths erlangen kann man nicht unerwartet kommen.

Hierzu aber gelangt man, wenn man sich den Wechsel der menschlichen Schicksale stets vergegenwärtigt, ehe man dieselben erfährt; wenn man ebensowohl Kinder und Vermögen als sein Vermögen als Güter ansieht, welche man nicht immer besitzen werde, und dadurch nicht trauriger werden würde, wenn man solche zu besitzen aufhört.

Cic. Phil.

Pflichten

in den verschiedenen Verhältnissen des Lebens.

I.

Das wahre Leben besteht in edler Wirksamkeit.

Unglücklicher, der Du ein Knecht des Menschen und des Lebens selbst bist!

Auch das Leben ist eine Knechtschaft, wenn man nicht zu sterben weiß.

Was hast Du jemals gethan, was des Lichtes würdig wäre?

Du möchtest nur ungern einen Markt verlassen, auf welchem doch für den vor der Zeit in Sünden Abgelebten nichts mehr zu holen ist!

Du willst gern sterben!

Aber weißt Du auch, was Leben sei?

Du fürchtest Dich vor dem Tode. Aber — was ist denn Dein nutzloses Sündenleben? Ist es nicht der Tod?

Der Kaiser Caligula antwortete einem Gefangenen, der im langen, auf die Brust herabhängenden Barte ihn bat, daß er ihn lieber möchte hinrichten lassen: Wie? bildest Du Dir denn ein, daß Du noch im Leben seiest? Eben so sollte man zu Denen sagen, welchen (in Folge ihres bedeutungslosen und unwürdigen Lebens) der Tod eine Wohlthat sein würde.

Aber — ich möchte deswegen leben, sprichst Du, weil ich viele tugendhafte Handlungen verrichte. Ich trenne mich ungern von den Pflichten dieses Lebens, welche ich treulich und emsig erfülle.

Weißt Du denn nicht, daß es auch eine Pflicht sei, daß man zu sterben wisse?

Jedes Menschenleben ist kurz, denn wenn Du auf die Welt siehest, so ist selbst die Lebenszeit eines Nestor *) kurz.

Unser Leben gleicht (in vieler Hinsicht) einem Schauspiele, wo es nicht darauf ankommt, wie lange es gewährt, sondern wie gut gespielt worden.

Es thut nichts zur Sache, wie bald Du Dein Leben beschließest, wenn nur der Beschluß gut ist. Br. 77.

II.

Sei wahrhaftig!

Es bleibe stets unsere Hauptabsicht, so zu reden, wie wir denken, und so zu denken, wie wir reden.

Unsere Rede sei mit unserm Leben übereinstimmend.

Wenn man Jemand siehet und reden höret und stets gleichförmig findet, so kann man nichts weiter von ihm fordern.

Nicht daß unsere Rede gefalle, sondern daß sie Nutzen stifte, muß der Zweck derselben sein. Br. 75.

*) Ein Held im trojanischen Kriege, welcher ein sehr hohes Alter erreichte, weshalb man hochbejahrte Personen mit seinem Namen benennt.

III.

Halte Andern und Dir selbst die Gebote der Tugend oft vor!

Wohl behauptet man, daß Ermahnungen bei großen Lastern nichts ausrichten.

Aber — wenn auch Arzeneien unvermögend sind, unheilbare Krankheiten zu bewältigen, so gebraucht man dieselben doch zur vielleicht möglichen Heilung oder zur Erleichterung.

Kann auch die ganze Weisheit, und wenn sie alle ihre Kräfte aufböte, ein veraltetes und verhärtetes Uebel der Seele nicht vertilgen, so kann man darum doch nicht behaupten, daß sie gar nichts heile.

Was hilft es, sagt man, Jemand offenbare Dinge vor Augen zu legen?

Aber man muß antworten: Gar viel! Denn oft weiß man etwas wohl, aber man hat nicht Acht darauf.

Eine Erinnerung lehret nicht sowohl, sondern hält uns das vor, dessen wir eben gedenken sollen, aber zu vergessen in Gefahr schweben.

Oft gehen wir vor dem vorüber, was uns vor Augen liegt. Erinnerungen sind eine Art von Ermahnungen.

Du weißt, daß Du Freundschaften heilig bewahren sollst, aber thu'st es nicht.

Du weißt, daß derjenige sträflich handelt, der von seiner Gattin Keuschheit fordert, während er selbst das Gebot der Keuschheit übertritt.

Deshalb ist es nöthig, daß Du öfters daran erinnert werdest.

Alles, was heilsam ist, muß oft in Bewegung gesetzt und fleißig gebraucht werden, damit es nicht allein bekannt, sondern allerwegen auch in Bereitschaft bleibe.

Auch ohne Hinzufügen von Beweisgründen haben gute Vorschriften an und für sich ein großes Gewicht, besonders wenn sie als Verse oder Denksprüche die Lehre, auf die es ankommt, zusammenfassen, wie z. B. die Sprüche Kato's:

Kaufe nicht, was Du begehrst, sondern was Du nöthig hast!

oder:

Was Du nicht nöthig hast, ist auch für einen Kreuzer zu theuer!

oder jene Orakelsprüche:

Schwer die Zeit!
Erkenne Dich selbst;

oder die Sprüche:

Vergessenheit ist Arzenei des erlittenen Unrechts!
Ein Fauler steht sich selbst im Wege!

Wirst Du noch einen Entscheidungsgrund verlangen, wenn Dir Jemand solche Sprüche an's Herz legt*)?

---

*) Welche gleichsam concentrirt die Wahrheit vor Augen stellen und durch ihre innere Wahrheit, welche das Gemüth sogleich empfindet, unmittelbar an die Seele schlagen, dem bessern Gefühl das rechte Wort leihen. „Solche Aussprüche, setzt Seneca a. a. O. hinzu, treffen uns als ein Schlag, wenn wir sie hören und es darf Niemand fragen: Warum? So

Solche Erinnerungen bedürfen keines Fürsprechers; sie berühren die Leidenschaften selbst und kommen durch ihre fortwirkende Kraft der (bessern) Natur zu Hülfe.

In dem Herzen liegt der Saame der Tugend, deren Aufkommen durch Erinnerungen befördert wird, gleichwie ein Funken durch leichtes Anblasen in lichten Flammen auflodert.

Die Tugend erhebt sich, wenn sie berührt und angetrieben wird.

Wenn Vorschriften nichts hülfen, so müßte man allen Unterricht aufgeben und blos mit der Natur zufrieden sein.

Aber — die Kräfte des Geistes werden durch Belehrungen genährt und wachsen. Vorschriften fügen den angeborenen Einsichten neue hinzu und verbessern das Verdorbene.

Auch tugendhafte Grundsätze machen es nicht allein aus. Da dieselben dem Menschen nicht immer gegenwärtig sind, oft

---

mächtig zieht die Wahrheit auch ohne Beweisgründe zu sich hin. Und wenn Ehrfurcht die Gemüther im Zaume hält oder die Laster bändigt, warum sollten nicht Erinnerungen eben dasselbe bewirken können? Wenn ein Verweis Schaam erweckt, warum sollte es die Erinnerung, obschon sie sich bloßer Vorschriften bedient, nicht dasselbe thun können? Wenn ein Geheiß Nutzen schaffen kann, so muß es auch eine Erinnerung thun! Ein Theil der Tugend besteht in der Unterweisung, ein Theil in der Ausübung. Man muß eben sowohl lernen, als das, was man gelernt hat, durch seine Handlungen zu bekräftigen suchen. Eben deshalb sind aber nicht nur die Satzungen der Weisheit, sondern auch ihre Vorschriften nützlich, welche gleich einem öffentlichen Gebote unseren Leidenschaften steuern und uns zu unserer Pflicht anweisen" ꝛc.

durch Leidenschaften verdunkelt werden, und die Unerfahrenheit in den besonderen Vorfällen nicht immer den rechten Grundsatz auffindet, der in Anwendung kommen muß, der bestunterrichtete Verstand auch nicht selten zu ungeübt und träge ist, um den rechten Weg zu erklären, so müssen Erinnerungen zu Hilfe kommen.

Entfernung falscher Ansichten ist ebenfalls nicht hinreichend, denn es folgt daraus noch keineswegs, daß der Mensch nun auch sogleich das Rechte zu erkennen vermöge.

Es müssen Vorschriften und Erinnerungen hinzu kommen.

Was sind die Gesetze selbst anderes, als Vorschriften mit Androhungen verbunden.

So schrecken die Gesetze von Bubenstücken ab, während die Vorschriften nur zur Beobachtung unserer Pflichten ermahnen.

Die Gesetze aber sind den guten Sitten um so förderlicher, jemehr sie nicht blos befehlen, sondern zugleich belehren (die Gründe angeben, auf welchen sie ruhen).

Wohl soll ein Gesetz kurz sein, damit es gleich einer von der Gottheit ausgehenden Stimme desto leichter auch von Unwissenden behalten werden kann.

Aber es wird um so kräftiger wirken, je mehr man einsieht, daß es Recht habe, je mehr man seine Gründe erkennt.

Die Weisheit selbst aber — was ist sie anders, als das Gesetz des Lebens!

Allein gesetzt auch, daß die Gesetze keinen Nutzen hätten, so folgt daraus nicht, daß auch die Erinnerungen ohne Nutzen sind.

Man müßte sonst auch den Tröstungen, Abmahnungen, Ermahnungen, Zurechtweisungen und Lobeserhebungen allen Nutzen absprechen.

Denn diese sind auch eine Art von Erinnerungen, wodurch man zu einem vollkommenen Gemüthszustande gelangt.

Br. 94.

IV.

Auch da, wo wenig Hoffnung ist, soll man die Wahrheit nicht vorenthalten! Oft findet sie noch Eingang!

Ich kann nicht wissen, ob ich denen Nutzen schaffe, welchen ich Erinnerungen ertheile. Aber so viel weiß ich, daß ich damit bei dem Einen oder Andern doch Nutzen stiften werde, wenn ich meine Erinnerungen an Viele richte.

Man soll mit voller Hand ausstreuen. Dann kann es nicht fehlen, daß nicht zu Vielen doch Etwas gelange, wenn man viel versuchet.

Ein Schütze muß nicht allezeit treffen, sondern auch bisweilen vorbei schießen; das ist keine Kunst, die von ohngefähr ihren Zweck erreicht.

Die Weisheit aber ist eine Kunst.

Dabei kommt es aber darauf an, daß man den Fehlenden nicht nur die Wahrheit sage, sondern dieselbe zu rechter Zeit und in der rechten Weise so sage, daß sie Eingang finden und Besserung wirken könne.

Br. 29.

V.

Die nichtsthuende Geschäftigkeit.

Fragst Du, wer denn die Geschäftsvollen sind, die da leben, als lebten sie nicht, ohne es zu wissen, ja die meinen, sie leben würdig und wahr?

Es sind nicht blos die, welche erst der Verschluß der Börsen und der Geldhallen hinwegtreibt, welche ihre gleißnerische Dienstfertigkeit nicht zu Hause duldet, denen Versteigerungen im Kopfe herumgehen, nein, Manche sind auch in ihrer Zurückgezogenheit nicht Herren ihrer Zeit, sind mitten in der Einsamkeit sich selbst zur Last.

Auch die, welche kostbare Vasen mit ängstlicher Genauigkeit in ihren Prunksälen ordnen, den größten Theil ihrer Zeit mit rostigen Metallblättchen zubringen, allen Schauspielen nachgehen, Stunden unter der Hand des Barbiers zubringen, bis abgenommen wird, was in der letzten Nacht gewachsen ist, da man über jedes Härchen Rath hält, und bald das in Unordnung gekommene Haar zurecht gebracht, bald, wo es fehlt, von da und dort her nach vornen gekämmt wird, auch die, welche zornig werden, wenn es der Barbier nicht genau genug nimmt, weil er denkt, er habe es ja mit einem Manne zu thun, die in den Harnisch gerathen, wenn an ihrem Haar etwas nicht in Ordnung liegt und Alles in Ringel fällt, die lieber den Staat, als ihre Frisur in Unordnung erblicken, die ängstlicher um den Putz, als das Wohl ihres Hauptes sind, die lieber hübsch, als achtungswürdig sind, deren Zeit un-

nützen Besuchen, womit sie Andere belästigen, dem Kamme und Spiegel gehört, diese und die Weichlinge, die Genußmenschen, von deren Einem ich gehört, daß er, als er auf den Händen aus dem Bade getragen, und auf den Sessel gesetzt worden, die Frage that: Sitze ich nun? — sie leben in einer thatenlosen Geschäftigkeit, sie sind krank, ja todt.

V. d. Kürze des Lebens, Cap. VI.

VI.

Die Pflicht, sein Leben zu erhalten.

Man muß nicht blos so lange, als es Vergnügen gewährt, sondern so lange leben, als die Pflicht erfordert.

Wer die Seinigen nicht so hoch schätzet, daß er ihretwegen länger zu leben vorzieht, wer sich dem Tode hingiebt, der ist ein Weichling.

Man muß es seinem Geiste gebieten, daß man, wenn es der Vortheil der Unsrigen erheischet, nicht nur dann, wenn man gern stürbe, sondern auch dann, wenn man schon angefangen hat zu sterben, annoch verziehe und sich den Seinigen widme.

Ich halte auch dies für eins der größten Zeichen der Menschlichkeit, wenn man sein Alter, dessen vornehmste Frucht eine um so sichere Bewachung seiner Selbst und ein um so herzhafterer Gebrauch des Lebens ist, fleißiger zu erhalten suche, so bald man weiß, daß eines der Unsrigen es wünschet und ihm das nützlich ist.

Br. 104.

VII.

Die Nothwendigkeit, eigene Geistesarbeit mit Lectüre zu verbinden.

Ich unterlasse das Bücherlesen nicht, welches ich für nothwendig halte einestheils, damit ich mir nicht statt Andern sei, anderntheils, damit ich meinen eigenen Geist nähre und auf neue eigene Ideen geführt werde.

Das aber thut das Lesen; es führt dem Geiste immer Stoff zu, wenn er von eigenem Denken und Arbeiten abgespannt ist und gereicht ihm zur Aufmunterung.

Man soll weder blos selbst geistig arbeiten, noch blos lesen.

Das Erste stimmt traurig und erschöpft die Kräfte.

Das Andere schwächt und zerstreuet.

Es ist Forderung der Natur, mit beiden abzuwechseln, und das eine durch das andere dergestalt im Gleichgewicht zu halten, daß das, was man durch das Lesen eingesammelt hat, durch Schreiben in Ordnung gebracht werde.

Man muß hier die Bienen zum Muster nehmen, welche, bald dahin, bald dorthin schwärmend, die honigreichsten Blumen aussaugen, dann aber, was sie heimgetragen, in die Waben sorgsam vertheilen, wie Virgil sagt:

> Sie pressen das fließende Honig zusammen und dehnen
> die Zellen mit ihrem süßen Nectar aus.

Gleich also müssen wir dasjenige, was wir gelesen haben, wohl absondern und aufbewahren. So werden wir es viel besser behalten; wir müssen, wie die Bienen das Honig, das

sie sammeln, das Gelesene für uns verarbeiten, müssen es in Blut und Saft zu verwandeln suchen. Br. 84.

VIII.

Die Liebe gegen den Nächsten.

Wie müssen wir handeln?

Wie wenig heißt es doch, Denjenigen nicht zu schaden, denen wir nützlich sein sollten.

Freilich ein großes Lob, wenn ein Mensch gegen den anderen sanftmüthig ist!

Sollen wir Vorschriften geben, daß man einem Schiffbrüchigen die Hand biete, einem Irrenden den Wege zeige, mit einem Hungrigen sein Brod theile?

Wenn eher würde ich damit fertig werden!

Kann ich doch kürzlich ein Muster aller menschlichen Pflichten geben!

Alles, was Du siehest, der Inbegriff menschlicher und göttlicher Dinge, ist nur Eins. Wir sind Glieder eines großen Körpers. Die Natur hat uns als Verwandte geboren werden lassen, indem wir von einerlei Stoff und zu einerlei Zwecke gezeuget sind. Sie hat uns wechselseitige Liebe eingepflanzt, uns gesellig gebildet. Sie hat Recht und Billigkeit geordnet. Nach ihren Satzungen ist man übler daran, wenn man einem Andern Schaden zufügt, als wenn man

selbst beleidigt wird, und unter ihrer Herrschschaft sind hülfreiche Hände in Bereitschaft. Wir sollten im Munde und im Herzen den Vers tragen:

Ich bin ein Mensch; mich muß des Nächsten
Schicksal rühren. *)

Laß uns das, wozu wir geboren sind, in Gemeinschaft behalten.

Unsere gesellschaftliche Verbindung gleicht einem Gewölbe von Steinen, welche zusammenfallen würden, wenn sie einander nicht entgegenstrebten, als wodurch allein es sich erhält!

Br. 95.

IX.

Befleißige Dich der Mäßigkeit!

Das ist die ersprießlichste Lebensweise, daß man dem Körper nur so viel gönne, als zur Gesundheit desselben erforderlich ist.

Man muß Etwas strenge mit ihm verfahren, damit er nicht dem Geiste widerspenstig werde!

Speise soll den Hunger stillen, ein Trunk den Durst löschen, das Kleid die Kälte abwehren, das Haus gegen das schützen, was dem Körper schaden kann.

Ob nun das Haus von Rasen, oder von fremdem Marmor aufgeführt sei: daran liegt Nichts! Der Mensch wird

---

*) Homo sum, humani nihil me alienum.

ebenso gut durch ein Strohdach, wie durch goldenes Getäfel gedeckt.

Verachte das Alles. Bedenke, daß außer dem Geiste an Dir nichts Wunderbares ist, und daß ihm, wenn er groß ist, nichts groß vorkomme!

Was man durch Wunsch erlangt, bleibt stets ein fremdes Gut;
Was Dir das Glück zuwarf, das nenne ja nicht Dein;
Was man Dir geben kann, das kann man Dir auch nehmen!

Br. 8.

Ich gestehe, daß uns eine Liebe gegen unsern Körper eingepflanzt ist, daß er unter unserer Vormundschaft stehe, und bin nicht dawider, daß man ihm Etwas einräume; nur soll man sich ihm nicht unterwürfig machen. Denn wer seinem Körper dienstbar ist, machet sich Vielem dienstbar. Wir dürfen nicht so leben, als ob wir des Körpers halber lebten, sondern so, als wenn wir ohne denselben nicht leben könnten.

Eine übermäßige Liebe gegen unsern Körper beunruhigt uns durch Furcht, beschwert uns mit Besorgnissen und stellet uns Beschimpfungen blos. Wer seinen Körper zu sehr liebet, achtet alle Ehrbarkeit geringe.

Man trage Sorge für den Körper, doch so, daß wenn es Vernunft, wenn es unsere Würde, wenn es unsere Treue gebietet, wir ihn auch dem Feuer hingeben können.

Dabei müssen wir jedoch nicht blos alle Gefahren, sondern auch, so viel als möglich, alle Ungelegenheiten vermeiden und uns in Sicherheit stellen, darauf oft denkend, wie man das abwenden kann, was zu befürchten stehet.

Br. 14.

Die Armuth ist glücklich, wenn sie nur die gegenwärtigen Bedürfnisse stillen kann. Warum willst Du Dich ihrer Gesellschaft weigern, da selbst die klugen Reichen sie sich zum Muster nehmen. Wenn Du ein freies Gemüth haben willst, mußt Du entweder arm, oder den Armen ähnlich sein.

Br. 17.

Man kann durch Mäßigkeit ein hohes Alter erlangen, welches, wenn man es auch nicht begehren darf, doch auch eben sowenig ausschlagen soll. Es ist angenehm, so lange als möglich bei sich zu sein, wenn man sich würdig gemacht hat, des (irdischen) Lebens zu genießen. Br. 58.

X.

Die Habsucht.

Habsucht, was will's mit Dir werden?

Hat doch wahrhaftig die Erde, die Alles, was uns nützlich werden konnte, offen darlegte, die Preise, nach denen Du strebst, die Herrlichkeiten Deines Trachtens vergraben und versenkt und als über schädliche, unheilbringende Dinge ihre ganze Schwere dahin gelegt.

Augenscheinlich ist das Eisen aus demselben Dunkel hervorgegangen, wie das Gold und Silber, damit es auf der einen Seite nicht an Werkzeugen zum Selbstmorde fehle, auf der andern nicht an Belohnungen dafür.

Armer Mensch, der Du Deine Freude findest an dicken Capitalbüchern, an unermeßlichen Ländereien, an unzählbaren Viehheerden, an Privatgebäuden, die den Umfang von Städten übertreffen! —

Wie gut Du auch Alles, wohin Du Deinen Reichthum vertheilt, übersehen magst und Dir große Dinge einbildest, Du bist dennoch, wenn Du das, was Du hast, mit dem vergleichest, was Du wünschest, ein — armer Mann!

V. d. Wohlthaten, VII., 10.

XI.

Der Luxus.

Ich sollte wider das ganze menschliche Geschlecht meine Stimme erheben und sprechen: Ihr seid toll, Ihr seid im Irrthum, indem Ihr das Ueberflüssige anstaunt, und Keinen nach seinem wahren Werthe schätzet!

Der große Scipio pflügte nach Gewohnheit der Alten seinen Acker selbst, wohnte unter einem schlichten Dache, wurde von einem elenden Fußboden getragen, badete in einem kleinen Stübchen, wo die Fenster mehr kleinen Oeffnungen glichen.

Jetzt hält man sich für dürftig und rechnet es sich zur Schande, wenn nicht die Wände der Bäder von kostbaren Zierarten in alexandrinischem und numidischen Marmor glänzen

und man das Wasser nicht aus silbernen Hähnen zapfen kann. Und doch rede ich hier nur von den Bädern des gemeinen Volks. Was müßte ich sagen, wenn ich auf die Bäder der Vornehmen käme, die von Säulen, die nichts zu tragen haben, und Bildsäulen strotzen, um nur seinen Aufwand zur Schau zu stellen, in welchem es so weit gekommen ist, daß man wohl auf Edelsteine treten möchte!

M. Cato, der Sittenrichter *), der dem Staate nicht weniger zum Heil geboren wurde, als Scipio — denn wie dieser mit den äußeren Feinden, so führte dieser mit den Lastern Krieg — ritt auf einem gewöhnlichen Wallachen mit aufgelegtem Mantelsacke, in welchem er das Nothwendigste mit sich führte.

O, wie wünschte ich, daß ihm jetzt einer von den Prunkherren aufstieße, die auch auf Reisen ihren Reichthum zur Schau stellen und Läufer und numidische Pferde vor sich her rennen lassen, den Staub aufzutreiben.

Ein solcher Prunkherr würde ohne Zweifel herrlicher einherziehen, als Cato, obgleich er bei all seinem Gepränge (weil er tief in Schulden steckt), nicht weiß, ob er sich nicht

---

*) Cato Censorinus, geb. 223 v. Chr., der ein berühmter Feldherr und als Sittenrichter so streng war, daß er den für das nächste Jahr bereits zum Consul bestimmten Manilius aus dem Senate stieß, weil er seine Frau in Gegenwart seiner Tochter geküßt hatte, und Alles aufbot, um dem Strome des einreißenden Sittenverderbens in Rom Schranken zu setzen.

aus Verzweiflung als öffentlicher Kämpfer mit Menschen oder Thieren verkaufen soll. *)

Wie gereichte es jenem Jahrhunderte zur Zierde, daß ein der Ehre des Triumphs gewürdigter Heerführer, ein Censor, und was mehr als dieses Alles ist, ein Cato, mit einem einzigen Reitpferde sich begnügte, das, weil es zugleich sein Gepäck trug, er nicht einmal völlig sein nennen konnte!

Müßte uns nicht dieses einzige Pferd, von einem Cato selbst gestriegelt, werthvoller sein, als alle seine Klepper, Zelter und Pasgänger!

Wenn es übrigens auf's Geld ankömmt, so urtheilt Jeder richtig; folgender Gestalt werden die Leute geschätzt: Er hat große Güter, aber auch viele Schulden; er hat ein schönes Haus, aber es ist mit fremden Gelde erbaut. Niemand kann die Seinigen besser halten, als Er; aber er ist ein schlechter Schuldner. Wenn er seine Gläubiger bezahlt, wird nichts übrig bleiben!

Eben so solltet Ihr aber auch in allen übrigen Stücken verfahren und ausfindig machen, wie viel einen Jedwedem eigen ist.

Nur das Gute seines Lebens ist jedes Menschen eignes Gut.

Reichthümer können auch dem niederträchtigsten Menschen zufallen. Allein die Tugend erhebet den Menschen

---

*) Die Kämpfe der Gladiatoren unter sich auf Leben und Tod oder mit wilden Thieren waren in Rom beliebte Schauspiele, wozu die Kämpfer oft um hohe Preise gedingt wurden.

und erhöhet ihn über Alles, was dem Sterblichen schätzenswerth ist.

Ein Korb ist nicht so viel werth, als das, was er in sich faßte, ja man giebt ihn nicht selten darein.

Wer leget wohl einem vollen Beutel einen Werth bei ohne nur in soweit, als er eine gewisse Summe Gelder enthält.

Also gehet es dem Herrn eines großen Vermögens. Dasselbe ist eine Zugabe.

Mithin bleibet es aber auch dabei, daß dasjenige kein wahres Gut sein kann, was auch dem Verworfensten zuzufallen vermag. Gr. 86 u. 87.

XII.

Warnung gegen Schwelgerei.

Die Arzneikunst bestand ehemals in der Kenntniß weniger Kräuter, wodurch man das Blut stillen und allmälig Wunden heilen konnte.

Später ist sie zu so vieler Abwechselung gelangt.

Und kein Wunder ist es, daß sie oftmals weniger Beschäftigung fand, da man noch einen festen und dauerhaften Körper besaß und leichte Speisen genoß, die Kunst und Ueppigkeit noch nicht verdorben hatte.

Jetzt, wo man nicht zur Stillung des Hungers, sondern zur Erregung desselben Speise sucht und tausenderlei Gewürze erfunden hat, wodurch man den Magen reizt, ist dasjenige,

was man sonst dem Bedürfniß darbot, zu einer Beschwerde geworden.

Daher die bleichen Angesichter und die zitternden Nerven der Weintrinker und jene durch Schwäche des Magens hervorgerufene Magerkeit, die weit schlimmer ist, als die, welche der Hunger mit sich führt; daher die ungewissen, wankenden Tritte und der beständige Taumel, als ob man berauscht wäre 2c.

Von diesen und anderen Krankheiten waren diejenigen frei, welche sich noch nicht durch Wollüste erschlafft hatten. Sie härteten ihre Körper durch Arbeiten ab, durch Laufen, auf der Jagd, im Landbau. Es wartete auf sie eine Speise zur Stillung des Hungers. Darum genossen sie eine einfache Gesundheit.

Siehe! wie viele Dinge die Schwelgerei aus dem Vereine der Länder und Meere unter einananđer mischet! Nothwendig müssen so verschiedene Dinge eine Gährung hervorbringen. Es ist kein Wunder, daß aus Speisen, die so wenig zu einander passen, allerlei Krankheiten entstehen.

Die alten Aerzte wußten nichts von der Kunst, den Kranken zum Oeftern Speise reichen zu lassen, und die sinkenden Adern durch Wein zu stärken; nichts von der Kunst, das stockende Blut abzuführen, und langwierige Krankheiten durch Beulen und Schwitzen zu erleichtern; nichts vom Unterbinden der Arme und Beine, um das verborgene und in der Mitte sitzende Uebel in die äußersten Theile zu treiben. Es war unnöthig, auf viele Arten der Hülfsmittel bedacht zu sein, da Gefahren nur selten sich ereigneten.

Allein — wie haben sich jetzt die Krankheiten vermehrt!

das sind die Zinsen, die wir an die über jedes Maaß und alle Grenzen getriebenen Wollüste zahlen müssen!

Wunderst Du dich, daß es der Krankheiten viele gebe so zähle einmal alle Köche! Br. 95.

XIII.

Das Glück der Genügsamkeit.

Vgl. Luxus.

Nichts von Allem, was wir haben, ist nothwendig.

Laß uns auf die Gesetze der Natur zurückkommen, und es stehen Reichthümer für uns in Bereitschaft. Wir können, was wir bedürfen, umsonst oder für einen Spottpreis erhalten.

Brod und Wasser verlangt die Natur.

In Absicht auf diese Bedürfnisse aber kann Niemand für arm gehalten werden. Und wer sich hierauf einschränkt, kann mit Jupiter selbst um den Vorzug der Glückseligkeit streiten. Br. 25.

Nur Derjenige lebet wahrhaft, der zu seinem wirklichen Besten von Allem Gebrauch macht.

Die Natur läßt sich mit Wenigen befriedigen.

Nicht die Bedürfnisse an Nahrung, sondern der Hochmuth kommt uns theuer zu stehn.

Laßt uns also jene Sclaven ihres Magens nicht unter die Menschen, sondern die Thiere, ja einige sogar unter die Todten zählen.

Die sich verborgen halten und in Trägheit ihr Leben zubringen, sind in ihrer Behausung nicht anders anzusehen, als wenn sie — schon im Grabe lägen. Gr. 60.

XIV.

Hüte Dich vor Müssiggange.

Ich wollte lieber, daß Dir ein Unglück zustieße, als daß Du in Weichlichkeit versink'st.

Wir hören oft, daß man das Leben derer, welche man beneidet, so lobet, daß man saget: Sie leben weichlich.

Denn dadurch wird das Gemüth nach und nach weibisch und erschlafft in Müßiggange und Faulheit, welchen es sich ergeben.

Es ist noch die Frage: Ob es nicht besser sei, ganz empfindungslos zu werden?

Diese Zärtlinge fürchten dann den Tod, welchem sie doch ihr Leben ganz ähnlich gemacht haben.

Es ist kein großer Unterschied, müssig oder todt zu sein. Jenes ist nicht besser, als der — Tod.

Man kann eben so gut todt sein, wenn man auf Rosen lieget, als wenn man in ein Beinhaus geworfen wird.

Müssiggang ist wahrhafter Tod und das Grab des lebendigen Menschen. Br. 82.

So oft uns eine träge Ruhe, unserer selbst überdrüssig, zu quälen beginnt, müssen wir uns zu Handlungen, zu Beschäftigungen angeregt fühlen.

Große Feldherren, wenn sie bemerken, daß der Soldat auffätzig wird, suchen denselben durch Arbeit zu bändigen und in beständiger Thätigkeit zu erhalten.

Wer mit Geschäften beladen ist, hat keine Zeit, auf Muthwillen zu denken, und Nichts ist gewisser, als daß die Fehler des Müssigganges durch Thätigkeit aus dem Wege geräumt werden. Br. 56.

XV.

Arbeitsamkeit!

Für edle Seelen ist die Arbeit eine Nahrung.

Sich der Arbeit nicht zu weigern, ist nicht genug; man soll sie suchen.

Ein Mann darf keinen Schweiß scheuen.

Br. 31.

XVI.

Wenn Du sprichst, so sprich vernehmlich, sanft, mit Würde.

Wie überhaupt Nichts der Ordnung gemäß geschehen kann, wobei man eilet und sich überstürzt, so soll auch die Rede des Menschen nicht daher schnellen, Wort auf Wort thürmend, wie ein Schneegestöber, sondern sanft und mild dahin fließen.

Jener sprudelnde, schnelle Wortschwall mag sich für Marktschreier schicken, aber nimmer für Jemand, der über einen ernsten Gegenstand zu sprechen hat und belehren will.

Wenn Du sprichst, so soll Deine Rede weder tropfenweis dahin rinnen, noch schnell daher stürzen. Sie darf sich weder übereilen, noch so matt und langsam fließen, daß man die Ohren spitzen muß. Wenn auch dasjenige fester haftet, was langsam vorgetragen wird, als was schnell vorüber und gleichsam davon fliegt, so erregt doch eine zu langsame Rede Verdruß und schwächt die Aufmerksamkeit.

Außerdem, so oft Du sprichst, so oft bedenke, daß Deine Rede der Wahrheit angemessen, kunstlos und ganz einfach sein müsse.

Will man Jemand durch Vorstellungen zur Vernunft bringen, so muß die Rede tief eindringen, da kein Mittel helfen kann, wo es nicht in Etwas verweilet.

Das kann aber nicht in der Eile geschehen.

Welcher Arzt vermag die Kranken im Vorübergehen zu heilen?

Und was kann Jemand von einem Solchen lernen, dessen Rede einem zügellosen Pferde gleicht, das sich nicht halten läßt.

Wie Diejenigen, welche einen abhängigen Weg herabzugehen haben, nicht da stehen bleiben können, wo es ihnen gut dünkt, sondern durch das in Bewegung gerathene Gewicht ihres Körpers weiter fortgerissen werden, als sie wollen: so hat man zu schnelles Sprechen nicht in seiner Gewalt.

Wohl soll der, welcher spricht, wo es Inhalt und Umstände erfordern, auch Kraft und Gewalt entwickeln, aber doch immer auf eine gemäßigte Weise; immer muß unsere Rede mehr einer sanft fließenden Quelle, als einem reißenden Bache gleichen.

Außerdem ist nicht sowohl zu sehen auf das wie viel, sondern auf das, was man redet.

Endlich muß man sich, wenn man spricht, der Schüchternheit entwöhnen und sich täglich üben.

Die Worte der Rede sollen nicht gesucht, aber doch auch in gewissen Schranken gehalten sein und nie die Würde verläugnen. Wie einem weisen Manne kein gar zu leichter Gang ansteht, so sei auch dessen Rede zwar gedrungen, aber nicht kühn. Br. 40.

XVII.

Wer nach Volksgunst trachtet, kann nicht rechtschaffen sein.

Die Gunst des großen Haufens kann nur durch unerlaubte Kunstgriffe gewonnen werden.

Man muß sich dem Volke gleich stellen. Was es nicht begreift, billigt es nicht.

Es ist daran aber weit mehr gelegen, was Du vor Dir selbst, als vor Andern bist.

Wenn ich Dich deshalb unter den Glückwünschen berühmt sähe, wenn bei dem Eintritt in die Volksversammlungen Dir Jauchzen, Händeklatschen und die Ehrenbezeugungen der Gaukler entgegenrauschten: müßte ich Dich nur beklagen, da ich weiß, auf welchem Wege Du zu solcher Gunst gelangt bist.

Br. 29.

XVIII.

Das Urtheil der Welt.

Unserem Gewissen geschehe ein Genüge.

Nirgends sei es bei unserem Thun auf das Urtheil der Menschen abgesehen.

Mag uns sogar Schlimmes folgen, wenn wir nur etwas Besseres verdienen. V. Zorne, III., 41.

XIX.

Meide jeden unnöthigen Umgang mit der großen Menge.

Was man am meisten fliehen muß? Das ist der große Haufen. Ich wenigstens bekenne meine Schwäche. Niemals bringe ich meine Tugendgesinnungen so wieder zurück, wie ich sie unter Menschen trage. Manches von dem, was ich in Ordnung gebracht, wird wieder zerrüttet, Manches, was ich schon entfernt hatte, kehrt wieder.

Wie es den Kranken geht, die von lang anhaltender Siechheit so geschwächt worden sind, daß sie sich nicht ohne Gefahr hervorwagen können, so gehet es uns, wenn unsere Gemüther nach langwierigen Leiden sich zu erholen anfangen. Der Umgang mit vielen Menschen ist höchst schädlich. Denn Alle sind bemüht, irgend ein Laster uns anzupreisen, von demselben einen Eindruck in unser Herz zu senken, oder die Unwissenden damit anzustecken.

Je größer der Haufen, unter welchem wir uns wissen, desto größer die Gefahr.

Ein zartes und noch nicht hinlänglich im Guten befestigtes Gemüth muß man dem Volke entziehen. Man läßt nur allzuleicht durch den Strom sich fortreißen. Ein einziges Beispiel der Schwelgerei oder des Geizes kann unsägliches Unheil anrichten. Ein leckerhafter Tischgenosse wird uns selbst allmählich schwach und weichlich machen; ein reicher Nachbar wird unsere Begierden erregen; ein boshafter Ge-

führte auch dem Redlichsten etwas von seiner Verdorbenheit einimpfen.

Kehre daher in Dich selbst zurück, so viel Du kannst. Pflege Umgang mit denen, durch die Du sittlich besser werden kannst, doch verstatte auch denen Zutritt, auf deren Besserung Du zu wirken vermagst. So trägt man zu seiner sittlichen Vervollkommnung bei. Man lernt auch hier, indem man lehrt.

Br. 7.

So viel auch ein Ort Annehmlichkeiten bieten möge, so fliehe ihn dennoch, wenn an demselben unsittliche Leute leben.

Man soll keinen Ort hassen. Aber gleichwie ein Kleid einem Weisen und Tugendhaften besser anstehet, als ein anderes, und er, obwohl er keine Farbe hasset, doch die eine oder andere für schicklicher hält: so giebt es auch Orte, die er vermeidet, weil man sich hier von guten Sitten entfernt.

Warum soll ich doch Zeuge sein der am Ufer umhertaumelnden Trunkenbolde, der Schmausereien auf den Lustböten, da der ganze See von Concerten ertönet, und anderer Arten, wo wilde Lust ungebunden und frech sündigt? Man muß darauf bedacht sein, von den Verführungen zur Sünde soweit als möglich sich entfernt zu halten.

Ein einziges Winterquartier schwächte Hannibal, und der Held, den weder Schneegestöber, noch Alpen aufhalten konnten auf seiner Siegesbahn, ward von der üppigen Lebensart Campaniens aufgerieben; er, der durch Waffen siegte, ward von Lastern besiegt.

Auch wir müssen Krieg führen ohne Rast und Ruhe. Wir müssen vornehmlich gegen die Laster zu Felde liegen,

welche auch die tapfersten Gemüther zu sich hinreißen. Dabei muß man den weichlichen Lüsten entsagen.

Die strenge Zucht eines Ortes befestigt das Gemüth und machet es zu großen Unternehmungen geschickt.

Vor Allem weise die Wollust von Dir und achte sie für die größte Feindin, gleich einem Straßenräuber. Sie umarmet uns nur, um uns zu erwürgen. Gr. 51.

XX.

Vertraue Dich Niemand an, von dessen Verschwiegenheit Du nicht völlig überzeugt bist.

Nichts wird vortheilhafter sein, als sich ruhig zu halten, gar wenig mit Anderen, desto mehr mit sich selbst zu reden.

Die Rede hat eine gewisse Süßigkeit, welche sich einschleicht und einschmeichelt und nicht minder, als die Trunkenheit und Liebe, Geheimnisse offenbart.

Niemand wird das, was er gehört hat, verschweigen, wenn auch Niemand Alles, was er gehört hat, ausbreiten wird.

Es hat ein Jeder Jemand, dem er so viel trauet, als man ihm getrauet hat.

Er mag über seine Schwatzhaftigkeit wachen, denn wenn er Einem auch nur Etwas in's Ohr sagt, so wird es doch bald das ganze Volk wissen. Es wird so das, was vor Kurzem noch ein Geheimniß war, bald die allgemeine Rede werden.

Gr. 105.

XXI.

Die Freundschaft.

Nichts vermag den Geist so sehr zu erquicken, als treue und traute Freundschaft.

Welch ein Glück, wenn Dir ein Herz gewährt ist, in das Du sicher jedes Geheimniß niederlegen kannst, dessen Mitwissen Du weniger zu fürchten hast, als Dein eigenes, dessen Gespräch Deinen Kummer lindert, dessen Ansicht Dir mit Rath und That zur Hand ist, dessen Heiterkeit Deine Traurigkeit vertreibt, dessen Anblick Dir schon Freude macht.

Wir müssen jedoch stets darauf sehen, daß wir nur Solche zu Freunden wählen, die von Leidenschaften frei sind.

Denn die Laster schleichen und springen auf den nächsten Besten über, sie schaden schon durch Berührung.

Wie man deshalb bei der Pest sorgsam sein muß, daß man nicht zu bereits angesteckten und von der Krankheit entzündeten Körpern sich hinsetze, weil man schon durch den Anhauch Gefahr läuft: so müssen wir bei der Wahl unserer Freunde darauf sehen, daß dieselbe nur solche treffe, die so wenig als möglich von Unsittlichkeit berührt sind.

Das ist der Anfang jeder Krankheit, wenn sich das Gesunde mit dem Kranken vermischt.

Freilich hat man den wahrhaft Weisen und Tugendhaften schon so viele Jahrhunderte vergebens gesucht.

Deshalb muß uns als der Beste schon der gelten, der am wenigsten von sittlichen Mängeln behaftet ist.

V. d. Gemüthsruhe Cp. 8.

XXII.

Jeder suche den Umgang mit tugendhaften Menschen.

Es ist Nichts, was die Tugend tiefer in die Herzen pflanzen, und, wenn sie sich zum Bösen hinneigen, sicherer wieder auf den rechten Weg leiten könnte, als der Umgang mit edlen Menschen.

Denn ihre mehrfach vernommenen Worte und ihr öfterer Anblick senken sich allmählig in die Seele und wirken so kräftiger, als alle Vorschriften.

Es ist schon nicht ohne Gewinn, wenn man einem Weisen und Tugendhaften nur begegnet.

Es ruht in demselben etwas, welches zum Vortheil für uns gereicht, auch wenn er schweigt. B. 94.

XXIII.

Undank darf uns nicht entmuthigen, Gutes zu thun.

Vgl. die Wohlthaten.

Du beklagst Dich, daß Du an einen undankbaren Menschen gerathen bist.

Ist dies erst jetzt geschehen, so hast Du von Glück zu sagen oder es Deiner außerordentlichen Vorsicht zu verdanken.

Aber in diesem Falle würde die Vorsicht thörigt sein. Denn willst Du die Gefahr, Undank zu erfahren, sicher vermeiden, so darfst Du gar Niemand Wohlthaten erzeigen.

Inzwischen ist es unter allen Umständen besser, Wohlthaten zu erweisen, als solche nicht erwiedert zu sehen. Auch nach einem Mißwachse muß man weiter säen, und oft ersetzt die Fruchtbarkeit eines einzigen Jahres allen durch die anhaltende Unfruchtbarkeit eines faulen Bodens erlittenen Schaden.

Es ist etwas so Schönes um einen Dankbaren, daß es der Wagniß wohl werth ist, auch Undankbare anzutreffen.

Niemand kann seine Wohlthaten mit so sicherer Hand vertheilen, daß er sich nicht oft täuschen sollte.

Das will aber Nichts sagen, wenn man auch bisweilen sein Ziel verfehlt. Genug, wenn man dasselbe nur einmal trifft.

Man begiebt sich ja auch nach einem Schiffbruche wieder ins Meer, und ein gemachter Banquerott schreckt den Wucherer nicht ab, von Neuem den Geldmarkt zu besuchen.

Das Leben würde bald in trägem Müssiggange still stehen, wenn man Alles, wodurch man sich Undank zugezogen hat, sogleich gänzlich meiden wollte.

Vielmehr was von einem ungewissen Erfolge ist, muß man desto öfter versuchen, damit es endlich einmal gelinge.

Br. 81.

XXIV.

Das Laster des Undanks.

Derjenige ist in großem Irrthume, der lieber Wohlthaten annimmt, als erwiedert, Um so viel freudiger derjenige ist, welcher bezahlt, dem gegenüber, welcher leihet, um so viel vergnügter muß der sein, der die große Schuld einer empfangenen Wohlthat abträgt, im Vergleich mit dem, welcher durch den Empfang derselben verpflichtet wird.

Aber auch darin betrügen die Undankbaren sich selbst, daß sie ihrem Gläubiger, außer der Hauptschuld, noch insbesondere Zinsen bezahlen, den Genuß der Wohlthaten aber als unentgeldlich betrachten.

Diese wachsen durch den Verzug an. Je später dafür Rückzahlung geschieht, desto bedeutender wird der Betrag.

Wer eine Wohlthat ohne Zinsen abträgt, ist ein Undankbarer.

Wir sind verpflichtet, überall uns so zu verhalten, daß man unsere Dankbarkeit erkenne.

Wir handeln hierinnen überdem ganz zu unserm Vortheile.

Jedermann befördert seinen eigenen Nutzen, wenn er Andern nützet. Der, dem Du geholfen, wird Dir wieder helfen. Denn ein gutes Beispiel läuft wie in einem Cirkel wieder auf denjenigen zurück, der es gegeben hat, eben so wie ein böses Beispiel auf das Haupt seines Urhebers zurückfällt, und derjenige kein Mitleiden findet, wenn er Unrecht leidet, der zuvor gezeigt hat, daß er Unrecht thun könne.

Jede Tugend trägt ihre Belohnung in sich selbst; denn sie hat gethan, was recht ist.

Uebrigens soll man sich dankbar beweisen, nicht um dadurch zu zeigen, daß man um so viel geneigter sei, dem Wohlthäter Gutes zu erweisen, sondern damit man eine an sich schöne und herrliche Pflicht ausübe.

Der, welcher Wohlthaten erwies, empfängt von dem Undankbaren nicht, was er gegeben. Der Dankbare dagegen enthüllt eine edle Seele, wenn er das Empfangene wiedererstattet, während der Undankbare im Bewußtsein seiner Schuld sich nur unglücklich fühlen kann.

Denn bei allen Bösen fällt nur das geringste und kleinste Theil auf Andere; das schlimmste, und daß ich so sagen mag, das dickste, bleibt auf dem Thäter haften. Denn die Bosheit trinkt selbst das größte Theil ihres Giftes.

Das Gift, welches die Schlangen zum Verderben Anderer hervorziehen und ohne sich zu schaden, in sich tragen, gleichet diesem nicht. Dieses ist denen, die es besitzen, selbst am allerschädlichsten.

Ein Undankbarer quälet und martert sich. Er ist böse auf das, was er empfangen hat, und verringert es, weil er es wiedergeben muß, dagegen vergrößert er das erlittene Unrecht und dehnet es aus. Wer ist aber wohl unglücklicher daran, als der, dem das Andenken an die empfangenen Wohlthaten entfällt, und die Erinnerung des Unrechts bleibet! Die Schlechten haben nur eine einzige und noch dazu eine kurze Freude, indem sie eine Wohlthat empfangen, während

dieselben den Weisen und Edeln eine dauernde und beständige Freude gewährt. Br. 81.

Für Wohlthaten keinen Dank zu erstatten, das ist nicht nur häßlich, sondern wird auch allgemein dafür erkannt.

Deshalb beklagen sich über den Undankbaren selbst die Undankbaren.

V. d. Wohlthaten III., 1.

XXV.

Ursachen des Undanks.

Fragen wir nach diesen Ursachen, so weit sie in dem Gemüthe des Empfängers liegen, so ist es entweder zu weit gehende Selbstliebe, dieser Erbfehler der Menschen, oder Habgier und Neid.

Man glaubt Alles verdient zu haben, und empfängt Wohlthaten als eine schuldige Bezahlung, ja meinet, man sei für seinen Werth nicht einmal hochgenug angeschlagen.

Es hat mir Dieser dies oder jenes gegeben. Allein wie spät, spricht die Selbstliebe, nach wie vielen Mühen? Wie viel mehr hätte ich erlangen können, wenn ich Diesem oder Jenem oder mir selbst mehr Ehre hätte geben wollen? Ich hätte mehr Ehre davon gehabt, wenn ich gar übergangen worden wäre.

Der Habgier aber und ihren unverschämten Erwartungen ist nie genug, was sie empfängt. Je Größeres kommt, desto Größeres wünscht man.

Die Habgier ist um so gereizter, je mehr sie dem Reichthume im Schooße sitzt, wie die Flamme eine unendlich heftigere Gewalt hat, je größer der Brand ist, aus dem sie emporschlägt. Der Ehrgeiz läßt Keinen mit dem Maaße von Ehre sich begnügen, was in früherer Zeit sein schon unverschämter Wunsch war.

Noch ärger und ungestümer aber treibt es der Neid, der durch seine Vergleiche mit Anderen die Seele quält.

„Es hat mir Einer dies oder jenes gewährt!" Aber — „einem Andern noch mehr, einem Andern früher!"

Demzufolge spricht er Niemanden zu Gunsten.

Allen entgegen, meint er es nur mit sich selbst gut.

V. d. Wohlthaten I, 26—28

Mag bei Manchen der Undank in einer verkehrten Naturanlage seinen Grund haben, bei der Mehrzahl geht er gewiß daraus hervor, daß bei ihnen die Zeit allmählig das Andenken an die empfangenen Wohlthaten verwischt.

Es giebt viele Arten von Undankbaren, wie von Dieben und Mördern, deren Schuld gleich ist, obwohl sonst im Einzelnen eine große Verschiedenheit stattfindet.

Undankbar ist, wer eine Wohlthat, die er empfangen, empfangen zu haben, läugnet; undankbar, wer sie verhehlt; undanbar, wer sie nicht erstattet; der Undankbarste von Allen aber, der sie vergessen hat.

Jene nämlich, wenn sie nicht bezahlen, sind doch Schuldner, und können noch durch irgend einen Anlaß bestimmt werden, sich dankbar zu erweisen.

Ist aber Einem die Wohlthat gänzlich aus dem Sinne gekommen, so kann er niemals dankbar werden! Wen nennst Du aber wohl schlechter, den, bei dem das Erfreuliche an der Wohlthat, oder den, bei dem selbst das Andenken an dieselbe verloren gegangen ist?

Krankhaft sind die Augen, die das Licht scheuen, aber blind die, die es nicht sehen.

Seine Eltern nicht lieben, ist schon Ruchlosigkeit; aber sie nicht kennen wollen, ist Wahnsinn.

Wer ist undankbarer als Derjenige, der, was zuvörderst in seinem Herzen liegen und ihm immer vor Augen schweben sollte, dergestalt abseitens gestellt und weggelegt hat, daß er gar Nichts mehr zu danken weiß?

Es liegt am Tage, daß Einer nicht oft an's Vergelten denkt, wenn ihn Vergessenheit beschlichen hat.

Außer diesen Ursachen kann noch vieles Andere über die größten Verdienste einen Schleier ziehen.

Hauptsächlich geschieht es dann, wenn man, immer mit neuen Wünschen beschäftigt, nicht das schaut, was man hat, sondern was man will.

Was man zu Hause hat, will dann Nichts heißen.

Die Folge aber ist, daß wenn die Begierde nach Etwas Neuem das Empfangene unwichtig macht, auch der, von dem es kam, nicht mehr werth gehalten wird.

Wir haben Liebe und Hochachtung gegen einen Wohlthäter gehegt und es erkannt, daß wir ihm die Gründung unseres Glückes verdanken, so lange nemlich, als wir Wohlgefallen an dem hatten, wozu wir's gebracht. Nun aber

bemächtigt sich unseres Gemüthes ein Hinaufschaunen zu andern Zuständen, und wir nehmen, wie dies bei Sterblichen so geht, dahin den Anlauf, statt dem Großen Größeres zu erlauschen. Jetzt aber ist dahin und vergessen, was uns zuvor eine Wohlthat hieß.

Dabei pflegt der Mensch nicht darauf zu sehen, welche Vorzüge er vor Andern hat, sondern einzig darauf, was der Stand derer zeigt, welche vor uns sind.

Aber nun ist nicht möglich, daß Jemand zugleich neidisch und dankbar sei.

Bei dem Neide ist Unzufriedenheit und Verdruß, bei der Dankbarkeit — Freude.

Sodann, weil wir Alle nur von der Zeit Etwas wissen wollen, die gerade vorübergeht, so wendet man selten sein Gemüth zur Vergangenheit zurück.

Daher kommt es, daß uns die Lehrer entfallen mit dem, was sie uns erwiesen, weil wir die ganze Kindheit unbeachtet lassen.

So kommt es, daß an uns verloren ist, was in unsern Jünglingsjahren an uns gethan ward.

Jedermann sieht das, was gewesen ist, nicht wie etwas Vergangenes, sondern etwas Verlorenes an, und darum fällt Alles aus dem Gedächtnisse, weil man nur auf das Acht hat, was kommen werde.

Man ist undankbar über das, was vorüber ist, und genießt das Gute, was man empfangen hat, nicht nach.

Wie bei der Geometrie und Astronomie und

anderen Wissenschaften verliert sich jede Kenntniß, wenn man sie nicht forttreibt.

So auch mit den Wohlthaten, wenn wir ihr Andenken nicht sorgsam zu bewahren suchen.

Sie treten aus dem Gedächtnisse, weil man nicht gern Rechnung darüber hält, was man einem Jeden zu verdanken habe.

Wenn man bittet, so verspricht Jeder: Ewig werde das Andenken an die Wohlthaten in seinem Herzen leben; da bekennt Jeder sich als der Ergebenste und Unterthänigste und was er sonst für Worte finden kann, um sich zu verpfänden.

Aber — es dauert gar nicht lange, so vermeidet man diese Worte als unpassend, und bald darauf kömmt es dahin, wohin es bei den Undankbarsten und Schlechtesten kommt, daß man gar nicht mehr an die empfangenen Wohlthaten denkt.

Der Vergeßliche ist eben so gewiß undankbar, als Derjenige, welcher eine Wohlthat im Andenken bewahrt, schon dankbar ist. V. d. Wohlthaten, III., 1—5.

XXVI.

Strafe des Undankes, und Belohnung der Dankbarkeit.

Obgleich ein Gericht über Undankbare von Staatswegen nicht besteht, noch bestehen kann, da die Untersuchung und Entscheidung zu schwierig wäre, ein solches Gericht daher leicht mehr schaden, als nutzen würde, um so mehr, als die

Zahl Undankbarer immer mehr wachsen möchte, wenn man erführe, wie groß dieselbe ist, der Wohlthätigkeitssinn aber abnehmen müßte: so bleibt der Undank doch keineswegs ungestraft.

Die Götter selbst richten.

Oder glaubst Du, es sei etwas straflos, was verhaßt ist? Oder giebt es wohl ein schwerere Strafe, als die allgemeine Verachtung?

Strafe ist's, wenn man nicht das Herz hat, von Jemand eine Wohlthat anzunehmen, wenn man nicht das Herz hat, Jemand eine Wohlthat zu erweisen, wenn Alles auf Einen sieht und man immer denken muß: da bist Du gemeint! und den Sinn für das Edelste und Schönste verloren hat.

Oder nennst Du Jemand glücklich, der des Lichtes der Augen entbehret, dessen Ohren Krankheit verschlossen hat, nicht beklagenswerth aber den, der den Sinn für Wohlthaten verlor?

Furcht durchbebt ihn vor den Göttern, die auf alle Undankbare herniederschauen; es martert und drückt ihn das Bewußtsein seiner Unwürdigkeit, er entbehrt des Genusses dessen, was so angenehm ist (der empfangenen Wohlthaten).

Wer dagegen mit freudigem Herzen Wohlthaten annimmt, der genießt ein unwandelbares und beständiges Vergnügen und freut sich, indem er die Gesinnung dessen, von welchem er empfing, nicht die Sache in Betracht zieht.

Den Dankbaren freuet die Wohlthat immer; den Undanbaren nur — einmal.

Während der Erstere trübsinnig und voll Unruhe ist, er, der Wohlthaten ränkevoll verläugnet, weder Eltern, noch Erzieher, noch Lehrer ehrt, ist der Andere vergnügt und heiter, wartet immer auf Gelegenheit, sich dankbar zu erweisen, genießt in dieser Gesinnung hohe Lust, nicht darauf bedacht, wie er entgehe, sondern wie er vollständiger und reichlicher vergelte.

V. d. Wohlthaten, III. 15—18.

XXVII.

Die Dankbarkeit.

Wie tief die Dankbarkeit in dem Gemüthe des Menschen wurzele, und welche heilige Forderung der Natur sie sei, sehen wir aus den Regungen derselben, wenn der Tod naht.

Wie kommt es, daß wir dankbar zu sein wünschen, wenn wir sterben? daß wir in der Nähe unserer Auflösung so viel darüber nachdenken, was Dieser oder Jener uns für Dienste erwiesen habe? daß wir über unsern ganzen Lebensgang die Erinnerung hingehen lassen und dafür Sorge zu tragen suchen, daß man ja keines uns geleisteten Dienstes vergessen zu haben scheine? Ist doch nichts mehr übrig, worauf sich unser Hoffen erstrecken könnte?

Hier sehen wir, welcher hohe Lohn in der Dankbarkeit selbst liegt, wie so mächtig die Gewalt des Edlen das Menschenherz an sich zieht, und seine Schönheit die Gemüther umstrahlt und uns voll Bewunderung und Entzücken über seinen Lichtglanz hinreißt.

S. **Selbst das Laster muß der Tugend huldigen.**

V. d. Wohlthaten, IV., 22.

XXVIII.

Die Wohlthat.

Vgl. Undank.

Unter allen Mißgriffen Derer, welche ohne Besinnung und Ueberlegung leben, kann kaum ein anderer so unverzeihlich sein, als daß man Wohlthaten eben so selten zu erweisen, als zu empfangen versteht.

Sind sie schlecht angebracht, so muß wohl die natürliche Folge eintreten, daß man schlechten Dank dafür erndtet. Sie waren schon hinausgeworfen, als man sie gab.

Man klagt über das weitverbreitete Laster des Undanks.

Aber, wie kann es schon aus dem Grunde ausbleiben, daß man, während man bei Darleihen die Verhältnisse des Schuldners auf das Genaueste erst zu erforschen und sich möglichst sicher zu stellen sucht, seine Wohlthaten so vielfach ohne Rücksicht auf Würdigkeit spendet?

Es ist ja auch Wiedererstattung der Wohlthat, wenn man sich gerne als Schuldner bekennt.

Nicht minder schaffen wir aber auch selbst dadurch Undankbare, daß wir unsere Wohlthaten das einemal mit Strenge vermischen und wieder einfordern, das anderemal unsere Gutmüthigkeit uns bald wieder reuen lassen, im dritten Falle die Wohlthat erschweren oder unwillig oder unfreundlich oder auf eine stolze, beschämende Weise geben.

Niemand ist gerne Dank schuldig für Etwas, was er nicht sowohl bekommen, als herausgepreßt hat.

Wohlthaten werden in der Regel mit derselben Gesinnung erkannt, womit sie gegeben werden.

Eben deshalb darf uns der Undank nicht irre machen, um so weniger, als auch die Götter durch diese Sünde im Wohlthun sich nicht abhalten lassen und selbst gegen die gütig sind, welche ihre Gaben wenig zu Herzen nehmen.

Wie viele Menschen sind des Sonnenlichts nicht werth! Und doch geht auch ihnen der Tag auf. Wie Viele verwünschen den Tag ihrer Geburt, und doch lassen die Götter sie nicht nur leben, sondern schenken ihnen Nachkommenschaft.

Das ist das Eigenthümliche großer Seelen, daß sie nicht auf die Frucht ihrer Wohlthaten sehen.

Ziehen wir doch nach verlorenen Schlachten auf's neue in den Krieg und wagen uns nach Schiffbrüchen immer wieder in's Meer.

Keine Wohlthat geht verloren, denn wem sie verloren geht, der hatte schon für sich gerechnet.

Wohlthaten gehören einmal nicht in's Zinsregister.

Ein Edler denkt nie eher an Erwiederung derselben, außer wenn er von den Wiedererstattenden daran erinnert wird.

Es ist Wucher, wenn man Wohlthaten unter die Auslagen stellt.

Darum — welcher Undank Dich auch treffe, laß nicht ab, vollende Dein Werk und führe die Rolle eines edlen Mannes durch. Hilf mit Rath und That, wo Du kannst. Folge den Göttern nach!

So wahr übrigens selbst wilde Thiere Empfindungen für erwiesene Dienste haben, so gewiß ist kein Mensch so fühllos, daß ihn nicht Milde und Liebe milder stimmen sollte.

Wer beharrt, preßt endlich auch einem harten und vergeßlichen Herzen Dank ab.

Der Reigen der drei Grazien, die ihre Hände verschlungen haben, deutet an, daß die Wohlthat, von Hand zu Hand gehend, ihren Kreislauf immer wieder zu dem Geber zurücknimmt. Darum ihr Lächeln, wie bei denen, welche Wohlthaten geben oder empfangen. Jugendlich sind sie, weil die Erinnerung an Wohlthaten niemals altern soll.

Was ist eine Wohlthat?

Eine wohlwollende Handlung, welche Freude macht und durch das Geben Freude gewährt, von Innen angetrieben zu dem, was sie thut, aus freiem Willen.

Darum kömmt es nicht darauf an, was man thut oder giebt, sondern mit welcher Gesinnung.

Diese ist's, die das Kleine erhebt, dem Unan-

sehnlichen einen Glanz giebt, Großes und Werthgehaltenes herabwürdigt.

Man muß nicht darauf sehen, wie hoch Dies oder Jenes anzuschlagen sei, sondern was der Geber werth ist.

Welche Wohlthaten soll man geben?

Zuerst dürfen sie nicht unnöthig sein.

Diese Art der Wohlthaten ist von der Art, wie aus Feindeshand, aus Tyrannenwuth, aus der Acht und anderen Gefahren gerettet zu werden.

Wo wir Etwas dergleichen abwehren, da werden wir, je größer und schrecklicher es war, desto mehr Wohlwollen erwerben.

Dem am nächsten kommt, ohne was man zwar leben kann, aber so, daß es besser wäre, man stürbe, wie Freiheit, Unschuld, gutes Gewissen.

Den nächsten Rang wird einnehmen, was uns durch Verbindung und Blutsverwandtschaft, durch Zusammenleben und langen Umgang theuer ist, wie Kinder, Gatten, das elterliche Haus, und was sonst das Herz so an sich geschlossen hat, daß man denkt, sich eher vom Leben, als davon losreißen zu können.

Es folgt darauf das Nützliche, wie Geld, Ehre, Vorrücken zu höheren Stellen ꝛc.

Dann kommt, was zwar entbehrlich wäre, aber doch das Leben angenehm macht.

Dabei muß man bei den Wohlthaten darauf sehen, daß sie nichts Gemeines sein, daß es entweder Wenige haben oder selten schon in solchen Jahren, oder in solchem Maaße, und

daß es, wenn es auch eigentlich keinen hohen Werth hat, einen Werth doch dadurch bekomme, daß man es zur rechten Zeit und am rechten Orte habe.

Hauptsächlich dürfen wir keine Geschenke geben, die man nicht brauchen kann, etwa einem Greise oder einer Frau Jagdgeräthe, einem Bauer Bücher, einem Gelehrten Netze.

Steht es in unserer Willkür, so müssen wir für unsere Wohlthaten besonders solche Gegenstände wählen, welche Dauer besitzen, damit die Sache selbst das Andenken daran erhalte. Denn die Dankbarkeit erinnert selten länger, als das Geschenk.

Bei der Wohlthätigkeit sei ein Verstand, der Alles möglichst berücksichtigt.

Wie viel mehr Ehre legen wir ein, wenn wir Etwas geben, was Jemand nicht hat, als Etwas, was er im Ueberflusse besitzt; Etwas, wonach er lange trachtete, ohne es zu finden, statt einer Sache, die er überall sehen kann?

Nie fehle die Ueberlegung; denn was uns wie von Ohngefähr und blindlings gegeben wird, kann das Herz nicht rühren.

Die Freigebigkeit verschwende ihre Geschenke nie an Unwürdige.

Das Empfangen einer Wohlthat ist dann eine Freude, in der man wohl die Hände zum Himmel emporhebt, wenn sie Würdigen zugewendet wird.

V. d. Wohlthaten, I.

„Wie man Wohlthaten spenden soll?"

Also, wie man selbst Wohlthaten zu empfangen

wünscht, demnach: mit Willigkeit, schnell, ohne Bedenklichkeit.

Die Wohlthat erwirkt keinen Dank, wenn sie lange in den Händen des Gebers ruht, wenn es einen Anschein hat, als ob man sie erst vom Herzen wegreißen müsse.

Tritt irgend ein Verzug ein, so vermeide man auf jegliche Weise den Schein, als hätte man sich erst besonnen.

Wenn man Bedenklichkeiten zeigt, so ist es nicht viel anders, als wenn man Nein sagt.

Schöner ist es bei der Hand zu sein, ehe man gebeten wird. Denn da einem rechtschaffenen Manne die Zunge stockt und das Gesicht überläuft, wenn er bitten soll, so verdoppelst Du Dein Geschenk, wenn Du ihm diese Qual ersparst.

Es ist ein hartes, lästiges, nur mit niedergeschlagenen Blicken auszusprechendes Wort, das Wort: „Ich bitte."

Gleichwie bei Kranken eine Speise zur Gesundheit dienen kann, wenn sie zur erwünschten Zeit kommt, und ein Trunk Wassers im rechten Augenblicke wie eine Arznei wirkt: so mag eine Wohlthat auch unbedeutend und nichts besonderes sein: wenn sie aber auf der Stelle da ist, wenn sie die nächste beste Stunde nicht entschlüpfen läßt, so gewinnt sie viel und wird werther, als ein kostbares, aber zögerndes und lange bedachtes Geschenk.

Noch mehr wird der Wohlthat Werth erhöht, wenn zu der guten That ein gutes Wort hinzugefügt wird, und der Empfänger beim Weggehen zu sich selbst sagen muß: daß ich den Mann so kennen lernte, ist mir lieber, als wenn mir

zehnmal so viel auf einem anderen Wege zugekommen wäre.

Solche Spendung der Wohlthaten wirkt wahren Dank.

Es ist, wie der Dichter sagt:

„— Wie denn? siehst Du das nicht ein:
„Du nimmst so viel von Dank weg, als Du Aufschub machst!"

Deshalb darf man Wohlthaten nicht verspäten.

Wie lieb, wie werth ist's, wenn der Geber sich dem Danke entzieht, während er giebt, vergißt, daß er giebt!

Einen hart anlassen, während man ihm Etwas giebt, ist Unsinn und heißt: einer verdienstlichen Handlung die Schmach zum Geleite geben. — Jener Fabius pflegte einst zu sagen: eine Wohlthat, von einem harten Menschen unfreundlich gespendet, sei ein steinhartes Brod, das anzunehmen dem Hungrigen Bedürfniß, aber zu essen, bitter sei.

Wohlthaten, die auszeichnen, wie Ehrengeschenke und Würden, müssen öffentlich, die aber, welche der Schwäche abhelfen, insgeheim gegeben werden.

Wer an seine Wohlthaten erinnert, fordert sie zurück!"

Der eine Wohlthat gespendet, schweige; der sie empfing, mag's erzählen.

Mahnen verleidet die Wohlthat; Vorhalten erregt Haß.

Nichts so sehr soll der Wohlthäter vermeiden, als — Stolz. Die That selbst, nicht das Prahlen mit derselben muß reden.

Der Wohlthäter berücksichtige übrigens nicht sowohl den Wunsch, als den Nutzen des Bittenden, damit nicht das Geschenk ein verderbliches sei.

Ein Geschenk, das den Bittenden zum Verderben gereichen

kann, ist nicht Wohlthat, sondern Wohlthat ist, es ihnen abzuschlagen.

Später wird doch der Wohlthäter als Spender eines unheilvollen Geschenkes verwünscht.

Gleichwie wir Kranken kaltes Wasser versagen und Trauernden und auf sich selbst Zürnenden das Schwert, oder Verliebten, was ihre Leidenschaft verlangt, um es gegen sich selbst zu kehren; so müssen wir darauf beharren, dasjenige nicht zu gewähren, was Jemand schädlich werden könnte, obschon er flehentlich darum bitte.

Man darf nicht blos auf den Anfang, man muß auch auf den Ausgang sehen.

Sich erbitten lassen zum Verderben des Bittenden ist eine grausame Gutmüthigkeit.

So wie es die edelste That ist, Menschen auch wider ihr Wollen und Wissen zu retten: so ist es ein freundlich und gefällig thuender Haß, Bittenden Verderbliches zu gewähren.

Ich werde Einem kein Geld geben, wenn ich weiß, er würde es nur zu einer Buhlerin tragen; ich würde ja sonst der Genosse seines schimpflichen Thuns ꝛc.

Nie dürfen wir Etwas gewähren, was uns selbst zur Schande ausschlagen kann.

Ich werde dem Dürftigen geben, doch so, daß ich selbst nicht darbe; ich werde dem, der in Lebensgefahr schwebt, beispringen, doch so, daß ich selbst nicht umkomme, es gälte denn das Opfer für einen großen Mann, oder eine große That.

Jeder muß sein Vermögen und seine Kräfte berücksichtigen, damit er nicht zu viel, nicht zu wenig thue,

Auch in der Tugend ist das Zuviel eben so gut ein Fehler, als das Zuwenig.

Gleiche Berücksichtigung muß die Person und der Stand des Empfängers finden.

Drängt nicht die Nothwendigkeit, so nehme man übrigens Wohlthaten von keinem Andern an, dem man nicht gern Schuldner sein würde.

Wohlthaten anzunehmen, wodurch der in Schaden und Gefahr kommen würde, der sie erweis't, ist durchaus unstatthaft.

Haben wir uns für die Annahme einer Wohlthat entschieden, so muß unsere Dankverbindlichkeit und unsere Freude vor dem Geber offenbar werden.

Wer eine Wohlthat mit Liebe aufnimmt, bezahlt schon den ersten Posten seiner Schuld.

Wer nur im Geheimen Wohlthaten annehmen will, hat nichts Gutes im Sinne.

Will Dein Ehrgefühl nicht leiden, daß Du Schuldner seist, so — nimm nichts an.

Die, welche nicht wollen, daß die von ihnen empfangenen Wohlthaten bekannt werden, gleichen Schuldnern, welche keine Handschrift ausstellen wollen.

Noch schlimmer sind die, welche von ihren Wohlthätern übel reden, und denen gegenüber man sich mehr in Acht nehmen muß, ihnen Wohlthaten zu erweisen, als Beleidigungen zuzufügen.

Dem Empfänger einer Wohlthat muß es vor Allem darum zu thun sein, das Andenken daran sich nicht aus dem Sinn kommen zu lassen.

Bei der Ausspendung der Wohlthaten muß, wie gesagt, eine weise Vorsicht und Umsicht obwalten, damit man nicht statt zu nutzen, blos schade.

Man soll, wenn man giebt, mit der Zeit die Person, die Art und Weise, den Grund des Gebens ins Auge fassen.

Auch die Wohlthaten dürfen nicht ohne Ueberlegung ausgetheilt werden.

Nur was mit Ueberlegung gegeben wird, ist Wohlthat.

Die Vernunft muß überall die Begleiterin des Guten und Rechten sein.

Wie oft hören wir Menschen, die sich ihr unüberlegtes Geben selbst zum Vorwurfe machen und sagen: Hätte ich's doch lieber hinausgeworfen, als Dem gegeben!

Es giebt keine schmählichere Art, um Etwas zu kommen, als unüberlegtes Verschenken, und viel schmerzlicher ist es, eine Wohlthat schlecht angebracht zu sehen, als Undank zu erfahren.

Eigene Schuld ist es, wenn man keine Auswahl trifft.

Deshalb werde ich an einem Wohlhabenden, aber Unwürdigen Nichts thun; einem Armen, aber Rechtschaffenen dagegen werde ich geben.

Wohlthaten erweisen wir im Begriff des Wortes nur, wenn wir ohne die eigennützige Absicht auf Gewinn unsere Gaben spenden.

Das Bewußtsein einer guten That ist und bleibt ihr höchster Lohn.

In gleicher Weise handelt die Gottheit, der wir auch hier nachfolgen müssen.

Warum beobachten die Weltkörper ihren regelmäßigen Wechsel? Warum verlängert die Sonne bald die Tage, bald verkürzt sie dieselben dann wieder?

Das sind lauter Wohlthaten, uns zu nutzen.

Wie es dieser Dienst der Himmelskörper ist, der Erde zu nützen, so ist es Pflicht des Menschen, in gleicher Weise durch Wohlthaten das Glück Anderer zu befördern.

Eine Wohlthat, die es auf Gewinn absieht, hört auf, eine Wohlthat zu sein.

„Das gebe ich; das bekomme ich dafür!" So geht's blos beim Handel.

Uebrigens ist es gewiß:

Eine dankbare Gesinnung zu beweisen, ist Pflicht!

Eine andere Frage aber ist: ob man in jedem Falle eine Wohlthat heimgeben müsse?

Oft macht es die unglückliche Lage des Empfängers, oft die glückliche Lage des Gebers — unmöglich.

Wie z. B. soll ich, wenn ich arm bin, einem Könige oder Reichen vergelten, zumal Mancher es für eine Beleidigung halten würde, wenn man ihre Wohlthaten erwiedern wollte? Was kann ich, solchen Wohlthaten gegenüber, mehr als den guten Willen haben?

Hier darf ich auch eine neue Wohlthat nicht deshalb zurückweisen, weil ich die vorige noch nicht vergolten habe.

Wer nicht neue Wohlthaten annehmen will, ist über die empfangenen empfindlich.

Wiederum — wie kann ich Dank erstatten, wenn es mir an Gelegenheit, an Mitteln fehlt?

Auch ist es oft nicht nöthig, daß man sich beeilt, seinen Dank zu erstatten, wenn die, von welchen wir Wohlthaten empfingen, sich unserer Dankbarkeit entziehen.

Es wäre keine Dankbarkeit, wenn man das, was man mit Willen empfangen hat, dem Andern gegen seinen Willen heimgäbe. Wer zur Unzeit ein Gegengeschenk schickt, erklärt damit, daß er nicht zu danken verpflichtet sein wolle; er sucht das empfangene Geschenk durch ein anderes gleichsam zu tilgen.

So giebt es sogar Fälle, wo man eine Wohlthat nicht erwiedern darf, auch wenn man's könnte.

Wer in jedem Falle mit dem Heimgeben eilt, hat außerdem nicht die Gesinnungen eines dankbaren Herzens, sondern eines — Schuldners.

Wer allzuschnell quitt zu werden wünscht, der hat nicht gerne Jemand Etwas zu verdanken, und ist undankbar.

Es klingt wie eine Beleidigung: „da nimm hin, was ich Dir zu verdanken habe!" Dem ist es Leid, eine Wohlthat angenommen zu haben, den es verdrießt, daß er sie noch nicht heimgegeben hat.

Wirklich Undankbaren gegenüber ist es jedoch Grundsatz des edlen Mannes, des großen Geistes, mit denselben so lange Geduld zu haben, bis man sie zu Dankbaren umgewandelt hat.

Es bringen zu einem edlen Vorhaben nicht Alle gleiche Kraft, gleiche Fähigkeiten, gleiches Glück mit, was auch hier am Ende den Ausschlag giebt. Der Wille an sich aber, wenn er auf das Rechte gerichtet ist, ist zu loben, wenn ihm auch ein Anderer durch schnellere Schritte zuvorkommt.

So kann also aber Keiner im Wohlthun übertroffen werden, wenn er die Ueberzeugung hat, er sei Schuldner, wenn er den Willen hat, zu vergelten und, wenn dies durch die That nicht möglich ist, es doch am Willen sich nicht zuvorthun läßt.

Wenn einem Weisen der Götter Einer unsere Habe zum Besitze geben wollte, mit der bestimmten Bedingung, daß er nichts verschenken dürfe, er würde es verschmähen oder sagen: Ich mag an ein solches nicht abzuschüttelndes Gewicht nicht gebunden sein und gebe meine freie Person nicht zu einem Bodensatze von allerlei Dingen her.

Was aber den Undank betrifft, so darf derselbe uns durchaus vom Wohlthun nicht abhalten.

Mit Gelassenheit, Sanftmuth und Seelengröße muß ihn der Edle ertragen.

Nie thue Dir ein fühlloser, vergeßlicher und undankbarer Mensch so wehe, daß es Dich nicht dennoch freu'te, gegeben zu haben.

Nie müsse Dir eine Kränkung das Wort auspressen: Ich wollte, ich hätte es nicht gethan!

Laß Dich Undank nicht verdrießen, als widerführe Dir etwas Unerhörtes.

Eher müßtest Du Dich ja wundern, wenn Dir Solches nicht widerführe.

Den Einen hält die Unruhe, den Andern der Punkt der Kosten von der Dankbarkeit ab, den Einen eine Gefahr, den Andern ein falsches Ehrgefühl. Er will durch Erstattung nicht ein Geständniß ablegen, daß Er Etwas empfangen habe. Den Einen die Unkenntniß seiner Pflicht, den Andern Bequemlichkeitsliebe, wieder einen Andern die Geschäftigkeit.

Wo findest Du ein so kernhaftes und festes Gemüth, daß Du ihm mit voller Sicherheit eine Wohlthat anvertrauen könntest!?

Der Eine ist von Wollust verblendet, der Andere fröhnt dem Magen, der Dritte geht ganz und gar auf das Gewinnen aus, und hat dabei nur die Summen, nicht die Wege im Auge. Der Eine wird vom Neide beherrscht, der Andere vom blinden Ehrgeize, der sich in Schwerter hineinstürzt.

Hierzu die Geistesbeschaffenheit und Abspannung, und das Gegentheil davon: die Aufregung und der beständige Aufruhr des ruhelosen Herzens; überdieß die Selbstüberschätzung und Aufgeblasenheit.

Und was soll man sagen von dem Eigensinne des verkehrten Strebens, von der Unbeständigkeit, die immer von Einem auf das Andere überspringt?

Dahin gehören auch noch die Uebereilung und die Aengstlichkeit, die kein festes, planmäßiges Handeln aufkommen läßt, und die tausend Irrthümer, in denen man sich herumtreibt, die Keckheit der Furchtsamsten, die Mißhelligkeit der Vertrautesten, und — woran die ganze Welt krankt — das Ver-

trauen auf das Unzuverlässige, die Unzufriedenheit mit dem, was man besitzt, und das Wünschen von Dingen, zu deren Erreichung keine Möglichkeit und Hoffnung vorhanden ist.

Unter den beunruhigendsten Leidenschaften — da soll das Ruhigste aufkommen, — die Gewissenhaftigkeit? —

Wenn Du Dir ein richtiges Bild von unserem Leben entwirfst, so muß Dir sein, als schautest Du in eine so eben erstürmte Stadt, wo jede Rücksicht auf Ehrgefühl und Rechtlichkeit verschwunden ist und die Gewalt zu Rathe sitzt, als wäre das Zeichen der allgemeinen Verwirrung gegeben.

Da greift man zu Feuer und Schwert, uneingeschränkt von den Gesetzen waltet der Frevel; kein Heiligthum hält die auf ihre Beute Losstürzenden zurück.

Bei dieser Gier des Menschengeschlechts, — wahrlich, da hast Du gar zu wenig daran gedacht, wie es Allen geht, wenn Du unter diesen Räubern Einen finden willst, der Dank erstatte.

Wenn es Dich empört, daß es Undankbare giebt, so ärgere Dich, daß es Unzüchtige, Schwelgerische, Geizige giebt, und die Kranken häßlich, die Greise blaß aussehen!

Es ist allerdings drückend und unerträglich jenes Laster; denn es lös't die geselligen Bande der Menschheit und trennt und zerstreut die Eintracht, die eine Stütze für unsere Schwachheit sein sollte.

Allein es ist so allgemein verbreitet, daß auch der nicht frei davon bleibt, der sich darüber beklagt.

Geh' in Dich selbst und frage: Ob Du einem Jeglichen, dem Du verpflichtet war'st, dies erstattet hast? Ob an Dir nicht gar manche Liebeserweisung vergeblich gewesen? Ob das Andenken an alle Wohlthaten mit Dir geht? —

Da wirst Du finden, daß das, was dem Knaben erwiesen ward, schon vor den Jünglingsjahren aus dem Sinne kam, und das, was man dem Manne that, nicht bis in's Greisenalter gehalten hat.

Das Eine haben wir aus dem Gedächtnisse verloren, das Andere weggeworfen. Anderes ist uns allmälig aus den Augen gekommen, von Anderen haben wir die Augen hinweggewendet.

So wird es wohl sein: — Du findest das Laster, worüber Du bei Andern klagst, in Deinem eignen Busen.

Unbillig aber ist es, wenn Du über ein allgemeines Verbrechen, thörigt, wenn Du über eines böse bist, das Dein eigenes ist.

Willst Du davon freigesprochen sein, so — verzeihe!

Besser kannst Du wohl Den und Jenen machen, wenn Du Dich in ihn schickst.

Durch Vorwürfe wird er auf jeden Fall — schlechter.

Gar mannichmal hat die laut werdende Stimme des Vorwurfs das vielleicht noch vorhandene Gefühl vollends erstickt.

Ueberrasche die Verschämtheit, und — es hört die Schaam auf.

So viel als möglich müssen wir also den Undankbaren bei uns selbst vertheidigen.

Vielleicht konnte er nicht; vielleicht wußte er es nicht anzugreifen; vielleicht kommt's noch.

Wir müssen den schlaffen Gewissen — stärkend aufhelfen.

Endlich ist's nicht vernünftig, Jemand, an dem man viel gethan hat, gegen sich durch Vorwürfe ꝛc. aufzubringen und in einen Feind zu verwandeln!

Durch unermüdliches Wohlwollen gewinnt man die Schlechten, und es giebt kein so starres, feindseliges Gemüth, welches das Gute nicht doch liebte.

Solches beherzige!

Lassen wir die Götter unser Vorbild sein, welche, liebevollen Eltern gleich, die über die Schmähungen der unverständigen Kindlein lächelnd in ihrer Liebe nicht nachlassen, ob auch einzelne Menschen noch größern Undank an den Tag legen, einzig zum Segen ihre Macht gebrauchend, Geschlechtern und Völkern fort und fort des Himmels Gaben zu rechter Zeit spenden.

Folge also ihnen nach!

Geben auch wir, wenn schon Manches umsonst und für Nichts gegeben wird, geben wir dennoch, selbst Solchen, an welchen wir schon verloren haben!

Niemand läßt sich durch eines Hauses Einsturz vom Bauen abhalten.

Wir legen auf den noch rauchenden Bauplatz neue Grundsteine und bauen auf dem nämlichen Boden versunkene Städte wieder auf.

Ist Jemand undankbar, — der Schaden ist nicht mein, sondern sein.

Ich werde dadurch nicht verdrossener im Geben, sondern eifriger.

Was bei Diesen verloren ist, wird bei Jenen herauskommen.

Allein auch ihnen werde ich auf's Neue Wohlthaten erweisen und gleich einem guten Landwirthe die Unfruchtbarkeit des Bodens durch sorgfältigen Anbau zu überwinden suchen.

Das ist hochherzig, wenn man etwas verloren hat, und doch wieder giebt.

V. d. Wohlthaten, I. — VII. Buch.

Also sei's, daß länger, als ich, die Brüder mir leben,
Und kein Schmerz um den Menschen sei, außer im Tod!
Also sei's, daß ich sieg' und in Wechselliebe besiegt sei,
Edlen Wettstreit kämpf' also die Liebe bei uns!

Epigramm in der Verbannung, VIII.

XXIX.

Pflichten gegen Dienstboten.

„Sind es gleich Knechte, so sind es doch auch Menschen, Hausgenossen, kleine Freunde, Mitknechte, wenn wir betrachten, daß das Glück über uns und sie gleiche Gewalt haben."

„Man hat ein Sprüchwort: So viele Knechte wir halten, so viele Feinde haben wir! Wir haben aber diese Feinde nicht, sondern machen sie erst selbst, wenn wir unsere Diener lieblos behandeln.

Sei freundlich gegen die Diener, sei gütig, und sie werden Dir anhangen."

„So oft es Dir in den Sinn kommt, was Dir Alles gegen die Deinen freistehet, so oft laß Dir auch unentfallen sein, daß eben das Deinem Herrn gegen Dich freistehe."

Meine Regel ist kürzlich: Verhalte Dich so gegen Deine Untergebenen, wie Du verlangst, daß Deine Obern gegen Dich sich verhalten. Sr. 47.

XXX.

Räche Dich nicht!

Vgl. Seelengröße.

Wie herrlich ist es doch, wenn Du, wie undurchdringlich für jedes Geschoß, alle Beleidigungen und Schmähungen zurückweisest?

Rache ist Eingeständniß des Schmerzes.

Das ist kein großer Geist, welcher sich durch Unrecht beugen lässet.

Ist Dein Beleidiger schwächer, so schone ihn, ist er mächtiger, so schone Dich. V. Zorne, III, 5.

XXXI.

Selbst über das sittlich Böse darf die Tugend nicht in Zorn gerathen.

Wer da sagt, die Tugend müsse über das Schändliche eben so erzürnt sein, als sie dem Edlen zugethan ist, der ist in einem großen Irrthum befangen eben so, als wenn man sagte: die Tugend müsse niedrig und groß zugleich sein.

Dann wäre aber auch nichts mühseliger, als ein Weiser zu sein. Sein ganzes Leben würde ihm unter Zürnen und Trauern vorübergehen müssen, denn: wo wird es einen Augenblick geben, da er nicht Dinge sähe, die er mißbilligen muß? Nirgend wohin kann er sein Auge wenden, ohne auf Etwas zu stoßen, was ihn unwillig machte. Ja, er würde nicht Zorn genug aufbringen können, wenn er von sich so oft Zorn verlangte, als die Veranlassungen es verlangen müßten. Man überbietet sich in einem ungeheuern Wettkampfe von Bosheit, täglich wird die Lust zu freveln größer, die Scheu geringer.

Denke daher lieber: Man soll über Verirrungen nicht zürnen.

Was sollte man sich doch entrüsten über Menschen, die im Finstern unsichere Tritte thun, oder über Taube, wenn sie nicht hören, oder über Knaben, die, anstatt ihre Aufmerksamkeit auf Erfüllung ihrer Pflicht zu lenken, den Spielen und Possen ihrer Kameraden nachgehen? Wie sollte man doch

zürnen wollen über die, welche krank oder alt oder erschöpft sind?

Zu den Mängeln der Sterblichen gehört auch die — Verblendung der Seele, und daß wir nicht nur irren müssen, sondern den Irrthum lieb haben.

Um nicht auf Einen oder den Andern zu zürnen, müßte man ja auf Alle zürnen.

Der ganzen Menschheit muß man verzeihen.

Wenn Du auf Jünglinge und Greise zürnest, weil sie fehlen: so zürne über die Kinder, weil sie einmal fehlen werden.

Zürnt man aber wohl auf Kinder, die in Folge ihrer Jahre noch nicht zu unterscheiden vermögen?

Es ist jedoch eine wichtigere und gültigere Entschuldigung, daß man Mensch, als daß man — Kind sei.

Wir sind nun einmal geboren als Wesen, die nicht wenigern Krankheiten des Geistes, als des Körpers ausgesetzt sind, nicht zwar stumpf oder verstandlos, aber von unserm Scharfsinne üblen Gebrauch machend, und Einer dem Andern ein Beispiel von Lastern.

Jeder geht denen nach, die sich vergaßen, mögen sie ihren Weg auch noch ungeschickter eingeschlagen haben,

Sollte es nicht zur Entschuldigung gereichen, daß sie auf einem Wege irren, den Alle betreten?

Den Zorn des Weisen entwaffnet die Menge der Fehlenden. Er gleicht den Feldherrn, der gegen Einzelne mit Strenge einschreitet, aber, wenn das ganze Heer die Flucht ergreift, Verzeihung (Amnestie) für nothwendig erachtet. Er sieht

ein, es sei eben so unbillig, als gefährlich, über einen Fehler zu zürnen, wenn Alle ihn theilen.

Der Weise zürnt nicht auf den Fehlenden, da er weiß, das Niemand weise auf diese Welt kommt, sondern es erst in ihr wird. Er weiß, daß in jedem Zeitalter nur sehr wenige Weise werden. Er blickt tief in das Wesen des Menschenlebens hinein, und fühlt, daß kein Weiser auf die Natur zürnen dürfe.

Oder, wie könnte es ihn Wunder nehmen, daß am Waldgesträuche kein Obst wächst?

Niemand darf zürnen, wenn die Fehler durch die natürliche Beschaffenheit entschuldigt werden.

Darum ruhig und billig gegen Irrthümer! nicht ein Feind, sondern — ein Zurechtweiser für die Fehlenden!

Der Weise betrachtet die Lasterhaften mit dem Wohlwollen, womit der Arzt die Kranken ansieht.

Oder wird wohl der, dessen aus den Fugen gegangenes Fahrzeug Wasser schöpft, mehr auf die Schiffsleute zürnen, als auf das Schiff selbst?

Er thut vielmehr dagegen, soviel er vermag. Er läßt das Wasser hier nicht herein, schafft das hereingedrungene dort hinaus, stopft die sichtbaren Oeffnungen zu und läßt nicht nach mit Auspumpen, obschon immer noch Wasser hereindringt.

Gelassene Hülfsleistung ist noth gegen andauernde, sich stets neu gebärende Uebel, nicht, als ob sie aufhören könnten, sondern damit sie nicht die Oberhand gewinnen.

V. Zorne, II., 10.

XXXII.

Bewahre Dein Gemüth vor Argwohn.

Man muß aus dem Gemüthe die Sucht verbannen, Vermuthungen zu hegen.

Das sind Veranlassungen zur Aufreizung, die unendlich oft trügen!

Es hat mich Einer nicht freundlich gegrüßt, ein Anderer nicht herzlich geküßt, ein Anderer ein angeknüpftes Gespräch plötzlich abgebrochen, ein Anderer mich nicht zur Tafel geladen, ein Anderer eine unfreundliche Miene gegen mich gemacht! Daraus macht der Argwohn sogleich Folgerungen.

Darum ist Unbefangenheit noth und wohlwollende Beurtheilung der Verhältnisse.

Nur was in die Augen springt und offenbar am Tage liegt, dürfen wir glauben, und, so oft unser Verdacht sich als ungegründet erweis't, müssen wir uns selbst Vorwürfe machen über unsere Leichtgläubigkeit. Denn diese Bestrafung wird die Wirkung haben, daß wir uns die Leichtgläubigkeit abgewöhnen.

V. Zorne, II., 24.

Ein Hauptanlaß zum Zorne ist die Meinung, daß man beleidigt worden sei.

Dann darf man nicht leichtgläubig sein.

Selbst, wenn es offenbar am Tage liegt, darf man nicht alsobald zur That schreiten.

Denn jetzt noch ist Manches grundlos, ob es gleich den Schein des Wahren an sich trägt.

Man muß sich überall Zeit lassen.

Die Zeit offenbart erst die Wahrheit.

Dein Ohr neige sich nicht leicht zu Denen, welche Beschuldigungen vorbringen. Den Fehler der menschlichen Natur müssen wir scheuen und kennen, daß wir gerne glauben, was wir ungerne hören, und zornig werden, ehe wir prüfen. Ebds. VI., 22.

Bei dem, was uns aufbringt, müssen wir unterscheiden, was Andere uns erzählen, und was wir selbst hören oder sehen.

Was uns erzählt wird, dürfen wir nicht alsobald glauben.

Manche bringen Lügen vor, um zu täuschen; Manche, weil sie getäuscht worden. Der Eine will sich bei Dir einschmeicheln, indem er sich selbst anklagt, und stellt sich, als ob er Dich beleidigt hätte, um den Schein zu haben, daß ihm das Geschehene Leid sei. Der Andere ist bösartig und möchte innig bestehende Freundschaften trennen; er stiftet Argwohn.

Verfahre, als ob Du über einen kleinen Streit Recht zu erkennen hättest, da den Handel zu untersuchen, die Beweismittel zu prüfen hättest und fälle darnach dein Urtheil, das nun ganz anders ausfallen wird. Du wirst nicht verdammen, ohne Alles angehört zu haben.

Ebds. VI., 30.

XXXIII.

Wolle Niemand schaden.

Die Macht, Andern zu schaden, ist schändlich und verwünschenswerth, und steht in tiefem Widerspruche mit der Natur des Menschen, durch dessen Bemühungen auch das Wilde gezähmt wird.

Siehe! des Elephanten Hals ist unter ein Joch gebeugt; auf die Rücken der Stiere treten ohne Gefahr Weiber und Kinder; ohne Schaden läßt man kriechende Schlangen an den Busen schleichen; im Hause streichelt man das ruhige Gesicht von Bären und Löwen, und wilde Thiere schmeicheln ihrem Herrn.

Ist's nicht eine Entehrung der menschlichen Natur, wenn Menschen ihre Charakter mit den von Thieren vertauschen?

Ist's ein Frevel, dem Vaterlande zu schaden, so ist's auch ein Frevel, wenn man einem Mitbürger zu schaden sucht, denn er ist ein — Theil des Vaterlandes.

Ist aber das Ganze ehrwürdig, so müßten auch die Theile, hier die Bürger, unverletzlich sein.

Was sollte geschehen, wenn die Hände den Füßen oder Augen schaden wollten?!

Darum soll jeder Mensch jeden Einzelnen schonen.

Wir sind zur Gemeinschaft geboren.

Keine Verbindung aber kann gedeihen und bestehen, wenn nicht die Theile sich lieben und auf einander Acht haben.

Könnten wir sie zähmen und unschädlich machen, so dürften nicht einmal Vipern und Nattern getödtet werden.

Deshalb dürfen wir auch einem Menschen nicht wehe thun, weil er einen Fehler begangen hat, sondern damit er keinen (wieder) begehe.

Bei der Bestrafung soll man nie an das Vergangene, sondern an das Zukünftige denken, denn man will durch sie nicht Zorn ausüben, sondern Etwas verhüten.

Wollte man Jeden bestrafen, dessen Inneres schlecht und bös ist, so dürfte Keiner von Strafe frei bleiben.

V. Zorne II., 31.

XXXIV.

Beleidigungen von Mächtigen

sollte man mit heiterer Miene, nicht nur mit Geduld ertragen. Sie werden's wiederholen, wenn sie sehen, es sei ihnen gelungen.

Das ist das Schlimmste von Gemüthern, die hoher Stand übermüthig macht: Wen sie beleidigt haben, den hassen sie.

Jener ergraute Hofmann antwortete auf die Frage: Wie er's doch zu Etwas gebracht hätte, wozu man's an Höfen nicht so leicht bringt, im hohen Alter? „Dadurch, daß ich Beleidigungen annahm und noch meinen Dank abstattete."

Oft führt Rache für Beleidigungen so wenig zum Zwecke, daß es nicht einmal gut ist, sich merken zu lassen, man sei beleidigt. V. Zorne, II., 33.

XXXV.

Zorn ist kein Zeichen einer großen Seele.

Nein, er ist keine Größe, ein Aufschwellen ist es, wie für Körper, die von einer Menge verdorbener Säfte aufgetrieben werden, wie Krankheit kein Wachsthum ist, sondern nur verderbliche Ueberfülle.

Der Zorn hat keinen festen Standpunkt, sein Ursprung liegt in nichts Bleibendem, er gleicht dem Winde, und ist von Seelengröße eben so weit entfernt, als von der Tapferkeit die Keckheit, von dem Vertrauen der Uebermuth, von dem Ernste ein finsteres Wesen, von der Strenge die Grausamkeit. Eine erhabene und eine hochfahrende Gesinnung hat nichts Verwandtes. Nur ein herabgekommenes, unglückliches, seiner Schwäche sich bewußtes Gemüth, kann falsch empfindlich sein.

V. Zorne, I, 16.

Wenn der Zorn so viel ausrichtet, als er droht, so ist er eben so schrecklich, als verhaßt.

Ist er aber ohne Nachdruck, so ist er der Verachtung ausgesetzt und macht sich lächerlich. Ebendas. II., 11.

XXXIV.

Der Zorn ist die abscheulichste Leidenschaft.

Der Zorn ist unter allen Leidenschaften die unsinnigste und abscheulichste.

Die andern Leidenschaften treten ruhiger und gelassener einher. Der Zorn dagegen ist lauter Aufwallung und läßt der Empfindlichkeit ihren vollen Lauf, wüthend in unmenschlicher Begierde nach Waffen, nach Blut und Todesstrafen, wenn sie dadurch nur Andern schaden kann, auf sich selbst nicht mehr achtend, mitten in den Pfeilregen hineinstürzend, schnaubend nach Rache, gleichviel, ob diese den Rachelustigen selbst in das Verderben reiße.

Daher haben viele Weise den Zorn einen vorübergehenden Wahnsinn genannt; derselbe ist eben so wenig, als dieser, Herr über sich selbst; er vergißt jedes Anstandes, vergißt die innigsten Verhältnisse, halsstarrig erpicht auf das, was er angefangen, aller vernünftigen Ueberlegung unzugänglich, durch die geringfügigsten Ursachen aufgeregt, zur Unterscheidung dessen, was billig und wahr ist, unfähig, und dem einstürzenden Gebäude ähnlich, das den, auf den es fällt, selbst zertrümmert.

Und — um Dich selbst zu überzeugen, daß die, welche sich vom Zorne hinreißen lassen, nicht bei Verstande sind, so betrachte nur ihr Aussehen!

Wie eine kecke, drohende Miene, eine finstere Stirn, ein verdrehetes Antlitz, ein rascherer Gang, zuckende Hände,

veränderte Farbe, schneller und heftiger Athem sichere Zeichen von Wuth sind: so finden wir dieselben Merkmale auch bei dem Zornigen.

Es glühen und blitzen die Augen, das Gesicht glänzt in hoher Röthe, vom tiefsten Herzen wallet das Blut empor. Die Lippen zittern, die Zähne beißen an einander, die Haare starren und richten sich in die Höhe. Der Athem ist gehemmt und zischend. Da hörst Du ein Krachen der Gelenke, die sich selbst verdrehen, ein Stöhnen oder Brüllen, abgebrochene Worte in unausgebildeten Tönen, ein häufiges Zusammenschlagen der Hände, ein Stampfen mit den Füßen auf den Boden, — da ist der ganze Körper in Aufregung, heftige Drohungen ausdrückend, — ein widerlicher und schauerlicher Anblick, wie ein Mensch so verunstaltet vom Zorne aufschwillt.

Man weiß nicht, ob dies Laster mehr verabscheuungswürdig, als häßlich ist.

Alle andere Laster kann man verdecken und im Verborgenen nähren. Der Zorn aber drängt sich hervor und stellt sich unter die Augen, und je heftiger er ist, desto sichtbarer brauset er auf.

Wie dem Eber der Schaum vor dem Rachen steht und derselbe die Zähne wetzt, wie der Stier mit den Hörnern in die Luft bohrt und mit den Hufen den Sand aufstäubt, wie der Löwe ein Gebrüll erhebt, die gereizte Schlange den Hals aufbläs't und finster der Blick des tollen Hundes ist: so ist kein Thier so schrecklich und verderblich von Natur, daß an demselben, sobald es vom Zorn ergriffen wird, nicht ein neuer Zuwachs von Wildheit sich ausdrückte.

Also aber ist der Mensch, der vom Zorne sich fortreißen läßt. V. Zorne I., 1.

Nur diejenigen Gemüthsbewegungen können wir für ganz gesund und kräftig halten, die nach unserem Willen gehen, nicht nach dem ihrigen einherstürmen.

Keine Leidenschaft aber hat ein so verwirrtes Aussehen, als der Zorn.

Das schönste Antlitz wird entstellt; die ruhigsten Züge werden wild. Aller Anstand weicht von dem Zornigen. Es sträuben sich die Haare, wie ihr Gemüth sich sträubt; es schwellen die Adern, die Brust wird von schnellem Athem erschüttert; ein wüthender Ausbruch der Stimme treibt den Hals auf. Es zittern die Glieder, die Hände haben keine Ruhe; der ganze Körper ist in Aufruhr.

Wie meinst Du nach Diesem wohl, daß es bei diesem schrecklichen Bilde von Außen in der Seele aussehen müsse?

Wie viel schrecklicher noch muß hier das Aussehen sein! Wie viel heftiger der Athem, wie viel gespannter die Leidenschaft, die bersten muß, wenn sie nicht ausbricht.

So wie der Anblick von Feinden oder wilden Thieren, die vom Mordblute triefen oder auf den Mord ausgehen; so wie die Dichter die Ungeheuer der Unterwelt schildern, mit Schlangen umwunden, Feuer aushauchend; so wie, Krieg entflammend und Zwietracht stiftend, die scheußlichsten Furien aus dem Orcus hervorschreiten, mit feurig glühenden Augen, mit Zischen, Stöhnen und Knirschen und was es für noch häßlichere Töne geben mag, und Pfeile in beiden Händen schwingend; denn es liegt ihnen nichts daran, sich zu verdecken,

wilden Aussehens, blutrünstig, narbenvoll, von Schlägen entstellt, wahnsinnigen Ganges, in dichte Finsterniß gehüllt, verwüstend, verscheuchend, verfolgt vom Hasse Aller, am meisten von dem eigenen, und, wo er nicht anders schaden kann, der Länder, der Meere, des Himmels Einsturz wünschend, eben so feindselig, als gehaßt: als der Anblick dieser, ist der Anblick des Zornigen.

Manchen Zornigen soll der Blick in einen Spiegel heilsam gewesen sein und die gewaltige Umwandlung ihres Wesens sie ganz betroffen gemacht haben, so daß sie sich gleichsam selbst nicht mehr erkannten.

Und doch — konnte ihnen das aus dem Spiegel zurückgeworfene Bild nur einen unbedeutenden Theil von ihrer eigentlichen Häßlichkeit vorstellen.

Könnte uns (in gleicher Weise) die Seele gezeigt werden, — es würde uns der Anblick aus aller Fassung bringen, so schwarz und fleckenvoll, so aufwallend, so verzerrt und aufgetrieben müßte sie erscheinen. Ebds. IV., 36.

Keine Leidenschaft hat ein schlimmeres Aussehen, als der Zorn, abstoßend und heftig, bald, da sich plötzlich das Blut zurückzieht, bleich; bald, wenn alle Hitze in das Gesicht tritt, hochroth, wie Blut, mit aufschwellenden Adern, die Augen bald zitternd und umhergeworfen, bald starr auf Eine Stelle geheftet ꝛc.

Minder entsetzlich fürwahr! als der Anblick eines von Zorn entbrannten Menschen ist der Anblick eines wilden Thieres, wenn es im Hunger oder mit dem in's Eingeweide

eingedrungenen Pfeile umherläuft, oder verendend mit seiner letzten Kraft noch den Jäger faßt.

Wenn Du die Laute und Drohungen des Zornigen anhören kannst —, was sind die Worte einer gefolterten Seele?

Ebds. III., 4.

XXXVII.

Der Fluch, welchen der Zorn stiftet.

Betrachtet man die Wirkungen des Zornes, so kann nichts dem menschlichen Geschlechte größeren Schaden zufügen, als diese Leidenschaft.

Hier siehst Du Mord und Vergiftungen, siehst, wie der Eine den Andern im Schmutze des Beklagten zu erscheinen nöthigt, wie Städte fallen, ganze Völker zu Grunde gehen; Du siehst, wie die Köpfe der Fürsten von Bürgern im Aufstriche verkauft, wie Feuerbrände in die Häuser eingelegt werden, wie der Brand sich nicht nur über Städte erstreckt, sondern über ungeheure Landstreiche dahin leuchtet.

Da siehe, aus kaum bemerkbaren Anfängen sind die berühmtesten Staaten geworden; der Zorn aber hat sie darnieder gestürzt. Da siehe meilenweit verödete Strecken ohne Bewohner; der Zorn hat sie zu Wüsteneien umgewandelt. Da siehe so viele Feldherren, von denen die Geschichte erzählt — Beispiele eines unheilvollen Geschicks — dem Einen hat der Zorn auf dem Lager der Ruhe das Schwert in die

Brust gestoßen, den Andern hat er an des gastlichen Tisches Heiligthume gemordet; den Einen hat er auf dem Forum, mit der Gesetzgebung beschäftigt, unter den Augen des versammelten Volkes zerfleischt, den Andern hat er unter des Sohnes vatermörderischer Hand fallen heißen; den Einen trieb er, mit der Sclavenhand in eines Königs Kehle den Dolch zu stoßen, den Andern, die Glieder seines Opfers am Kreuze auszuspannen.

Hier jedoch rede ich nur von dem gewaltsamen Tode einzelner Menschen. Sprechen wir nicht mehr von Solchen, gegen deren einzelne Person der Zorn entbrannte — siehe, Du kannst, wenn Du willst, ganze Volksversammlungen durch's Schwert niedergemacht sehen, oder ganze Volkshaufen von hineingesandten Kriegern überfallen und niedergemetzelt, und wie ganze Nationen im Wechselmorde das Leben einbüßen, nicht anders, als ob die Götter aufgehört hätten, sich um uns zu bekümmern und ihr Ansehen geltend zu machen.

V. d. Zorne, I., 3.

Welch ein schändliches und verderbliches Laster der Zorn ist, geht auch aus Folgendem hervor.

Alle übrigen Laster leiden Aufschub und können, wenn es langsam geht, geheilt werden; der Zorn aber braus't, einmal erregt, mit voller Heftigkeit hervor, nimmt und treibt das Gemüth schnell so weit, daß es sich nicht mehr halten kann, und gegen Alles wüthet, was ihm in den Weg kommt. Alle übrigen Laster geben dem Gemüthe nur einen Anstoß; der Zorn stürzt es in jähe Tiefen. Alle übrigen Laster haben Ruhepunkte; der Zorn verstärkt, gleich Blitz und Sturm im Weitergehen, seine Gewalt je länger, desto mehr. Andere

Laster entsagen der Vernunft; dieses selbst allem Wohlsein. Andere erhalten nur allmälig Vermehrung und schleichenden Zuwachs; in den Zorn wirft sich die Seele hinein.

Nichts macht so viel zu schaffen, nichts ist so sinnlos und seine Kraft übertreibend, nichts beim Gelingen so übermüthig, und wo's nicht gehen will, so rasend, als der Zorn.

Ebds. III., 1.

Die häßliche und feindselige Leidenschaft des Zornes hat nichts an sich, was zu Etwas nütze sein könnte, wohl aber im Gegentheile alle Uebel, Schwert und Brand.

Das Zartgefühl tritt sie zu Boden, die Hände befleckt sie mit Mord und streuet die Glieder der Kinder auf dem Boden umher.

Nichts bleibt vor ihren Greueln verschont. Sie hat keinen Gedanken für Ruhm, keine Furcht vor Schande, ist unverbesserlich, wenn sie sich aus Zorn zu Haß versteinert hat.

Ebds. III., 41.

Der Zorn ist der Natur des Menschen nicht gemäß.

Denn ist der Mensch nicht so lange mild, als er in seinem ruhigen Zustande sich befindet?

Was aber ist grausamer, als der Zorn?

Der Mensch ist zu gegenseitigen Hülfsleistungen geschaffen. Bei dem Zorn aber geht's auf Verderben aus.

Der Mensch will gesellig sein. Der Zorn sondert ab.

Der Mensch will nützen; der Zorn schaden.

Der Mensch will selbst Unbekannten zur Hülfe eilen, der Zorn aber sein Theuerstes angreifen.

Der Mensch ist bereit, für Anderer Vortheil sich auf-

zuopfern; der Zorn, sich in Gefahr zu stürzen, wenn er nur Andere mit sich fortreißen kann.

Der Zorn will immer nur strafen; das menschliche Leben aber besteht in Liebeserweisungen und Eintracht, durch diese, nicht durch Schrecken, wird es zu einem Bunde und zu gemeinsamer Hülfsleistung. Ebdf. I., 5.

XXXVIII.

Was haben wir zu thun, um unser Herz vor dem Zorne zu verwahren?

Je abscheulicher und verderblicher die Leidenschaft des Zornes ist, welche kein Lebensalter, keine Menschenklasse ausnimmt, um so nöthiger ist es, auf Mittel gegen dieselbe zu denken.

Hier aber wisse man, daß Niemand vor diesem Laster sicher zu sein meinen soll.

Gleichwie gegen die Pest die Stärke des Körpers und die größte Sorgfalt für die Gesundheit nichts hilft, so haben nicht blos unruhige, sondern auch sanfte und geordnete Charaktere vom Zorne Gefahr zu fürchten.

Dieserhalb ist die Aufgabe:

1) nicht in Zorn zu gerathen,
2) denselben, wo er ausbricht, niederzuhalten,
3) die Zürnenden zu besänftigen.

Das erstere aber werden wir zu erreichen suchen, wenn wir uns alle die Untugenden des Zornes hie und da vor die Seele stellen, wenn wir seine Unwürdigkeit und Verderblichkeit uns oft vergegenwärtigen und erinnern, daß dieselben nicht das Zeichen eines großen, sondern eines niedrigen Geistes sei, Cp. 5. 6. Vgl.: der Zorn — das abscheulichste Laster und der Fluch, welchen der Zorn stiftet.

Dabei ist es eine sehr heilsame Regel: Keiner lasse sich weder in eigenen, noch in öffentlichen Angelegenheiten in zu Vieles oder Etwas ein, was seine Kräfte übersteigt.

Das Glück ist Niemand so ergeben, daß es ihm, wenn er Vieles versucht, überall zuwinkte.

Die Folge davon aber ist, daß Derjenige, dem sich Etwas gegen sein Vorhaben fügt, auf Menschen und Umstände nicht gut zu sprechen sein wird, und aus den geringfügigsten Ursachen sich entrüstet.

Darum, damit die Seele ruhig sein könne, muß man sich nicht auf Allerlei werfen.

Unsere Unternehmungen seien weder verkehrt, noch verwegen, Cp. 7.

Demnächst suche man Beleidigungen zu vermeiden, die zu ertragen man sich außer Stande fühlt.

Man gehe, soviel als möglich, nur mit solchen Menschen um, welche sanft und nachgiebig sind.

Denn man eignet sich unwillkürlich den Charakter derer an, mit welchen man Umgang pflegt.

Wie mancher körperliche Schaden durch Berührung an-

steckend wird, so theilt das Gemüth seine Fehler denen mit, die mit ihm in naher Verbindung stehen.

Eben so geht es aber auch mit den Tugenden.

Wie ein Trunkenbold macht, daß seine Tischgenossen den Wein lieben, und der Umgang mit Unzüchtigen dahin führt, daß selbst ein Held zum Schwächling wird: so stimmen Beispiele der Tugend alles edler.

Keine Gegend und kein Klima übt auf unsere körperliche Gesundheit einen so wohlthätigen Einfluß, als auf das Gemüth der Umgang mit besserer Gesellschaft.

Werden doch selbst wilde Thiere im Zusammenleben mit Menschen zahm, ja bleibt doch keinem Thiere seine angeborne Heftigkeit, wenn es bei Menschen wohnt!

Alles Rauhe stößt sich ab und verliert sich allmählig neben dem Sanften.

Dazu kommt, daß Einer, der mit ruhigen Menschen lebt, nicht blos durch das Beispiel besser wird, sondern auch keine Veranlassung hat, seiner Neigung zum Zorne Raum zu geben.

Wähle Dir zum Umgange Redliche, Umgängliche, Gemäßigte, die den Zorn nicht reizen, sondern eher ertragen.

So oft aber ein Wortstreit zu lang und zu heftig zu werden droht, so breche man ab, ehe er zu stark wird. Denn das Streiten wächst durch sich selbst, und wer sich zu tief darinnen eingelassen hat, kömmt nicht mehr los. Es ist leichter, des Streites sich zu enthalten, als sich davon loszumachen, Cap. 8.

Auch in schwierige Studien dürfen sich Solche nicht einlassen, die zum Zorne geneigt sind, wenigstens dieselben

nicht übertreiben. Den zu diesem Laster Geneigten sind die angenehmen Wissenschaften entsprechender. Während Zinken und Trompeten Aufregungsmittel sind, löst eine liebliche Musik die Seele in sanfte Empfindungen auf, wie Pythagoras die Aufwallungen des Gemüthes durch die Leier beschwichtigte. Wie kranke Augen die grüne Farbe wohlthut, so werden kranke Gemüther durch erheiternde Beschäftigung mit den Wissenschaften erquickt.

Gerichtshöfen, Advocatenstellen, Urtheilssprüchen und Allem, was das Uebel des Zornes ärger machen kann, eben so den Ueberanstrengung des Körpers, die alles Milde und Sanfte hinwegnimmt, muß der zum Zorn Geneigte auszuweichen suchen.

Ermüdete und durch widrige Empfindungen Verstimmte suchen Händel. Denn so wie Geschwüre bei der leisesten Berührung, ja selbst bei dem bloßen Gedanken an Berührung schmerzen, so macht auf ein angegriffenes Gemüth der geringste Umstand einen unangenehmen Eindruck, so daß Manche ein Gruß, ein Brief, eine Vorstellung, eine Frage dahin bringt, daß sie Streit anfangen.

Was nicht gesund ist, kann man nie ohne Beschwerde berühren.

Am besten ist es daher, daß man, sobald man das Uebel an sich merkt, auf Heilung denkt, in Worten sich nicht zu viel erlaubt und dem Ausbruche zu wehren sucht.

In ihrem Entstehen die Leidenschaften wahrzunehmen, ist ist leicht.

Wie dem Wetter, und den Krankheiten, so gehen auch

dem Ausbruche der Leidenschaften, dem Zorne wie der Liebe, diesen Stürmen, welche das Gemüth erregen, bestimmte Merkmale, Zeichen und Vorboten voraus.

Es ist aber ein Vortheil, seine Krankheit zu kennen und ihre Gewalt zu unterdrücken, ehe sie um sich greift.

Wir müssen untersuchen, was uns am heftigsten reizt. Der Eine ist auf dieser, der Andere auf einer andern Seite am verwundbarsten.

Auf Einen macht Beschimpfung durch Worte, auf den Andern durch Thaten mehr Eindruck. Der Eine will, es soll auf seine vornehme Geburt, der Andere, es soll auf seine schöne Gestalt Rücksicht genommen werden. Der Eine will für besonders zierlich, der Andere für besonders gelehrt gehalten sein. Der Eine kann Uebermuth, der Andere Trotz nicht ertragen. Der Eine ist in seinem Hause ein Tyrann, über andere Menschen sanft; der Andere achtet sich für beneidet, wenn man ihn um Etwas bittet, der Andere verachtet, wenn man ihn nicht bittet. Ep. 9. 10.

Daher muß jeder seine schwachen Seiten zu erkennen und zu decken suchen.

Es ist auch nicht gut, wenn man Alles sieht, Alles hört.

Manche Beleidigungen müssen wir an uns vorübergehen lassen, und manche erleidet man nicht, wenn man nicht darauf achtet.

Willst Du recht vorchsitig sein, so sei nicht — neugierig.

Wer Alles richten will, was gegen ihn geredet wird, wer beleidigenden Reden, die im Geheimen ausgestoßen worden sind, nachspürt, der bereitet sich nur selbst Unruhe.

Oft macht erst die Auslegung, daß man Etwas für Beleidigung ansieht.

Darum soll man Manches wegschieben, über Manches lachen, Manches verzeihen.

Es kommt nicht darauf an, wie eine Beleidigung zugefügt wird, sondern wie man sie aufnimmt.

Gar Viele sind an ihren Unannehmlichkeiten selbst Schuld, indem sie entweder falschen Verdacht hegen, oder das Unbedeutende zu hoch aufnehmen, Ep. 11.

Oft kommt der Zorn zu uns; öfter kommen wir zu ihm.

Rufen sollte man ihn; nicht wenn er kommt, ihn abweisen.

Aber Niemand will sich selbst sagen: Das, worüber ich zürne, habe ich wohl auch selbst gethan, oder wäre dazu fähig gewesen!

Niemand bringt die Gesinnungen des Handelnden, sondern nur die That in Anschlag. Und doch soll man darauf sehen: ob er wirklich so handeln wollte? oder ob er nur zufällig dazu kam? Ob er sich im Zustande des Zwanges oder der Täuschung befand? Ob ihn Haß antrieb oder ein Vortheil? Ob er dem eigenen Willen folgte? oder das Werkzeug eines Andern war? Auch das Alter des Fehlenden macht Etwas aus.

Wir müssen — um gerecht und billig zu urtheilen — uns an die Stelle dessen setzen, auf den wir zürnen.

Und doch nimmt sich Niemand Zeit, während gleichwohl Aufschub das beste Mittel gegen den Zorn ist, damit sein erstes Aufbrausen sich lege, und die Finsterniß, welche unsere Besinnung trübt, sich verliere oder mindere.

Manches, was Dich in Heftigkeit versetzt, wird eine Stunde, geschweige denn ein Tag mildern, ja Manches wird zu — Nichts werden.

Du wirst unter dem Beistande der Zeit auf alle Fälle mit Ueberlegung, nicht im Zorne handeln.

Plato bat Speusyppus, einen Sclaven zu züchtigen, weil er selbst im Zorne sei und nicht wollte, daß ein Sclave in der Gewalt eines Menschen sei, der sich jetzt selbst nicht in seiner Gewalt habe und ihn zu hart strafen dürfte.

Erlaube Dir nichts, wenn Du im Zorne bist, denn in diesem Zustande willst Du, daß Dir Alles erlaubt sein soll.

Kämpfe mit Dir selbst.

Wenn Du Deines Zornes nicht Herr werden kannst, so wird er Dein Herr werden.

Für Fehler, die man kennt, muß man sich nach Heilungsmitteln umsehen.

Wer weiß, daß er eine Krankheit hat, in welcher er sich nicht zu mäßigen weiß, gebe den Befehl, daß man nie thue, was er haben will, so lange er sich übel befindet, Ep. 13.

Um den Zorn zu bekämpfen, darf man die allgemeine Mangelhaftigkeit der menschlichen Natur nie vergessen.

Auch die weisesten Männer thun Mißgriffe; Niemand vermag so umsichtsvoll zu sein, daß nicht seine Sorgfalt bisweilen sich verläugnete; Niemand so gereift, daß nicht ein Umstand seinen Ernst zu einem voreiligen Schritte verleiten möchte; Niemand hat eine solche Scheu vor Verstößen, daß er nicht, während er sie vermeiden will, darein gerathen könnte!

Wenn aber auch die Klügsten fehlen, wessen Irrthum findet da nicht gute Entschuldigung?

Ist daher Einer zornig, so wollen wir ihm Zeit lassen, sich zu besinnen, was er gethan habe. Er wird sich wohl selbst zurechte finden.

Am Ende mag er uns die Strafe schuldig bleiben.

Es ist nicht nöthig, daß wir uns bezahlt machen.

Ferner — um Deinen Zorn zu beherrschen und zu unterdrücken — rechene nicht nach dieser Stunde oder diesem Tage. Siehe die ganze Gestalt Deines Innern an.

Hättest Du auch noch nichts Böses gethan, Du kannst es thun.

Wie viel besser aber ist es, dem Schaden des Unrechts zu steuern, als sich zu rächen.

Die Rache nimmt viele Zeit weg; sie setzt sich vielem Schaden aus, während sie blos über Einen Schaden empfindlich ist.

Ist's nicht viel besser, einen andern Weg zu gehen und nicht Fehler gegen Fehler zum Kampfe zu rufen?

Denn wer könnte wohl meinen, Recht zu haben, wenn er gegen ein hinausschlagendes Maulthier wieder hinausschlägt, und den bissigen Hund wieder beißt?

Wie unbillig ist doch ein Mensch, bei dem, um Verzeihung zu erlangen, gerade der Umstand hinderlich ist, daß man ein Mensch sei.

Wenn es andere Geschöpfe gegen Deinen Zorn schützt, daß sie keine Ueberlegung haben, so gelten sie Dir, wie ein Jeder, der nicht denken kann.

Bei Allem, was Menschen Uebles thun, entschuldigt die Blindheit der Seele.

Er hat einen Fehler begangen!

So ist's ja von Anfang, und so bis an's Ende.

Ist's aber nicht besser, den Zorn aufzugeben, als von ihm aufgegeben zu werden?

Ursachen zum Zorne sind überall vorhanden, wenn nicht das Gemüth als Friedensstifter hinzutritt.

O du Unglückseliger, welchen der Zorn bald von da-, bald von dorther reißt, wann endlich wirst Du zu lieben anfangen? Wie bringst Du doch die edle Zeit mit einer so schlechten Sache um? Wie viel besser thätest Du, Dir Freunde zu erwerben, Feinde zu besänftigen, ein öffentliches Amt zu verwalten, Deine Thätigkeit auf Dein Hauswesen zu richten, als darauf bedacht zu sein, wie Du Jemand etwas Böses zufügen oder seiner Ehre, seinem Vermögen, seiner Person ein Leid anthun könnest?

Ist nicht das Meiste, worüber wir zürnen, von der Art, daß es uns nicht sowohl verletzt, als blos ärgert?

Oft haben auch andere Menschen nicht blos gerechte Ursache, sich uns zu widersetzen, sondern auch die Pflicht.

Ein großer und gerechter Mann aber hat vor Allem unter den tapfersten seiner Feinde die meiste Achtung.

Zudem geht die Unbescheidenheit der Menschen oft so weit, daß, wenn sie empfangen haben, es ihnen doch vorkommt, als hätten sie nicht genug empfangen.

Ei, danke doch lieber für das, was Du bekommen hast. Auf das Uebrige warte, und sei froh, daß Du noch nicht

Alles hast. Es gehört zum Reize des Lebens, noch Hoffnungen vor sich zu haben, Ep. 31.

Willst Du wissen, was der größte Fehler an Dir ist? Du rechnest nicht richtig!

Was Du giebst, schlägst Du zu hoch, was Du empfängst, zu niedrig an.

Es muß bei uns den Einen dies, bei dem Anderen jenes vom Zorne abhalten; bei Einigen Furcht, bei Anderen Achtung, bei Anderen Verachtung, Ep. 33.

In der Regel sind es geringfügige Dinge, um deren willen wir so ernstlich auflodern, Dinge sind's, wie die, durch welche Knaben in Hader und Zorn gerathen.

Nichts von dem, was wir mit so düsterem Ernste behandeln, ist wirklich ernst und groß. Daher, sage ich, kommt Euer unsinniger Zorn, weil Ihr das Kleine hoch anschlaget.

Du mußt auch Widerspruch, Trotz, Tadel ertragen lernen.

Du hast nicht blos Ohren, um nur des Gesanges wohlklingende und sanfte Töne und liebliche Fugen und Harmonien zu vernehmen; sie müssen auch den Donner hören können.

Dasselbe gilt auch von den Augen, die ebenfalls fähig sein müssen, widrige Eindrücke aufzunehmen.

Einem guten Menschen ist es lieb, wenn er gewarnt wird. Nur je schlechter Jemand ist, desto widriger ist ihm der Tadler.

Stelle Dir's nicht anders vor, als daß Du Manches zu leiden habest.

Oder darf man sich wundern, daß man im Winter friert

und auf dem Meere die Seekrankheit bekommt, oder auf der Straße gestoßen wird?

Die Seele ist stark gegen das, wozu sie nicht unvorbereitet kommt.

Es ist aber uns schon gelungen, unser Gemüth wohl in Ordnung zu erhalten, wenn es über sich Herr ist.

Wir müssen jedoch auch darauf denken, den Zorn Anderer zu stillen, denn wir wollen nicht blos selbst gesund sein, sondern auch gesund machen.

In seinem ersten Ausbruche dürfen wir uns aber nicht zutrauen, den Zorn Anderer durch Vorstellungen zu besänftigen. Da ist er taub und nimmt keine Vernunft an.

Geben wir ihm also — Raum.

In Fristen leisten dann die Gegenmittel gute Dienste.

Auch in Krankheiten wirkt in ihren Anfängen die Ruhe sehr heilsam.

Dabei muß man alle Werkzeuge der Rache hinwegräumen und sich selbst erbittert stellen, um als Beistand und Theilnehmer an dem Unwillen bei seinen Rathschlägen desto mehr Gewicht zu gewinnen. Man muß Verzug an Verzug ketten, und indem man eine größere Strafe aufsucht, die augenblickliche verschieben; man muß mit allen möglichen Mitteln der Wuth Besänftigung zu verschaffen suchen.

Ist diese sehr heftig, so wird man den Zürnenden beim Ehrgefühle angreifen oder ihm Furcht einflößen. Ist sie nicht so gewaltig, so wird man Gespräche anzuknüpfen suchen, die entweder unterhaltend oder überraschend sind, und dadurch dem Gemüthe eine andere Richtung geben.

In manchen Fällen läßt sich nicht heilen ohne Täuschung.

Zu dem Einen wirst Du sagen: Gieb Acht, daß sich Deine Feinde nicht freuen über Deine Erbitterung! Zu dem Anderen: Sieh' Dich vor, daß Du in der Meinung Anderer von Deiner Seelengröße und Stärke nicht verlierst. Sprich: Ja, ich bin wahrlich auch voll Unwillen und weiß mich nicht zu fassen in meinem Schmerze. Aber ich muß eben die Zeit abwarten, er wird schon seinen Lohn bekommen. Bewahre dies in Deiner Seele. Gelegentlich und mit Muße magst Du ihm vergelten.

Den Zürnenden aber strafen und sich ihm geradezu entgegenstellen: heißt ihn noch mehr aufbringen.

Du mußt ihn auf verschiedene Weise angehen mit guten Worten, es wäre denn, daß Du eine so hohe Person wärest, daß Du seinen Zorn tilgen könntest.

Hat Jemand so viel Gewalt, so behandele er den wilden, unmenschlichen Zorn ohne Schonung.

Insbesondere wird zur Beschwichtigung des Zornes wirksam sein der Gedanke an den Tod.

Jeder sage zu sich selbst, wie zu Andern: Was haben wir doch davon, wenn wir, als ob wir ewig leben wollten, einander angrollen und die kurze Lebenszeit verbittern? Wenn wir die Tage, die zu schuldloser Freude verwendet werden könnten, zum Kummer und zur Qual eines Anderen mißbrauchen? Warum stürzen wir uns in den Kampf? Warum hegen wir, unserer Hinfälligkeit uneingedenk, ungeheuern Haß? Wie mögen zerbrechliche Geschöpfe sich anschicken, Andere zu verderben?

Diese Feindseligkeiten, die wir mit unversöhnlichem Gemüthe ausüben, wird bald ein Fieber oder ein anderes Uebel unseres Körpers aufheben, und zwischen die erbittersten Gegner wird bald der trennende Tod treten? Ueber unserm Haupte schwebt das Verhängniß und rechnet uns die verlorenen Tage an und kommt näher und näher. Zu der Zeit, die Du einem Andern zur Todesstunde bestimmst, schlägt vielleicht Deine eigene bald!

Warum hältst Du nicht lieber das kurze Leben zusammen und suchst es Dir und Andern freundlich zu gestalten? Warum bist Du nicht lieber, so lange Du lebst, für Alle ein Gegenstand der Liebe, damit Du nach dem Tode ein Gegenstand der Sehnsucht seist?

Habe ein klein wenig Geduld, Zornmuthiger!

Siehe, der Tod naht, und macht Alle gleich.

Laßt uns doch lieber in Ruhe und Frieden die noch übrige Spanne Zeit hinbringen.

Auf unserer irdischen Hülle ruhe nicht der Haß auch nur eines einzigen Menschen.

Wünschest Du denn dem, dem Du zürnest, mehr als den Tod?

Er wird auch ohne Dein Zuthun sterben.

Wie bald, so ist der Lebenshauch dahin!

So lange wir noch unter Menschen sind, laßt uns Menschlichkeit üben, und mit hohem Sinne die kurzen Mühseligkeiten ertragen.

Indem wir uns umsehen und umwenden, wird uns schon das Loos der Sterblichen ereilt haben! V. Zorne, III., 43.

XXXVI.

Es ist unwahr, wenn man behauptet, der Zorn sei oft nützlich!

Man sagt allerdings: der Zorn leiste manchmal auch gute Dienste. Er erhöhe den Muth und sporne ihn an, und ohne ihn richte die Tapferkeit nichts Großes im Kriege aus. Durch ihn muß ein Feuer in sie kommen, und dieser Sporn muß eine Lebendigkeit hervorbringen, daß man sich kühn der Gefahr entgegenstürzt.

Aus diesem Grunde halten es Manche für das Beste, den Zorn wohl zu mäßigen, nicht zu vertilgen.

Aber: Ist es nicht thunlicher, das Verderbliche zu verbannen, als zu lenken; nicht zuzulassen, als, wenn man es zugelassen hat, wieder einzuschränken? Denn es wird meist bald mächtiger, als der, der es lenken soll, und läßt sich nicht mehr beschneiden, noch mindern.

Sodann ist die Vernunft selbst, welche die Zügel führen soll, nur so lange mächtig, als sie sich von den Leidenschaften fern hält. Wie der Körper im Fallen keinen Willen mehr über sich selbst hat, und ihm, wenn er im Sturze begriffen, kein Aufenthalt und Widerstand mehr möglich ist, sondern der unwiderrufliche Absturz jeden Gedanken und jedes Zurücktreten abgeschnitten hat: so ist dem Gemüthe, wenn es sich dem Zorne, der Liebe, oder einer anderen Leidenschaft hingiebt, nicht mehr verstattet, die Anfälle derselben zurückzudrängen.

Daher ist es am Besten, die erste Aufwallung des Zornes sogleich zurückzuweisen und ihn im Keime nieder zu kämpfen.

Man sage nicht, daß Viele in ihrem Zorne sich ja doch zusammen nehmen. Ich frage Euch: Ist das so zu verstehen, daß sie Nichts von dem thun, was der Zorn sie heißt? oder Etwas?

Thun sie Nichts, so ist klar, daß zur Vollbringung der That der Zorn nicht nöthig ist, den ihr um Hülfe ruft, als läge in ihm mehr Kraft als in der Vernunft.

Dabei sagt mir doch: Ist der Zorn mächtiger, als die — Vernunft, oder schwächer? Ist er mächtiger, wie wird ihm die Vernunft Maaß und Ziel setzen können, da nur das schwächere sich zu unterwerfen pflegt. Ist er schwächer, so reicht ohne ihn, für sich selbst, die Vernunft zur Vollbringung der That hin und hat Nichts zu fragen nach der Mitwirkung des Schwächern.

Auch spornt der Zorn nicht zu kriegerischen Thaten.

Denn nie bedarf die Tapferkeit der Beihülfe des Lasters; sie hat an sich genug.

Wo Begeisterung Noth ist, da zürnt man nicht, sondern nimmt sich zusammen. Und je nachdem die Begeisterung es für erforderlich hält, ist sie heftiger oder gelassener, gerade wie das Geschoß, das aus grobem Geschütze geschleudert wird, in der Gewalt dessen ist, der es abschießt, je nachdem man dasselbe spannt.

Das sei fern, daß es mit der Tapferkeit so schlimm stehe, daß die Vernunft jemals zu Lastern ihre Zuflucht nehmen müßte. Da kann die Seele sich keiner haltbaren Ruhe hin-

geben; sie wird wie das Meer durch die Wogen in Unruhe gesetzt. Unter Tyrannenmacht muß sie leben, wenn sie in die Sclaverei einer Leidenschaft sich verkauft. Dann ist es mit der Macht der Vernunft zu Ende, wenn sie nichts vermag ohne Leidenschaft. Denn was ist für ein Unterschied: ob auf der einen Seite die Leidenschaft ohne Bedacht und Vernunft ist, oder auf der andern die Vernunft der Leidenschaft unterworfen ist. Es gilt Beides gleich.

Auch dem Feinde gegenüber ist der Zorn verderblich. Gerade hier müssen die Angriffe, anstatt zügellos zu sein, der Leitung folgen. Barbaren, obgleich sie körperlich bei Weitem mehr Stärke besitzen, sind immer schwächer. Das macht der Zorn, der sich selbst am Meisten im Wege steht.

Es ist eine gar nicht wünschenswerthe Art von Hülfe, wenn man einer Krankheit die Gesundheit zu danken haben soll.

V. Zorne I., 7—14.

XL.

Nachsicht gegen Fehlende.

Vgl. Geduld.

Muß der Tugendhafte nicht zornig werden über die Schlechten?

Nun denn, wenn diese Behauptung wahr wäre, müßte Jeder in eben dem Maaße um so zornsüchtiger sein, je tugendhafter er ist!

Ich aber meine im Gegentheile: um so freier von Leidenschaft und Groll.

Denn — die da etwas Unrechtes thun, wie könnte er sie hassen, da sie der Irrthum zu dergleichen Vergehungen forttreibt.

Das thut der Weise nicht, daß er Irrende haßt, sonst müßte er auch sich selbst hassen.

Er denke nur daran, wie viel er selbst gegen die gute Sitte that, wie vielen seiner Handlungen Verzeihung noth ist.

Ein billiger Richter aber spricht nicht ein anderes Urtheil in seiner eigenen, ein anderes in fremder Angelegenheit.

Es findet sich, behaupte ich, kein Mensch, der sich frei sprechen könnte, und Jeder, der sagt: er sei ohne Schuld! sagt dies nur in Rücksicht auf Zeugen, nicht auf sein Gewissen.

Wie viel menschenfreundlicher ist es daher, gegen Fehlende ein sanftes und väterliches Gemüth zu beweisen, und sie nicht zu verfolgen, sondern zurückzubringen.

Wenn Jemand aus Unkunde des Wegs auf Deinen Ackern umherirrt, so ist's doch besser, ihn auf den rechten Weg zu leiten, als fortzujagen.

Bessern muß man den Fehlenden bald durch Mahnung, bald mit Nachdruck, bald mit Milde, bald mit Schärfe, besser machen muß man ihn, sowohl ihm, als Andern zu Liebe, wenn's Noth thut, selbst durch Züchtigung, aber ohne Zorn.

Wer zürnt wohl Einem, den er heilt!

V. Zorne I., 14.

Sagt man von Jemand, er habe übel von Dir gesprochen; so denke: ob Du das nicht zuerst gethan hast? Besinne Dich, über wie Viele Du sprichst.

Wir müssen bedenken, daß Manche uns nicht unrecht thun, sondern nur erwidern, daß die Einen ihre Gemüthsart fortreißt, Andere dazu genöthigt werden, noch Andere nicht wissen, was sie thun, und daß es selbst bei denen, die es mit Wissen und Willen thun, nicht gerade darauf abgesehen ist, daß uns wehe geschehe.

Mancher z. B. begeht einen Fehler aus zu großer Gefälligkeit, oder er thut Etwas, nicht um uns zu schaden, sondern nur, weil er seinen Zweck nicht erreichen konnte, ohne uns zurück zu drängen. Oft beleidigt die Schmeichelei, indem sie schmeichelt. Frage nur ein Jeglicher sich selbst, wie oft er in falschen Verdacht gerathen, wie vielen seiner Dienstleistungen die Umstände den Anschein einer Beleidigung gegeben haben, wie Manche erst, nachdem sie gehaßt, zu lieben angefangen: so wird er nicht so schnell zürnen können, zumal wenn er bei jedem einzelnen Falle, wo er beleidigt wird, sich selbst im Stillen sagt: So habe ich's auch schon gemacht!

Die Fehler Anderer fallen uns in die Augen, unsere eigenen sehen wir nicht.

Gemäßigter werden wir sein, wenn wir auf uns selbst schauen und uns fragen: Haben wir nicht selbst so etwas gethan?

Das beste Mittel wider den Zorn ist — Aufschub.

Fordere von ihm im Anfange nicht, daß er verzeihe, sondern daß er nachdenke. Er wird nachdenken, wenn er wartet. Ebds. II., 28.

Suche stets der Natur und den Gesinnungen Derer auf den Grund zukommen, die Etwas thun.

Ist's ein junger Mensch, nun so halte der Jugend Etwas zu Gute. Ist's Dein Vater? Siehe, so hat er Dir entweder so viel Gutes gethan, daß er gewiß einmal auch ungerecht gegen Dich sein darf; oder, was Dich aufbringt, ist vielleicht sogar verdienstlich von ihm. Ist's ein Weib. Sie ist im Irrthum. Hat man's Einen geheißen? Wer kann, ohne unbillig zu sein, auf Einen zürnen, der mußte! Ist's Einer, der von Dir beleidigt wurde? So geschieht Dir kein Unrecht, wenn Du leidest, was Du zuerst thatest. Ist's ein Richter? So traue seinem Urtheile mehr, als dem Deinigen. Ist's ein König? So füge Dich, wenn Dich als Schuldigen die Strafe trifft, in den Gang des Rechts, bist Du unschuldig in den Gang des Schicksals. Ist's ein rechtschaffener Mann? Glaube es nicht, daß Er Dir Unrecht zufügte. Ist's die Gottheit? Dann ist's eben so vergeblich, auf sie zu zürnen, als ihren Zorn auf einen Andern herabzurufen. Ebdas. II., 30.

Mit Einem sich einzulassen, der uns gleich ist, ist eine unsichere Sache; mit einem Stärkeren — Unsinn; mit einem Schwächeren — unehrenhaft.

Ebds. II., 34.

Du sagst: Ich kann mich nicht darein fügen, das Unrecht zu ertragen!

Du sprichst Unwahrheit!

Wer sollte das Unrecht nicht ertragen können, wenn er doch den Zorn zu ertragen vermag?

Und bedenke doch, wie Du eigentlich darauf hinarbeitest, daß Du auch den Zorn ertragen mußt zu dem Unrechte.

Warum erträgst Du denn die Fieberwuth eines Kranken und die Worte eines Wahnsinnigen?

Weil Du denkst: Sie wissen nicht, was sie thun!

Nun aber — was liegt daran, aus welchem Grunde Jemand den Verstand verloren? der Unverstand ist doch bei Allen ein gleicher Grund der Entschuldigung.

Ebdl. III., 26.

Sündlich sind wir Alle.

Was man an einem Andern tadelt, das wird Jeder in seinem Busen finden.

Seien wir daher gelassener gegen einander.

Wir leben — die Sünder unter den Sündern.

Nichts kann uns Ruhe bringen, als die — Uebereinkunft: Keiner nehme es mit dem Andern zu genau!

Jener hat mir schon Schaden gethan; ich ihm noch nicht!

Aber — Du hast doch wohl auch schon Jemand beleidigt, oder es wird noch geschehen! Ebdl. III., 26.

Der Weise nimmt Alles hin, wie den Frost des Winters, das Ungestüm übler Witterung, die Fieberhitze der Krankheit und was sonst der Zufall bringt.

Er traut Keinem so viel zu, daß er dächte, es habe derselbe, sei es, was es wolle, mit Ueberlegung gethan, welche sich blos bei den Weisen findet, während alle Uebrigen blos unüberlegte Pläne, Ränke, Hinterlist, wilde Leidenschaften kennen, welche er in das Gebiet der Zufälle verweis't.

V. d. Unerschütterlichkeit der Weisen, Cp. 9.

Der Weise, der aufrecht stehende Mann, der sich in seiner Gewalt hat, der Mann der hohen, stillen Ruhe, läßt sich durch keine Beleidigung kränken. Er ist ohne Zorn.

Ebendas. Cp. 9.

In vielen Fällen räth die Vernunft zur Geduld der Zorn zur Rache.

Aber folgst Du ihm, so verwickeln wir uns in größere Uebel, während wir, hätten wir die Stimme der Vernunft gehört, mit dem anfangenden wohl hätten fertig werden können.

Manche schon hat ein einziges Schmähwort, was sie nicht mit Fassung ertrügen, in's Exil gebracht, und Manche, die eine unbedeutende Beleidigung nicht mit Stillschweigen anhören und etwas von dem vollen Genusse ihrer Freiheit nachlassen wollten, haben das Joch der Knechtschaft auf sich geladen. V. Zorne, II., 15.

Für unbillig halten die Menschen das, was ihnen nicht hätte geschehen sollen, oder was sie nicht erwarteten.

Daher wird man am meisten durch das aufgereizt, was gegen alles Hoffen und Vermuthen geschieht, z. B. im Hauswesen von Kleinigkeiten und von Mangel an Aufmerksamkeit, welche man Beleidigungen nennt.

Das macht die zu große Liebe zu uns selbst. Jeder Mensch hält von sich, wie ein König. Er sollte thun dürfen, was er will; gegen ihn aber das nimmer gelten.

Aber können wir uns vernünftiger Weise wundern, wenn Schlechte Schlechtes thun? Ist es etwas Neues, daß ein Feind schadet? Ein Freund einen Verstoß begeht? Ein Sohn einen Fehltritt thut? Ein Diener etwas versieht?

Es ist eine schlechte Ausrede, wenn Jemand sagt: das hätte ich nicht gedacht!

Alles soll der Mensch für möglich halten, auf Alles gefaßt sein!

Auch bei den besten Sitten wird sich Unebenes finden?

Die menschliche Natur ist's, die da hinterlistige Freunde, Undankbare, Eigennützige, Ruchlose erzeugt.

Willst Du über den Charakter eines Einzelnen urtheilen, so bedenke, was an Allen ist.

Wo Du Dich am meisten freuest, hast Du am meisten zu befürchten. Wo Dir Alles ruhig scheint, da fehlt es nicht an Etwas, das schaden wird. Es ruht nur. Denke immer, es werde Etwas kommen, was Dir zuwider sein kann.

Der Steuermann spannt nie mit solcher Sorglosigkeit seine Segel auf, daß er nicht die Geräthschaften bereit und in Ordnung hielte, wodurch er sie einziehen kann.

V. Zorne, II., 31.

Nichts nährt die Zornsucht mehr, als eine ungemäßigte, jede Anstrengung scheuende Genußsucht.

Hart muß man das Gemüth gewöhnen, daß es keinen Schlag spüre.

So thörigt es wäre, gegen leblose Gegenstände und Thiere zu zürnen, eben so thörigt ist es, dies zu thun gegen Kinder, oder Solche, welche nicht viel mehr Verstand haben, als diese.

Alle Fehler derselben finden einen billigen Richter in dem Unverstande dieser Leute und so viel Entschuldigung, als ob sie unschuldig wären.

Wollen wir billige Richter sein in jeder Hinsicht, so müssen wir uns überzeugen, daß kein Mensch ohne Schuld ist.

Daraus entsteht die meiste Unzufriedenheit, wenn es heißt: Ich habe nicht gefehlt, nichts gethan!

Aber, Du gestehst nur Nichts.

Wer kann sagen, er habe sich gegen keines der Gesetze vergangen?

Und gesetzt: Du könntest das: was ist das doch für eine beschränkte Schuldlosigkeit, vor dem Gesetze gut zu sein? Der Umfang der Pflichten geht gar viel weiter, als die Regel des Rechts!

Wie oft haben wir etwas Anderes gethan, als wir dachten, etwas Anderes gewünscht, als wir begünstigten. Wir sind unschuldig an so Vielem, was uns gelungen!

Bedenken wir das, so werden wir billiger sein gegen die, welche sich verfehlen, nachgiebiger gegen die, so uns schmähen.

Mögen wir denn nur nicht mit uns selbst zürnen.

Denn wer soll ausgeschlossen sein, wenn wir's selbst nicht sind? Ebdl. II., 27. 28.

XLI.

Sei zufrieden mit Deiner Lage und Du bist glücklich!

Unglücklich ist der, der sich nicht für glücklich hält, ob er auch die Welt beherrschte!

Der ist nicht glücklich, der nicht selbst sich glücklich denkt!

spricht sehr wahr der Dichter.

Was nützt es Dir, wie Deine Lage beschaffen ist, wenn sie Dir selbst nicht gut zu sein scheint?

Dem Weisen wird sein Antheil an der Welt genügen. Nur Thoren sehen das Ihrige mit Ekel an. Gr. 9.

Indem wir uns durch blinde Begierden zu schädlichen, wenigstens nie ersättigenden Dingen hinreißen lassen, obwohl wir zufrieden sein müßten, wenn wir zu ersättigen wären, indem wir nicht daran denken, wie angenehm es sei, Nichts zu begehren, und wie herrlich, satt zu haben und nicht vom Glücke abzuhängen, führen wir das unglückselige Leben der Thoren, die täglich in Furcht und Zittern um die Zukunft schweben.

Darum laßt uns öfters daran gedenken, wie viel wir erlangt haben, und sehen wir auf die, die höher und glücklicher sind, als wir, auch nicht vergessen, wie viele in dieser Hinsicht unter uns stehen. Wollen wir uns den Göttern dankbar beweisen und unseres Lebens werth zeigen, so müssen wir bedenken, vor wie Vielen wir einen Vorzug haben. Man setze

sich kein Ziel, das man, wenn man auch wollte, nicht überschreiten könnte. Es werden dereinst diese verführerischen, und mehr in Hoffnung als in der Erlangung angenehmen Güter vergehen und dahinschwinden. Siehe, das ist mein letzter Tag; und ist er es nicht, so ist er doch nicht weit von dem letzten entfernt. Br. 15.

Eine dem Gesetze der Natur gemäß eingerichtete Armuth ist — Reichthum. Br. 27.

XLII.

Eltern-Liebe und Eltern-Strenge.

Gute Eltern werden ihren Kindern manchmal freundlich, manchmal drohend Unarten vorhalten, zu Zeiten auch mit Züchtigungen sie zurecht zu weisen suchen.

Wird wohl ein Vernünftiger seinen Sohn auf die erste Unart hin enterben?

Wenn nicht große und viele Fehler die Geduld ermüdet haben, wenn nicht, was er zu besorgen hat, mehr ist, als was er bestraft, so schreitet ein Vater nicht zum Aeußersten.

Erst versucht er Vieles, um die gefährliche und schon verdorbene Natur noch auf den rechten Weg zurückzubringen. Erst wenn alle Hoffnung verloren ist, greift er zum letzten.

Ein Vater gleicht einem guten Fürsten, dessen Gewalt voll Mäßigung ist, und um deren willen er sich selbst bei Seite setzt.

Wer schnell verurtheilt, der straft gerne; wer zu viel bestraft, straft unbillig.

V. d. Gnade I, 14. f.

Es giebt mehrere Arten des Herrschens.

Ein Fürst herrscht über seine Bürger.

Ein Vater über seine Kinder.

Ein Lehrer über seine Schüler.

Ein Tribun oder Centurio über seine Soldaten.

Wird man aber nicht denjenigen für einen schlechten Vater halten, der seine Kinder auch bei den geringfügigsten Veranlassungen mit unaufhörlichen Schlägen in Ordnung halten will? Welcher Lehrer aber schickt sich besser für freie Wissenschaften, — Einer, der die Schüler schillt, wenn sie etwas nicht im Gedächtnisse behalten, und, wenn das Auge, nicht gewandt genug im Lesen, anstößt, oder Einer, der lieber durch Winke und Erregung des Ehrgefühls bessern und belehren will?

Kein lebendes Wesen ist störrischer, keins will mit mehr Kunst behandelt sein, als der Mensch; keins muß mehr geschont werden.

Krankheiten haben wir, und zürnen nicht: aber auch bei dem irrenden, fehlenden Menschen ist ein kranker Zustand des Gemüths vorhanden. Ebds. I., 17.

Siehe doch, wie Eltern ihre zarten Kinder nöthigen, sich heilsame Dinge gefallen zu lassen.

Mit Liebe und Sorgfalt wärmen sie dieselben trotz Alles Weinens und Sträubens, und daß nicht unzeitiges Freilassen ihre Glieder krümme, schnüren sie dieselben gerade.

Und bei Zeiten prägen sie ihnen gute Kenntnisse ein, ja, wenn's nicht gehen will, wenden sie Strafmittel an.

Zuletzt gewöhnen sie die kecke Jugend an Enthaltsamkeit, Ehrgefühl, gute Sitten, und wenn sie nicht folgt, wird Zwang angewendet.

Daher sind es die größten Wohlthaten, die wir von den Eltern empfangen, wenn wir schon theils nichts davon wissen, theils nichts davon wollten.

V. d. Wohlthaten VI., 24.

XLIII.

Erziehung.

Die Bestimmung des Menschen ist eine doppelte; er ist auf der einen Seite zum Betrachten, auf der andern zum Handeln, insonderheit nach den Gesetzen der Vernunft bestimmt, in welcher das Gesetz der Natur zurückleuchtet.

Die Tugend aber, in welcher des Menschen Würde und höchste Glückseligkeit ruht, und durch welche er sich zur Gottheit erhebt, muß ihr Wachsthum an Thaten erproben. V. d. Ruhe des Weisen, Cp. 32.

Für Beides muß der Mensch erzogen und gebildet werden, innerlich geläutert, äußerlich befähigt zur Erfüllung seiner Pflichten im Leben.

Das Kind sucht, noch ehe es reden kann, seine Kräfte zu üben, wie sich zunächst im Spiel dies zu erkennen giebt, Noch aber ist die Seele von Einbildung beherrscht, unstät, flüchtig, leicht erregbar.

Der Jüngling aber wird bewegt vom heftigen Drange zu allem Guten, leicht durch die Wahrheit gefesselt und neigt sich von Natur allem Bessern zu.

Das Kindheitsalter ist die schönste Zeit des menschlichen Lebens, denn gleichwie aus einem Becher das Reinste zuerst ausfließt und das Trübe zurückbleibt, so ist auch in unserm Dasein der erste Abschnitt der beste.

Gr. 121. 113. Von der Standhaftigkeit des Weisen Cp. VI. 4.
Gr. 108. 9. 47. 95. 99. 113. 122.

Obgleich daher der Mensch seiner sinnlichen Natur nach zum Bösen sich hinneigt, so strebt er doch kraft seines höhern Theiles, (s. II. der Mensch und III. Tugend) zum Guten empor und hier ist es, wo die Erziehung anknüpfen muß.

Denn ist es auch nie möglich, die angebornen Fehler ganz auszurotten, so wird doch selbst bei Gemüthern, die sich überwiegend zum Schlechten hinwenden, es gelingen, daß diese Fehler gemildert, bei Gemüthern voll reicherer Begabung für das Gute aber geschehen, daß sie durch Unterricht, Beispiel und Gewöhnung auf den Pfad der Tugend und der höchsten Glückseligkeit geleitet werden, die Tugend allein gewähren kann (s. III. Tugend). — Wenn der in den menschlichen Körper gestreute Samen eine gute Pflege findet, so gehet eine Frucht auf, die diesem Samen entspricht; wenn aber eine schlechte, so wird er, wie auf einem unfruchtbaren

und sumpfigen Boden ertödtet, und bringt nachher Auswurf hervor statt der Früchte.

V. der Gnade, Cp. 6. 8. 17. V. Zorne, I., 14. Br. 73.

Kein Geschäft aber bedarf eine größere Umsicht und Sorgfalt, als das der Erziehung, die so frühzeitig als möglich um so mehr beginnen muß, als die Lehren in die jugendlichen Herzen desto tiefer und dauernder eindringen.

Trostschreiben a. Marcia, Cp. 2.

Eltern und Lehrer, welche die schwierige Aufgabe lösen wollen, müssen vor allen Dingen Mäßigung mit Milde verbinden.

Sie sollen so viel als möglich mit sanften Worten auf die Gemüther zu wirken suchen und diese so der Tugend geneigt, dem Laster abgeneigt zu bilden streben.

Erst dann, wenn diese nichts helfen, gehe man zu ernstern Mitteln, als Ermahnungen, Vorwürfen, Strafen, jedoch so über, daß man auch bei letztern nur im alleräußersten Falle zu den strengern schreite. Wie wir nemlich krumme Pfähle, um sie gerade zu richten, manchmal brennen und zwischen Keile einpressen: so geben wir Gemüthern, die durch Fehler entstellt sind, mag es auch Körper oder Seele wehe thun, durch Strenge oft eine andere Richtung.

Nur darf dazu erst in äußersten Fällen geschritten werden.

V. Zorne I., 5. V. d. Gleichmuthe d. Weisen, Cp. 13.

Die Strafe indessen darf, wenn sie ihren Zweck erreichen soll, nicht aus Zorn oder im Zorne verhängt werden, sondern muß gleich sein einem chirurgischen Instrumente, das nur wehe thut, um zu nützen.

V. Zorne I., 15. II., 22. III, 12. II., 27.

Viel kommt darauf an, daß man mit den Kindern überhaupt freundlich umgehe, wodurch die Wohlthat der Erziehung an Werth gewinnt, und die Herzen um so sicherer dem Guten zugeneigt werden. Gute Eltern halten ihren Kindern manchmal freundlich, manchmal drohend ihre Unarten vor. Der Lehrer aber wirkt am meisten, welcher am besten das Ehrgefühl zu bilden weiß. Strafe von einem milden Manne erscheint viel schwerer.

V. d. Gnade I., 14. 16. II., 4. 5. I., 22.

Außerdem: Ich weiß, daß Alle, die einen ermahnen, mit Lehren anfangen und mit Beispielen aufhören. Aber öfters ist auch der umgekehrte Weg der bessere. Manche Kinder werden durch Vernunftgründe angezogen, manche aber auch durch berühmte Namen und Auctoritäten geleitet.

Trostr. a. Marcia, Cp. 2.

Höchst wichtig ist in der Erziehung die Berücksichtigung der verschiedenen Charaktere.

Gemüthern, welche von Natur heftig und zum Zorne geneigt sind, muß der Wein versagt sein, um nicht Feuer durch Feuer anzufachen, wie Plato sagt. Eben so darf ihnen nur eine mäßige Kost und kein kostbares Kleidungsstücke gereicht werden.

Arbeit soll sie anstrengen, ohne sie abzustumpfen.

Auch Spiele sind zweckmäßig.

Doch soll die Erholung nicht in Trägheit und Müssiggang ausarten.

Von allen Tändeleien müssen die Kinder fern gehalten werden.

Diejenigen, die von furchtsamen Naturell sind, müssen

besonders sanft und freundlich behandelt und zum Frohsinn ermuntert werden.

Viel kömmt darauf an, daß man bei Kindern gleich vom Anfange an den rechten Weg einschlägt.

Der jugendliche Geist muß auf eine mittlere Bahn gelenkt werden, so daß man bald den Zaum, bald den Sporn anwendet, jedoch so, daß er nie etwas Sclavisches erdulde.

Der jugendliche Wetteifer werde mit Vorsicht geleitet und nur unter Vertrauten gestattet, damit das Streben, Andern zu schaden, nicht genährt werde.

Nach dem Siege und einer guten That möge der Knabe sich glücklich fühlen, aber nie brüsten, was leicht in Uebermuth ausartet.

Schmeichler müssen von der Jugend entfernt gehalten werden.

Sie höre die Wahrheit, sei immer bescheiden, gegen Aeltere ehrerbietig.

Man lasse sie nie etwas ertrotzen oder zum Scheine erzwingen.

Den Reichthum der Eltern können sie vor Augen haben, aber nicht in den Händen.

Frühe müssen die Kinder an guten Umgang gewöhnt werden, denn man giebt ihnen Vieles, wenn sie auch Nichts, als ein gutes Beispiel erhalten.

v. Zorne II., 20. 34. III., 5. II., 26.
Trostschr. a. Helvia Cp. 16.

Wie in der Erziehung überhaupt, so ist auch bei dem wissenschaftlichen Unterrichte Maaß zu halten, dergestalt, daß

man, von allem Prunk und allen unnützen Kenntnissen und Fertigkeiten absehend, jeden gelehrten Schein verschmähend, hauptsächlicher auf die innere Bildung sehe und dringe.

Eine Unzahl von Büchern ist sogar schädlich.

Es ist den Lernenden die Masse lästig, und bleibt viel besser, wenige gute Schriftsteller zu lesen, als bei Vielen umherzuschweifen.

Br. 108. V. d. Ruhe des Gemüths Cp. 9.

Die Philosophie als Anweisung zu einem würdigen Leben und die Kunst, die Widerwärtigkeiten des Daseins standhaft zu ertragen, muß ein Hauptgegenstand des Unterrichts sein.

Uebrigens ist nothwendig, oft an das zu erinnern, was heilsam ist, damit es nicht nur bekannt bleibe, sondern auch vor Augen schwebe.

Insbesondere sind von vielem Gewichte kurze Lehren in Prosa oder Versen.

Sie sind vorzüglich wirksam für unerfahrene Gemüther, und die nothwendige Gedrängtheit des Gedichts läutert die Gefühle.

Solche Sentenzen müssen sorgfältig eingelernt werden.

Von allem Edlen enthält der Geist Samen, der durch Ermahnung und Lehren bewegt wird, nicht anders, als wie die Asche, durch leichten Hauch unterstützt, Feuer entfaltet.

Die Jugend richtet sich auf, wenn sie nur erst berührt und angeregt ist.

Die Kraft des Geistes wird durch Lehren genährt und wächst durch sie, so wie den angebornen Ideen neue hinzugefügt und die schlechten verbessert werden.

Bei der Lectüre ist darauf zu sehen, daß man sich nicht zu sehr zersplittere.

Nichts steht der Gesundheit mehr entgegen, als der häufige Wechsel der Arzneimittel. Dabei wird nie eine Wunde zur Narbe, wie ja auch die Pflanze, welche man oft versetzt, nie kräftig wird.

Die Menge der Bücher zerstreut nur den Geist.

Man kehre daher zu den besten Schriftstellern zurück und ziehe sich daraus für jeden Tag eine Lehre.

Lactanz de div. inst. III., 15. Von der Ruhe des Gemüths, Cp. 3. Br. 88. 94. 108. 33. Von den Wohlthaten III., 5. Br. 2.

Höchst wichtig ist die Bildung des sittlichen Gefühls, welches das Rechte und Gute besser wahrnimmt, als Gesetze es vor Augen stellen können, die oft erst mit der Sünde bekannt machen und zu derselben reizen.

Von der Gnade I., 23. V. d. Wohlthaten III. 16.

Die Natürlichkeit im Leben muß bewahrt bleiben, denn sie hat des Lieblichen so Viel.

Die Kenntniß der Natur ist ein hochwichtiger Gegenstand.

Wie der Mensch durch die Natur auf das Walten der Gottheit hingeleitet wird, so ist es des Menschen Beruf, in ihre Geheimnisse einzudringen und ihr gemäß zu leben, was nur geschehen kann, wenn wir uns ihr ganz hingeben.

Die Weisheit besteht darin, daß man nicht von der Natur abirre, sondern sich nach ihren Gesetzen und Beispielen bilde. Vom glückseligen Leben, Cp. 3—5.

Auch die **Jugend** muß **Einsamkeit** und **Geselligkeit** verbinden und abwechseln lassen.

Beide **ergänzen** einander.

Deshalb darf der Geist nicht immer **gleichmäßig** angespannt werden, sondern sich auch der **Erholung** hingeben, in welcher **Sokrates** sich nicht schämte, mit Kindern zu spielen.

Dadurch ruhet der Geist mit aus und erhebt sich dann kräftiger und frischer.

Aus der unaufhörlichen Arbeit entsteht Abstumpfung und Niedergeschlagenheit der Seele.

Doch darf auch der Genuß von Spiel und Scherz nicht zu häufig vorkommen, sonst wird Ernst und Kraft geraubt.

Eben so ist auch der erforderliche Schlaf zur Erholung nöthig.

Tag und Nacht fortgesetzt ist er jedoch ein Tod.

Von der **Muße** des Weisen, Cp. 32.

XLIV.

Ehrfurcht gegen Eltern und Lehrer.

Dem Stande der **Eltern** ist ein **geheiligtes Ansehen** gegeben, um sie gegen **Undank** zu sichern.

Größere Wohlthaten, als von edlen **Eltern**, können den Menschen nie erwiesen werden, da sie dieselben für

die Weisheit und Tugend bilden, — Bemühungen, welche von denselben über die Kinderjahre hinaus fortgesetzt werden müssen, damit die Aussaat nicht wieder vernichtet werde, gleichwie auf dem Felde, wenn der Landmann auf dieselben keine Sorge mehr wendet.

Undank gegen Eltern ist — Ruchlosigkeit, und der, der sich desselben schuldig macht, muß nothwendig der innern Freudigkeit des Herzens entbehren, ohne welche es keinen Frieden für die Seele giebt.

Keine Gewalt der Worte vermag es auszusprechen, wie groß, wie löblich, wie unsterblich der Ruhm sei, sagen zu können: Ich habe dem Gebote der Eltern, dem billigen, wie dem unbilligen, mich willig gefügt! Denn wie sollte ich dies nicht gethan haben, da Eltern, von denen ich so viele Liebe empfangen, ein Recht auf meinen Gehorsam haben, wenn sie auch einmal irren, aber, wohl gewiß weniger irren, auch wenn sie Hartes fordern, als die jugendliche Unwissenheit meint, die so vielfach das Rechte und Gute nicht erkennt.

Was Lehrer an geistiger und sittlicher Bildung ausgeben, ist viel mehr werth, als sie dafür erhalten.

Solche, die uns Alles mittheilen und die schlummernden Anlagen wecken, müssen wir, wie wohlwollende Aerzte, wie unsere liebsten Angehörigen hochachten.

Den Wettkampf, die Liebe der Eltern gegen Euch durch Gegenliebe zu übertreffen, diesen Wettkampf stellet an, ich beschwöre Euch, und wenn Ihr geschlagen werdet, so erneuert ihn.

Glücklich, wer darinnen siegt!

Glücklich, wer darinnen unterliegt!

Es kann nichts Herrlicheres geben, als wenn ein Jüngling sich selbst sagen kann: Ich habe meinen Eltern in Liebe den Rang abgewonnen!

Keinen glücklichern Sterblichen kann es geben, als einen Greis, der es überall laut rühmt: Ich bin von meinen Kindern in Liebe übertroffen worden!

Es kann kein größeres Glück geben, als wenn man sich zu seinem eigenen Vortheile besiegt bekennt.

Von d. Wohlthaten, I., 11. 18. III., 3. 11. 17. 29—37.

Von unsern Eltern werden wir in der Regel im Wohlthun übertroffen.

Haben wir sie ja doch nur so lange, als sie in Folge ihrer Strenge und Zucht uns lästig vorkommen, und wir ihre Wohlthaten nicht einsehen können.

Kommen wir mit den Jahren einigermaßen zu Verstande, so fängt es an, uns deutlich zu werden, daß wir sie gerade darum lieben sollten, weshalb wir sie nicht liebten, wegen ihrer Ermahnungen, ihrer Strenge, ihrer genauen Aufsicht auf die unbedachtsame Jugend.

Ebds. V., 5.

XLV.

Die Armuth und der Reichthum.

Es ist etwas Schönes, sagt Epicur, um eine vergnügte Armuth.

Aber das ist schon nicht mehr Armuth, wenn man dabei vergnügt ist. Wer mit der Armuth gut auskömmt, der ist reich.

Nicht wenn man wenig hat, sondern wenn man mehr will, ist man — arm.

Denn was hilft es, in Kasten und Scheuern Alles voll zu haben und noch so viele Heerden zu besitzen, wenn man nicht zu dem, was man erworben, sondern zu dem Lust hat, was erst erworben werden soll.

Du fragst: Was denn der Maßstab des Reichthums sei?

Für's Erste, daß man habe, was nöthig, für's Zweite, daß man habe, so viel genug ist.

Man kann nicht ohne Sorgen leben, wenn man zu viel daran denkt, sein Leben zu verlängern.

Kein Gut macht seinen Besitzer glücklich, wenn nicht die Seele darauf gefaßt ist, es zu verlieren.

Ein großer Reichthum ist die in die Gesetze der Natur sich fügende Armuth. —

Und weißt Du, welche Grenzen uns das Gesetz der Natur gesteckt hat.

Daß wir nicht Hunger, nicht Durst, nicht Frost leiden.

Aber — — Hunger und Durst abzuwehren, braucht man sich nicht in Meere und Feldlager zu wagen.

Leicht zu erwerben ist, was die Natur verlangt, — da ist der Tisch bald gedeckt.

Um das Unnöthige vergießt man Schweiß.

Das ist's, was die Kleider abnutzt, was graue Haare macht, was an fremde Küsten verschlägt.

So viel genug ist, hat man bei der Hand.

Wer sich im Besitze des Seinigen nicht für den Reichsten hält, der mag Herr von der ganzen Welt sein, er ist doch elend.

Man darf nichts haben, wobei der, so es zu rauben trachtet, viel gewinnen konnte.

Nur Wenige gehen auf Menschenblut aus.

Die Nackten läßt der Straßenräuber ziehen.

Den meisten Genuß an Reichthum hat, wer desselben am wenigsten bedarf.

Lebst Du nach der Natur, so wirst Du nie arm sein; nach dem Vorurtheil —, niemals reich.

Nur wenig bedarf die Natur; unermeßlich viel der Wahn.

Würde auf Dich zusammengehäuft, was viele Reiche besitzen, würde das Glück Dich über die Grenzen des Privatreichthums hinaus erheben, mit Gold bedecken und mit Purpur kleiden, und Dir solche Herrlichkeit und Schätze gewähren, daß Du die Erde mit Marmor belegen könntest: — Du würdest nur daran lernen, noch Größeres zu wünschen.

Die Bedürfnisse, welche der Wahn erzeugt, haben keine Grenzen.

Nur die Wahrheit hat einen Grenzpunkt; der Irrthum geht in's Unendliche.

Die Armuth ist unbeschwert, unbekümmert.

Wenn der Schlachtenruf ertönt, weiß sie, es sei nicht auf sie abgesehen. Wenn Alles verloren, sucht sie, wie sie hinauskomme, nicht, was sie hinausbringe.

Der Hunger kostet wenig, theuer ist die Leckerhaftigkeit. Die Armuth ist zufrieden, den augenblicklichen Bedürfnissen abzuhelfen.

Nur der ist ein vernünftiger Reicher, der seine Reichthümer als etwas Vergängliches betrachtet.

Warum solltest Du Dich also weigern, die Armuth zur Genossin zu haben, da ihre Lebensweise der Reiche nachahmt, wenn er vernünftig ist?

Willst Du eine freie Seele haben, so mußt Du entweder arm sein, oder wie ein Armer.

Vielen war des Reichthumes Gewinn nicht das Ende, sondern nur der Wechsel des Elendes.

Und das wundert mich nicht.

Der Fehler liegt nicht in den Dingen, sondern im Gemüthe.

Was uns die Armuth beschwerlich gemacht hat, wird auch der Reichthum beschwerlich machen.

Wie es einerlei ist, ob Du den Kranken auf ein hölzernes Bett legst, oder auf ein goldenes: Du magst ihn hinüber oder herüber legen, wie Du willst, er nimmt — eben seine Krankheit mit sich: also ist es gleichviel, ob ein

krankes Gemüth im Reichthum oder in der Armuth ist; sein Uebel geht mit ihm.

Zu einem sorgenfreien Leben brauche ich das Glück nicht.

Denn, was für das Bedürfniß genug ist, wird es gewähren, wenn es auch — zürnt.

Auf daß uns das Schicksal nicht ungefaßt finde, werde die Armuth unsere — Vertraute.

Wir werden mit mindern Sorgen reich sein, wenn wir wissen, wie gar nicht schwer es ist, — arm zu sein.

Schicke Dich an, mit der Armuth Zeltbrüderschaft zu halten.

„Wag' es, o Fremdling, verachte die Schätze und denke
Du Dich dann würdig der Gottheit!"

(Virgil Aen. VIII., 364 f.)

Kein Anderer ist werth, Gott ähnlich zu heißen, als wer die irdischen Schätze zu verachten gelernt hat!

Darum will ich Dir den Besitz nicht verwehren, aber bewirken möcht' ich, daß Du ihn furchtlos innehabest.

Dahin wirst Du es allein dadurch bringen, daß Du die Ueberzeugung in Dir trägst, Du werdest auch ohne denselben gut leben, und ihn als Etwas betrachtest, was ein Ende nehmen muß.

Groß ist der, welcher bei dem Reichthume arm ist.

Es kommt kein Mensch reich auf die Welt.

Brod und Wasser verlangt die Natur.

Der Glückszustand ist etwas Beunruhigendes. Man schafft sich selbst Sorge und Grillen auf allerlei Weise. Die Einen

werden zu Prachtliebe gereizt, die Andern wollen große Herren werden; die Einen werden aufgeblasen, die Andern verweichlicht.

Willst Du Dich überzeugen, daß Armuth schlechterdings kein Unglück sei, so vergleiche nur die Mienen beider mit einander.

Oefter und herzlicher lacht der Arme. Denn keine Bekümmerniß verscheucht seine Ruhe. — Er steht dafür zu hoch, die Sorge aber fliegt an ihm vorüber, wie eine leichte Wolke.

Die Heiterkeit derer hingegen, die man glücklich nennt, ist erheuchelt. Uebertriebener, unerträglicher Stolz stimmt den Reichen düster und drückt ihn um so tiefer nieder, weil solche Leute nicht vor aller Welt unglücklich sein dürfen. Reichthümer, Ehrenstellen, hohe Geburt und dergl. ziehen vom rechten Wege ab.

Diese Güter preis't man nicht, weil sie wünschenswerth sind, sondern weil man sie wünscht.

Im Uebrigen verändert der Reichthum die Gesinnung, gebiert Stolz und Anmaßung und hat den Neid zum Gefolge. Er beraubt des Verstandes in solchem Maaße, daß man seine Lust daran hat, nur von seinem Gelde zu hören, es mag daraus folgen, was da will.

Was aber ein G u t ist, darf keinen Vorwurf auf sich kommen lassen; es darf, rein und unbefleckt, das Herz nicht verderben und beunruhigen, und muß die Seele erheben und erfreuen, ohne sie aufzublasen. Was ein G u t ist, flößt Selbstvertrauen ein, der Reichthum aber macht krank. Was ein G u t ist, giebt hohen Muth, der Reichthum aber macht, daß man sich überschätzt.

Nachlese a. Seneca's Schr.

Die Vermögensverhältnisse sind die reichste Quelle irdischer Mühsal.

Vergleicht man Alles, was uns Qual bereitet, Todesfälle, Krankheiten, Besorgnisse, Wünsche, Schmerzen und Armuth, mit dem Uebel, welches das Geld verursacht, so wird auf dieser Seite die Waagschale tief sinken.

Darum soll man bedenken, wie viel geringer die Unannehmlichkeit ist, nicht zu haben, als zu verlieren.

Dann werden wir inne werden, bei der Armuth sei um so viel weniger Anlaß zum Verdrusse, als in ihr weniger Anlaß zum Verluste liegt.

Du bist im Irrthume, wenn Du meinst, die Reichen ertragen Verluste mit mehr Muth.

Die größten und kleinsten Körper besitzen dieselbe Empfindlichkeit für Verwundungen, wie der weise Bion sagt: „Es ist dem Kahlköpfigen und Wohlbehaarten gleich schmerzlich, wenn ihnen Haare ausgerissen werden."

Das Nämliche gilt vom Armen und Reichen.

Es thun ihnen Verluste gleich wehe.

Dem Einen, wie dem Anderen liegt ihr Geld am Herzen und kann nicht, ohne daß sie es empfinden, von ihnen losgerissen werden.

Erträglicher jedoch und leichter ist es, etwas nicht zu besitzen, als es zu verlieren.

Deshalb wirst Du immer Diejenigen vergnügter sehen, auf welche das Glück niemals Rücksicht genommen, als die, welche es verlassen hat.

Du magst aus Armuth, Mangel, Dürftigkeit

nennen, und was Du sonst dem sichern Stande für schmähende Namen beilegen willst: aber dann nur kann ich es glauben, daß jener arme Mann nicht glücklich war, wenn Du mir einen Anderen aufweisest, dem Nichts verloren gehen kann.

Entweder ich irre, oder es ist ein Königreich, unter Geizigen, Betrügern, Räubern und Banditen der Einzige zu sein, dem nicht zu schaden ist.

Wir sollten unser Vermögen wenigstens beschränken, damit wir den Schlägen des Schicksals weniger ausgesetzt wären.

Kleingewachsene Körper, die sich in eine Rüstung einschnüren lassen, sind tauglicher als solche, die darüber hinausgehen und ihre Größe von allen Seiten der Verwundung blos stellen.

Das beste Vermögensverhältniß ist das, welches nicht bis zur Armuth herabgeht, jedoch auch nicht weit von der Armuth entfernt ist.

Es kann der mächtige Wechsel und die gewaltige Ungunst des Schicksals nicht so abgewehrt werden, daß nicht, wenn wir große Segel ausspannen, starke Stürme darein sich legen. Man muß die Segel einziehen, damit die Pfeile des Geschicks unwirksam darüber hinfliegen. V. d. Gemüthsruhe, Cp. 8. 9.

Uebrigens ist die Weisheit und Tugend keineswegs zur Armuth verdammt.

Es kann sein, daß der Weise und Tugendhafte reiche Schätze besitzt; aber gewiß sind sie Keinem abgedrungen, nicht mit Blute befleckt, ohne Frevel und niederträchtige Handgriffe erworben.

Seine Ausgaben sind daher eben so wenig unehrbar, als seine Einnahmen, und pressen keinem mißgünstigen Herzen Seufzer aus.

Häufe sie, so hoch Du willst, sie sind ehrlich.

Allerdings wird der Weise und Tugendhafte die Freigebigkeit des Glückes nicht von sich weisen, aber er wird des redlich erworbenen Eigenthums sich weder rühmen noch schämen.

O des großen, auf die edelste Weise reichen Mannes, der von seinen würdig erworbenen Gütern einen würdigen Gebrauch macht!

In dem Hause des also reichen Mannes — wie viel ist da Gelegenheit zur Wohlthätigkeit? Der Menschheit zu dienen, ist Gebot der Natur. Wie viel Veranlassung und wie viele Mittel, nach dem Ideal der Tugend selbst zu streben?

V. seligen Leben, Cp. 22—24.

Unter allen Verhältnissen, und obwohl er durch den Triumph, den seine Gegner feiern, an und für sich nicht erniedrigt werden kann, muß doch der Weise und Tugendhafte lieber Sieger, als Gefangener sein wollen.

Ich halte Nichts — auf das ganze Reich des Glückes.

Kann ich aber wählen, so nehme ich davon den mindern Theil.

Was mir zukommen mag, wird gut sein.

Indessen ist mir doch das Angenehmere und Leichtere willkommener.

Freilich dürfen wir uns die Tugend nie ohne Anstrengung denken.

Die eine bedarf eines Spornes, die andere des Zügels.

Darum müssen wir die thatkräftigsten Anregungen bei der Armuth anwenden; bei dem Reichthume dem aufgehobenen Schritte Einhalt zu thun suchen.

Bei dem Weisen und Tugendhaften ist der Reichthum ein Diener, bei den Thoren aber spielt er den — Herrn. Sbds. Cp. 25. 26.

XLVI.

Der kürzeste Weg zum Reichthum.

Vgl. Glückseligkeit, höchstes Gut, Tugend, Vernunft.

Man kann nicht Alles besitzen, aber wohl Alles verachten.

Der kürzeste Weg zum Reichthume ist Verachtung der Reichthümer! Br. 62.

XLVII.

Der edle Fürst.

Obgleich der wahre Segen edler Thaten auch bei Fürsten darin liegt, daß man sie gethan hat und die Tugend selbst ihr würdigster Preis ist: so gewährt es doch Freude, in das Bewußtsein des Guten hineinzuschauen und dasselbe nach allen Seiten zu erforschen, darnach aber seinen Blick zu richten auf die unermeßliche, zwietrachtvolle, unruhige und von Leidenschaften bewegte Volksmenge, die, wenn sie ihr Joch zerbräche, sich selbst und Andere in's Verderben stürzen würde, und also bei sich selbst zu sprechen: Ich bin unter allen diesen Sterblichen gewürdigt und erkoren worden, die Stelle der Gottheit zu vertreten, den Völkern ein Schiedsrichter zu sein über Leben und Tod.

Welch ein Loos und Zustand einem Jeglichen zukommen soll, soll ein Fürst sagen, in meine Hand ist's gelegt.

Was das Geschick einem Jeden zugetheilt wissen will, das spricht es durch meinen Mund aus: ich bin das Orakel, aus dessen Spruch Völker und Städte die Ursache ihres Jubels schöpfen.

Nirgendwo (im ganzen Lande) ist Gedeihen, außer mit meinem Willen und meiner Vergünstigung.

Diese vielen tausend Schwerter, die mein Friede in die Scheide steckt, werden auf einen Wink von mir entblößt werden.

Welche Nationen mit der Wurzel ausgerottet, welche in andere Länder versetzt, welchen die Freiheit gegeben, welchen

sie genommen, welche Könige Sklaven werden, um welcher Haupt der Königsschmuck gewunden werden müsse, welche Städte fallen, welche entstehen sollen? darüber gebietet mein Scepter.

Bei dieser so großen Machtvollkommenheit hat mich aber nicht Leidenschaftlichkeit zu unbilligen Bestrafungen verleitet, nicht Hitze, nicht der Menschen Verblendung und Trotz, wodurch oft, auch den ruhigsten Gemüthern, die Geduld entwunden wird, nicht die schreckliche, aber bei großer Herrschaft nicht seltene Sucht, durch eine Schreckensregierung berühmt zu werden. —

Eingesteckt, ja gefesselt liegt bei mir das Schwert, zu höchster Schonung auch des geringsten Blutes. Ein Jeglicher, auch wenn ihn sonst nichts empfiehlt, er steht bei mir in Gunst, weil er den Namen Mensch trägt. —

Die Strenge ist bei mir weit hinweggelegt, die Gnade zur Hand.

Ich wache so über mich, als ob ich den Gesetzen Rechenschaft zu geben hätte.

Bei dem Einen rührt mich die Jugend, bei dem Andern das Alter. Dem Einen erweise ich eine Wohlthat, da ich ihn in Würden setze, dem Andern, da ich ihn in niedrigem Stande lasse. Wo ich keinen Grund zur Barmherzigkeit finde, lasse ich Schonung eintreten, mir selbst zu Liebe.

Heute noch bin ich bereit, den unsterblichen Göttern, wenn sie Rechenschaft von mir fordern, das Alles vorzuzählen.

Von d. Gnade I., 1.

Keinen unter Allen ziemt die Gnade mehr, als einem Fürsten.

Dann nämlich ist die hohe Macht ehrenvoll und rühmlich, wenn, was sie vermag, zum Heile angewendet wird.

Zum Schaden stark sein, ist verderbliche Macht.

Die Größe eines Regenten hat erst dann Bestand und Grund, wenn von ihm Alle überzeugt sind, er sei nicht sowohl über ihnen, als für sie; wenn es sich zugleich erprobt, daß seine Sorgfalt über dem Wohle des Einzelnen und des Ganzen wache; wenn man, wie er sich zeigt, nicht, als erhübe sich ein schädliches Thier von seinem Lager, ihm aus dem Wege geht, sondern wie zu einem hellen und wohlthätigen Gestirne wetteifernd herbeieilt, froh bereit, sich für ihn den Schwertern derer, die ihm nach dem Leben trachten, entgegen zu stellen und auf die eigenen Leiber treten zu lassen, wenn ihm der Rettungsweg nur über Leichen gebahnt werden könnte.

Seinen Schlaf sichern sie durch nächtliche Wachtposten; um seine Seiten sich drängend und reihend, sind sie ihm eine Schutzwehr; Gefahren, die ihm nahen, stellen sie sich entgegen.

Nicht ohne Grund freut man sich bei Völkern und Städten solches Zusammenhaltens, also die Könige zu schützen und zu lieben und sich und das Seine hinzugeben, wo es des Herrschers Rettung erfordern mag.

Denn gleichwie der ganze Körper der Seele dient, und, — obwohl jener so viel größer und ansehnlicher ist, diese aber, unscheinbar, im Verborgenen lebt, so daß man den Ort nicht

weiß, wo sie wohnen mag — dennoch Hände, Füße und Augen ihr zu Gebote stehen, diese Haut sie schützt, wir auf ihr Geheiß uns legen oder rastlos umhergehn; gleich wie wir, wenn sie es befiehlt, das Meer durchkreuzen 2c.: so wird diese zahllose Menschenmasse, um des Einzigen Leben sich herdrängend, von seinem Athem regiert, von seinen Gedanken gelenkt, denn sie würde sich erdrücken und zu Grunde richten mit ihrer eigenen Kraft, wenn sie nicht durch seinen Geist erhalten würde.

Darum darf man sich nicht wundern, wenn Fürsten und Könige wohl noch mehr Liebe finden, als in den innigsten Verbindungen des Privatlebens gefunden wird.

Ebds. I., 4.

Wenn Du aber, o Fürst! die Seele des Staates bist, dieser Dein Körper, so erkennst Du, denke ich, hieraus zugleich, wie nothwendig die Gnade ist.

Du schonst nämlich Deiner selbst, während Du des Anderen zu schonen scheinst.

Zu schonen sind daher auch solche Unterthanen, die man nicht gut heißen kann, gerade wie man kranke Glieder schont.

Die Gnade ist der Natur der Sache nach an jedem Menschen schön, hauptsächlich jedoch an den Herrschern.

Welch kleinen Schaden richtet die Grausamkeit des Privatmannes an! Wenn aber ein Fürst wüthet, das ist — Krieg.

Großartige Gesinnung ziert jeden Sterblichen; unendliche Mal herrlicher tritt sie aber bei großartigen Glücksumständen auf dem Throne hervor.

Jedes Haus, in welches die Gnade einzieht, wird durch sie beglückt, aber im Königspalaste ist sie, je seltener, desto bewunderungswürdiger.

Denn was ist erhabener, als wenn der, dessem Zorne Nichts im Wege stehet, dessen Ausspruch, auch wenn er hart ist, selbst die gut heißen müssen, welche das Opfer desselben sind, der Niemand Rede zu stehen, ja, wenn er auch in heftiger Leidenschaft handelt, nicht einmal abzubitten hat, — wenn dieser sich selbst Schranken setzt und seine Macht zu Güte und Sanftmuth anwendet, festhaltend die Wahrheit: Tödten, dem Gesetze zuwider, kann Jeder, am Leben erhalten, Niemand als — ich.

Hohem Stande ziemt hoher Sinn, und wenn sich jener nicht zu diesem erhebt und höher stellt, so zieht er sich selbst tiefer, als bis zur Erde herab. Ebdf. I., 5.

Einem Fürsten ziemt nicht wilder, unerbittlicher Zorn!

Da steht er ja nicht viel über dem, dem er sich eben dadurch gleichstellt, daß er zürnt.

Aber, wenn er Leben schenkt, Ehre verleiht denen, die in Gefahr sind, ihre Ehre zu verlieren, so thut er, was Niemand kann, als ein Gewaltiger.

Ein Fürst mache sich daher die Gesinnungen der Gottheit eigen. Auf einen Theil seiner Unterthanen, weil derselbe nützlich und gut ist, blicke er mit Lust; Andere betrachte er als die Zahl ausfüllend. Ueber die Einen freue er sich, daß er sie hat; Andere seien von ihm geduldet.

Ebendas. I., 5.

Ein Fürst sei gegen sein Volk so gesinnt, wie er wünschen muß, daß die Gottheit gegen ihn gesinnt sei.

Wäre es wohl gut, wenn wir Götter hätten, die gegen Sünden und Verirrungen unerbittlich wären? die bis zu unserer gänzlichen Vernichtung hart mit uns verfahren wollten?

Wo wäre da auch ein König sicher vor ihrer Strafe!

Wenn aber die Götter, versöhnlich und mild, die Vergehungen der Gewaltigen nicht alsbald mit dem Donnerkeile strafen: wie viel billiger ist es dann, daß ein Mensch, über Menschen gesetzt, sanften Sinnes seine Herrschaft übe, und bedenke, ob die Welt nicht lieblicher für das Auge und schöner aussehe an einem heiteren und reinen Tage, als wenn Alles von heftigen Donnerschlägen bebt und Blitze die Luft durchzücken?

Aber gerade so ist der Anblick einer ruhigen und gemäßigten Regierung, wie der des heiterstrahlenden Himmels.

Eine grausame Herrschaft ist trüb in Dunkel gehüllt, Alles zittert und zagt vor dem jähen Donnerschlage, und der selbst bleibt nicht unerschüttert, der Alles in Unruhe bringt.

Ebendas. I., 7.

Es ist etwas Anderes mit Denen, die im großen Haufen leben.

Bei diesen haben auf der einen Seite die Tugenden lange genug zu thun, daß sie an's Licht treten; auf der andern bleiben aber auch ihre Fehler im Dunkeln.

Der Fürsten Thaten und Worte aber greift das Gerücht auf.

Sie können nicht einen Schritt thun ohne auf der Bahn ihres Standes. Er umlagert sie, gehet mit, wohin sie gehen.

Das ist die Sclaverei der höchsten Größe.

Auf ihrem Gipfel sind sie gleichsam angeschmiedet und gleichen den Göttern, welche der Himmel gefesselt hält.

Fürsten wird eben so wenig, als der Sonne, das Glück der Verborgenheit, dessen sich der Privatmann freut.

Fürsten können nicht sprechen, ohne daß ihren Laut die Völker umher auffangen, nicht zürnen, ohne daß Alles zittert, Niemand einen Streich versetzen, ohne daß Alles erschüttert wird.

Wie die Blitze herabfallen, Wenigen gefährlich, Alle ängstigend, also sind die Strafverfügungen der Hohen und Gewaltigen weiterhin schreckend, als sie treffen. Denn man denkt daran, was sie noch thun können.

Ebdſ. I., 8.

Als Augustus unruhvoll in geistigem Kampfe erwog, ob er über Cinna, der nach seinem Leben getrachtet, das Todesurtheil oder Begnadigung aussprechen solle? sprach seine Gemahlin Livia: Willst Du wohl eines Weibes Rath vernehmen, so mache es, wie die Aerzte pflegen, die, wenn die gewöhnlichen Mittel nicht anschlagen, zu den entgegengesetzten schreiten. Durch Strenge hast Du bisher nichts ausgerichtet. Versuche nun, wie es Dir mit der Gnade gelinge. Verzeihe dem Cinna!

Und Augustus, voll Freude, daß er eine Fürsprecherin gefunden, dankte seiner Gemahlin und schenkte Cinna also das Leben, daß er denselben unter die Schaar seiner Freunde aufnahm, wofür Cinna den Kaiser später zu seinem Erben

einsetzte. Von keiner Seite aber wurde forthin mehr Augustus nach dem Leben getrachtet.

Ebds. I., 9.

Die Gnade erwirbt den Fürsten nicht blos hohe Ehre, sondern auch gleiche Sicherheit, und was der Schmuck des Herrschers ist, ist auch dessen zuverlässige Wohlfahrt.

Denn woher kommt es, daß Könige ein hohes Alter erreichen und Kindern und Enkeln den Thron übergeben, Tyrannengewalt aber fluchwürdig und kurz ist?

Was ist für ein Unterschied zwischen einem Tyrannen und einem Könige?

Das Aeußere ihres Standes und ihre Machtvollkommenheit ist ja — gleich.

Tyrannen sind zu ihrer Lust hart; Könige nur aus Ursachen und Zwang; jene aus Seelenweide, diese aus Pflicht und Nothwendigkeit.

Jene haben die Waffen, um durch Schrecken den Ausbruch des großen Haufens zu dämpfen, ihr Grundsatz ist:

Laß hassen, wenn sie nur fürchten!

Diese haben die Waffen zur Bewahrung des Friedens.

Jene müssen Schandthaten durch Schandthaten decken; diese fühlen sich überglücklich im Bewußtsein der Gerechtigkeit und Milde.

Ebendas. I., 10—13.

Kein König erwirbt sich Ruhe durch hartes Verfahren.

Denn, wer glaubt denn nicht, daß er in seiner Gewalt liege?

Den größten Ruhm dagegen erwirbt er sich, wenn er seine Kraft in Schranken hält, wenn er Viele dem Zorne Anderer entreißt, Keinen seinem eigenen Zorne aufopfert.

Gleich wie man schon auf grausame Hausherrn in der ganzen Stadt mit Fingern zeigt und sie haßt und verabscheu't: so dehnt sich bei Königen ihre Gewaltthätigkeit und ihr übler Ruf noch weiter aus, und der Haß gegen sie pflanzt sich von Jahrhundert zu Jahrhundert fort.

O, lieber nicht geboren sein, als denen beigezählt werden, die zum Unheile der Welt geboren sind! Ebdl. I., 18.

Es wird Niemand Etwas ausdenken, was einem Herrscher schöner stände, als Gnade.

Das Königthum ist ein Gebilde der Natur, was man an den Bienen sehen kann, deren Königin die geräumigste Zelle hat im mittleren, sichersten Raume.

Wenn hier die Königin verloren ist, löſ't sich der ganze Schwarm auf.

Auch dulden die Bienen nie mehr, als einen Herrscher, und lassen es auf einen Kampf ankommen, wer der beste sei.

Sehr zornig und streitlustig sind die Bienen; die Königin selbst ist ohne Stachel.

Ein bedeutsames Bild für Könige.

So pflegt die Natur ihren Willen durch das Kleine kund zu geben. Ebendas I, 19.

In demselben Grade muß ein Fürst sich fürchten, als er gefürchtet wird, und Allen auf die Hände sehen, und selbst zu der Zeit, wo man gegen ihn Nichts hat, immer denken, es sei Etwas im Werke.

Solch ein kümmerliches Leben aber kann ein Mensch ertragen, während es blos auf ihn ankäme, unschädlich für Andere und deshalb sorglos oder segensvoll Recht oder Gewalt zur Zufriedenheit Aller zu handhaben?

Man irrt, wenn man meint, da, wo Nichts vor dem Könige sicher ist, sei der König sicher.

Nur durch gegenseitige Sicherstellung ist ein sicherer Zustand bedingt.

Auf offener Fläche wird einen König seine Gnade sicherer stellen, als hinter den festesten Burgen.

Es giebt für ihn eine einzige Feste, die nicht zu erstürmen ist, die — Liebe der Unterthanen.

Was ist schöner, als wenn Alle wünschen, daß er lebe, und das Flehen um ihn kein gebotenes ist. Ebds. I., 9.

Unbeständigkeit alles Irdischen.

Kürze des menschlichen Lebens.

Trost im Unglück. Tod. Unsterblichkeit.

I.

Die Reise durch's Erdenleben.

Ein Geschick leitet uns, und es hat bei unserem Eintritte in die Welt die erste Stunde entschieden, wie viel einem Jeden zugetheilt sein soll.

Eine Ursache steht unter dem Einflusse der anderen und die Angelegenheiten des Einzelnen hängen in langen Folgenreihen zusammen.

Darum muthig Alles getragen, weil Alles nicht, wie wir wähnen, zufällig eintritt, sondern sich folgt.

Deine Freuden, Deine Thränen sind Dir längst bestimmt, und wenn schon im Leben des Einzelnen eine große Verschiedenheit stattzufinden scheint, so kommt es doch am Ende auf das Eine hinaus: Wir haben Vergängliches empfangen, wie wir selbst vergänglich sind!

Wozu also Unzufriedenheit? Wozu Klagen? So ist einmal die Einrichtung unseres Wesens.

Mag die Natur unsere Körper, ihr Eigenthum, immerhin gebrauchen, wie sie will, wir selbst, freudig und muthig, wollen denken: Was wir verlieren, war nicht von dem Unserigen!

Was hat der Tugendhafte zu thun?

Sich dem Schicksal hinzugeben (wenn er es nicht abwenden kann).

Es ist ein großer Trost, wenn man fortgerissen wird, zu wissen, daß man das Schicksal aller Wesen theile.

Der Mensch wird nie einen ebenen Weg haben. Bergauf und bergab muß er gehen, hin und her muß er geworfen werden und sein Schiff in Stürmen regieren. Gegen das wechselnde Glück muß er seine Bahn behaupten. Es wird viel Hartes, Rauhes kommen, und er hat es schlicht und eben zu machen. Feuer erprobt das Gold, Elend kräftige Männer. Siehe, wie hoch die Tugend hinauf steigen muß, lerne, daß sie nicht gefahrlose Wege wandeln dürfe.

Steil im Beginn' ist der Weg, daß kaum die Rosse vom Frühroth
Frisch gestärkt ihn erklimmen, am steilsten mitten am Himmel.
Siehe, da graut uns wohl selbst manchmal, das Meer und die Länder
Anzuschau'n, und es schlägt mir das Herz in zagendem Schauder,
Rasch ab neigt sich das Ende, besonnener Leitung bedarf es.
Oft dann fürchtet für mich, die in wogender Tiefe mich aufnimmt,
Tethys selber, ich möchte hinab jach stürzen in Abgründ'.

(Ovid Metamorph. II., 63.)

V. d. Vorsehung, 5.

II.

Der Wechsel des Irdischen.

Wie viel befriedigender ist es doch, zu forschen, was zu thun, als was geschehen sei; und die, so ihre Sache auf das Glück gestellt haben, zu überzeugen, daß von diesem Nichts ausgetheilt werde, was Bestand hätte, und daß die Güter derselben alle verrinnen, veränderlicher als der Wind.

Da ist kein Gedanke an Ruhe. Es liebt, der Freude den Kummer unterzulegen und Eins in das Andere zu mischen.

Darum traue doch Keiner dem Glücke, und es zage Niemand in Widerwärtigkeit. Es wechseln die Dinge mit einander. Was frohlockest Du? Was Dich so hoch erhebt, — wer weiß, wo es Dich in Noth verläßt! Es wird ein Ende haben, bevor Dein Ende kömmt.

Warum so niedergeschlagen? Du bist tief (in Unglück) versunken. Nun ist es an Dir, Dich aufzuraffen. Zum Bessern neigt sich das Widrige. Zum Mißgeschick wendet es sich, wenn es nach Wunsch geht. Auf diesen Wechsel muß man gefaßt sein nicht blos im Einzelleben der Familien, das leicht einen Stoß erleidet, sondern auch in öffentlichen Angelegenheiten.

Vorw. zum III. B. der Natur-Betrachtungen.

Was wir sehen und berühren, rechnet Plato unter das, was kein Dasein hat.

Denn es hat seinen Zufluß und Abfluß und erfährt fortwährend eine Verminderung oder Vermehrung.

Kein Mensch ist derselbe, der er in der Jugend, Keiner des Morgens der, der er Tages vorher war. Unsere Körper werden wie eine Wasserfluth dahingerissen.

Alles, was wir sehen, verläuft mit der Zeit; nichts bleibt. Ich selbst, indem ich von dieser Veränderung spreche, verändere mich. Das ist es, was Heraclit will, wenn er sagt: Wir können nicht zweimal in denselben Fluß hinabsteigen. Denn behält er auch seinen Namen, so ist doch sein Wasser fortgeflossen.

Mit gleich schnellem Laufe fließt unser Leben dahin, und ich staune über die Thorheit derjenigen, welche den Körper, die allerflüchtigste Sache, so sehr lieben und zu sterben sich fürchten, während doch jeder Augenblick der Tod der vorigen Körperbeschaffenheit ist.

Warum fürchtest Du denn, daß einmal das geschehe, was täglich geschieht? —

Aber auch die Welt, obgleich ewig und unzerstörbar ihrem Wesen nach, wird verändert und bleibt nicht dieselbe; Alles tritt fortwährend in einer andern Art hervor, als es vorher gehabt hat. Es verändert sich ihre Ordnung.

Wir schwachen und wandelbaren Menschen bestehen nur eine Zeitlang.

Darum laßt uns den Geist emporsenden zu dem, was ewig ist; laßt uns die am Himmel schwebenden Gestalten aller Dinge betrachten, und die Gottheit, wie sie unter denselben wandelt, und Sorge trägt, wie sie das, was sie nicht unsterblich schaffen konnte, weil es die Natur nicht

gestattete, vor dem Tode schütze und durch ihre Vorsicht den Gebrechen des Körpers abhelfe.

Was unsterblich ist, bedarf keines Beschützers.

Br. 58.

Alles greift mit verzehrendem Zahn die gefräßige Zeit an,
Alles rückt sie vom Platz, läßt es nicht lange besteh'n.
Ströme versiechen, das weichende Meer legt trocken die Ufer,
Berge verflachen, herab stürzet das höchste Gebirg'.
Doch, was red' ich vom Kleinen? Des Himmels ganzes Gewölbe
Schnell in lodernder Gluth brennet das Herrliche hin.
Alles heischet der — Tod. Gesetz ist Sterben — nicht Strafe
Und von der Welt, die Du sieh'st, wird es einst heißen: Sie — war!

Epigramme aus der Verbannung VII.

III.

Kleine Ursachen — große Wirkungen.

Vieles hat seinen Anfang von etwas Anderem, und ist doch größer, als sein Anfang.

Alles geht mit mächtigen Schritten über seinen Ursprung hinaus.

Die Samen sind die Ursachen alles Vorhandenen und doch die kleinsten Theile von dem, was sie hervorbringen.

Siehe den Rhein, den Euphrat und alle berühmten Ströme!

Was sind sie, wenn Du sie nach dem Orte anschlägst, von wo sie ausströmen?!

Alles, wodurch sie furchtbar sind und einen Namen haben, das haben sie erst im Fortschreiten errungen.

Nimm die Wurzeln hinweg, und es werden sich keine Wälder mehr erheben und die mächtigsten Berge nicht länger bekleidet stehen!

Siehe die Waldbäume an! die, wenn Du ihre Länge betrachtest, so mächtig hoch, und wenn Du ihre Dicke ansiehst, so gewaltig ausgebreitet sind! In Vergleichung mit ihnen — wie winzig klein ist der Umfang der zarten Wurzelfasern?

Es stützen sich auf ihre Grundpfeiler die Tempel und die Stadtmauern dort.

Doch — was zum Halte des ganzen Werkes dient, liegt — verborgen.

So in allen übrigen Beziehungen.

Immer wird der Ursprung durch die nachfolgende Größe verdunkelt.

Ich hätte es zu — Nichts bringen können, wenn nicht vorausgegangen wäre, was ich den Eltern verdanke.

V. d. Wohlthaten IV., 29.

IV.

Die Nichtigkeit der menschlichen Hoffnungen und Entwürfe

Jeder Tag, jede Stunde zeigt uns, wie gar nichts wir sind, und erinnert durch neue Beweise die, welche ihrer Sterblichkeit vergessen haben.

Wie thörigt ist es, hinsichtlich seiner Lebensdauer etwas bestimmen zu wollen!

Nicht einmal der morgende Tag ist unser!

O des Unsinnes derer, die sich lange Hoffnungen machen: Ich will kaufen, bauen, Geld ausleihen, Ehrenämter verwalten, dann später im vollendeten Alter müde mich zur Ruhe setzen!

Alles ist ungewiß!

Von der Zukunft darf man sich Nichts versprechen. Selbst das, was wir in den Händen haben, entsinkt uns oft, und die gegenwärtige Stunde kann uns durch einen unglücklichen Zufall abgeschnitten werden.

Die Zeit wälzt sich nach bestimmten Gesetzen, aber im Finstern fort. Und was kann es mir nützen, ob etwas im Gange der Natur gewiß sei, wenn es für mich ungewiß bleibt?

Wir setzen uns vor, weite Schifffahrten anzustellen und, nachdem wir fremde Ufer durchirrt haben, spät in die Heimath zurückzukehren; wir wählen den Heldenstand und ringen nach dem fernen Lohne kriegerischer Anstrengungen; wir streben nach Stellen und wollen von Aemtern zu Aemtern empor-

steigen, während der Tod uns fortwährend zur Seite geht, obwohl wir an denselben nur als eine uns fremde Sache gedenken, und die Beispiele von Sterblichkeit, die so oft vorkommen, nicht länger auf uns wirken, als das Erstaunen darüber währet.

Kann aber etwas thörigter sein, als darüber zu erstaunen, daß an einem Tage das geschieht, was alle Tage geschehen kann.

Es stehet zwar unsere Lebensziel, festgesetzt von dem unerbittlichen Schicksal, völlig unbeweglich.

Indessen weiß ja doch Keiner, wie nahe oder ferne dasselbe sei.

Daher laßt uns unsern Geist in eine solche Fassung bringen, als wenn es mit uns bereits zu Ende gehe; laßt uns nichts aufschieben, laßt uns täglich die Rechnung unseres Lebens schließen.

Wer täglich sein Leben abschließt, der bedarf weiter keiner Zeit.

Die Frage: welcher Zeitraum ist uns noch beschieden und wie wird derselbe beschaffen sein? ist Etwas, was ein weniger gesetztes Gemüth in unaufhörlicher Furcht umhertreibt.

Dieser Herumwälzung können wir nur dadurch entgehen, wenn wir das Ziel unseres Daseins auf Erden nicht weit hinaussetzen und unser Leben in sich selbst zusammenziehen.

Denn wer die Gaben der Gegenwart nicht annehmen will, der wird in Betreff der Zukunft immer voller Zweifel und Ungewißheit schweben.

Aus den Bedürfnissen der Zeit entspringt die Furcht und die Begierde nach dem Zukünftigen, welche an dem Herzen naget.

Kein Zustand aber ist unglückseliger, als wenn man in solchen Zweifelnöthen einherziehet, da man nicht weiß, wo man hinaus soll.

Wenn ich aber mir selbst das entrichtet habe, was die Pflicht gebietet, wenn mein gefaßter Geist sich vergegenwärtigt, daß zwischen einem Tage und einem Jahrhunderte kein Unterschied ist, so wird er auf die ganze Zukunft und was in derselben sich begeben wird, aus der Höhe herabschauen und nicht selten mit Lächeln an die Reihenfolgen der Zeit denken.

Denn was vermag wohl die Veränderlichkeit und Wandelbarkeit der menschlichen Ereignisse in Unordnung zu bringen, wenn man sich fortwährend auf das Ungewisse gerüstet hält?

Darum, eile, recht zu leben; schätze jeden Tag für ein ganzes Leben. Wer das thut, der lebt sicher.

Denen dagegen, welche auf Hoffnung leben, entschlüpft jede zukünftige Zeit, an ihre Stelle aber tritt die Begierde, zu leben, und, was Alles elend macht, die Furcht vor dem Tode.

Virgil singt:

Ist denn der Tod ein so großes Uebel?

Läugne doch Niemand, daß es eine große Wohlthat der Natur sei, daß wir nothwendig sterben müssen.

Man muß die Begierde zum Leben von sich thun, und einsehen lernen, daß nichts daran gelegen sei, wenn eher man dasjenige erleide, was man (nach der Ordnung der Natur) doch einmal erleiden muß; daß es darauf ankomme, wie gut man lebe, nicht wie lange; und daß oft selbst dieses etwas Gutes sei, daß das Leben nicht länger dauere. Br. 101.

V.

Die Nothwendigkeit und Pflicht, unsere Entschließungen nach Zeit und Umständen zu ändern.

Nur Unkluge leben so zuversichtlich, als ob sie sich vom Schicksale — etwas Gewisses versprechen dürften.

Der Weise dagegen bedenkt, daß es zwei Seiten hat.

Er weiß, wie leicht man sich verrechnen kann, wie unzuverlässig Menschengeschick sei, wie Vieles unsern Plänen im Wege stehe.

Das Unentschiedene und Schwankende des Geschicks hat er mit steter Aufmerksamkeit im Auge und bei dem bestimmtesten Entschlusse das Unbestimmte des Erfolges.

Die Verwahrung aber, ohne die er sich für Nichts entscheidet, sichert ihn auch hier.

Ich habe eine Wohlthat versprochen.

Jedoch wohl nur für den Fall, daß nicht Etwas einträte, weshalb ich sie nicht geben durfte, wie z. B., wenn das Vaterland eine Gabe verlangte.

Ich habe Dir eine Tochter zur Ehe versprochen. In der Folge aber hat sich gezeigt, daß Du ein Mensch bist, mit dem ich nicht in ein solches Verhältniß treten darf.

Da sind wieder dieselben Verhältnisse ein Schutz, die es mir verbieten.

Mein Wort brechen und den Vorwurf des Wankelmuthes auf mich laden, würde ich nur dann, wenn ich

nicht halten wollte, was ich versprach, während Alles blieb, wie es zur Zeit meines Versprechens war.

Im umgekehrten Falle giebt mir jede Veränderung die Freiheit, die Sache auf's Neue zu überlegen, und meines Wortes bin ich quitt.

Oder ich habe einen rechtlichen Beistand gesucht. In der Folge aber hat sich offenbart, daß aus dieser Rechtssache ein rechtlicher Nachtheil für meinen Vater entstehen würde.

Oder ich habe versprochen, eine Reise ins Ausland mitzumachen. Aber ich erhalte die Nachricht, der Weg sei durch Räuber unsicher.

Oder ich wollte Dir meine Dienste widmen, aber die Erkrankung meines Sohnes, die Niederkunft meiner Gattin hält mich ab.

Soll man seinem Versprechen Wort halten, so muß Alles so bleiben, wie es beim Versprechen war, es wäre denn, daß es sich um etwas Unbedeutendes drehete.

Mit Einem Worte: ich setze bei jedem Versprechen stillschweigend die Verwahrung voraus: wenn mir's möglich sein wird, wenn es die Pflicht erlaubt, wenn die Umstände sich nicht ändern.

Es ist Deine Sache, dafür zu sorgen, daß, wenn die Ansprüche geltend gemacht werden, der Stand der Dinge der nämliche sei, wie er war, als ich meine Zusage gab.

Zurücktreten ist nicht Wankelmuth, wenn Umstände eintreten, die vorher nicht waren.

Es darf nicht befremden, daß der Entschluß geändert wird, wenn sich die Verhältnisse des Versprechenden geändert haben. V. d. Wohlthaten IV., 33—40.

VI.

Regeln zur Bewahrung unserer Ruhe, Zufriedenheit und Sicherheit.

5. Ruhe des Gemüths.

Wie kann man sich überhaupt Sicherheit bewahren?

Für's Erste: laß uns Nichts von dem begehren, um das sich die Mitbewerber zanken, und Nichts besitzen, was einem heimlichen Räuber Vortheil bringen könnte. So wenig als möglich trage Etwas an Dir, was der Beraubung unterworfen sein könnte. Niemand oder nur sehr Wenige trachten nach Menschenblut um des Blutes willen. Einen Nackenden läßt der Straßenräuber vorübergehen, und der Arme hat auf einem unsichern Wege Friede.

Dienlich ist es hernach, wovor wir nach alter Vorschrift uns hüten müssen: vor Haß, Neid und Verachtung.

Laß uns also befleißigen, uns jeder Beleidigung zu enthalten, Alles zu vermeiden, was Andere mit Mißgunst erfüllen könnte oder unsern guten Ruf beeinträchtigte.

Dabei aber laß uns auch von den Großen und Mächtigen entfernt halten. Ein Weiser darf nie den Zorn derselben reizen, sondern wird ihnen vielmehr aus dem Wege gehen.

Wenn Du nach Sicilien übersetzest, mußt Du über eine Meerenge. Ein verwegener Steuermann verachtet den drohenden Südwind, welcher dort das Meer brausend macht und in Wirbel drehet. Er hält sich nicht an das linke Ufer,

sondern an jene Seite, wo die wilde Charybdis das Meer im Kräusel treibt. Jeder vorsichtige Steuermann hingegen fraget, die des Ortes kundig sind, wo das Meer am stärksten tobet? was man von den Wolken sich zu versprechen hat? und weit hinweg von der gefahrvollen Gegend hält er seinen Lauf. Also der Weise im Leben! Er hält sich entfernt von der Gewalt, die ihm schaden würde, richtet es jedoch so ein, daß es nicht so scheine. Denn auch das macht einen Theil der Sicherheit aus, daß man dieselbe nicht zu offenbar suchet. Der Privatstand ist der sicherste Hafen.

Wer dieses Alles weislich thut, der wird die möglichste Sicherheit sich bieten.

Zwar gehen bisweilen auch Schiffe im Hafen unter. Aber, wenn dieß geschieht, was glaubst Du, daß im offenen Meere geschehen müsse?

Wie viel größerer Gefahr wartet derer, die in Geschäften verwickelt, viel unternehmen, wenn man selbst in der Zurückgezogenheit nicht sicher sein kann?!

Es kommen zuweilen Unschuldige um's Leben, wer kann es läugnen? Doch die Schuldigen — weit öfter!

Der Anfang steht in unserer Macht. Das Glück giebt den Ausschlag. Doch ich unterwerfe mich dem Schicksale nicht.

Denn der ist am Reichsten, der den Reichthum am leichtesten entbehren kann. Br. 14.

Willst Du glücklich sein, so fange an, mit der Armuth in Gemeinschaft zu treten.

Du, ein Gast! verachte den Reichthum, der Gottheit
Dich würdig zu machen!

Keiner ist sonst der Gottheit würdig!

Ich will Dir den Besitz von Reichthümern nicht verbieten, sondern es nur dahin zu bringen suchen, daß Du sie ohne Sorgen besitzen kannst, welches einzig dadurch geschehen kann, wenn Du auch ohne sie glücklich sein und es zu der Ueberzeugung bringen kannst, daß sie etwas Unsicheres und Vergängliches sind. Br. 18.

Wie eine lange Reihe von Ursachen ein Schicksal mit dem andern verknüpft, also ist es mit den Begierden. Das Ende der einen ist der Anfang einer andern.

Allerdings im Privatstande ist Alles klein.

Allein wir werden dessen Genüge haben, während alles Ueberflüssige, das uns außer demselben zufließt, nicht sättigt. Willst Du aber nicht lieber bei beschränkten Verhältnissen satt werden, als bei Ueberfluß Mangel leiden? Br. 19.

Ein Jeder, der das Tageslicht erblickt, empfängt das Gebot, mit Wenigem zufrieden zu sein. Und dennoch wollen uns, die wir so geringen Ursprungs sind, oft Königreiche nicht genügen? Br. 20.

VII.

Der Weise ist auf Alles gefaßt.

8. Ruhe des Gemüths.

Sehr bedeutsam ist das Gemälde, in welchem Sextius ein Heer schilderte, welches in Schlachtordnung aufgestellt, weil ihm der Feind von allen Seiten droht, in einem Viereck dahin zieht.

Eben so muß, wie Sextius spricht, der Weise und Tugendhafte thun; er muß alle Tugenden nach allen Seiten hin entfalten, damit er, wo auch der Feind hereinbreche, ohne Unordnung, geschützt stehe.

Nur die Thorheit stehet von Vorn und von Hinten in Furcht und zittert auf beiden Flanken, so daß sie selbst ihre Freunde für Feinde ansieht.

Der Weise aber ist auf jeden Ueberfall gerüstet und immer auf seiner Hut. Möge ihn Armuth, Leid, Schande, Schmerz anfallen, er weicht keinen Schritt zurück. Unerschrocken geht er Allem entgegen, während Andere auf vielerlei Weise gebunden und geschwächt werden.

Warum hält uns doch die Thorheit so fest umfangen? Erstens weil wir sie nicht tapfer zurückweisen und aus allen Kräften unserem Wohle nachstreben, dann weil wir den Lehren weiser Männer nicht genug Glauben beimessen, und nur die Zeit, die uns von Sünde übrig bleibt, dem Erforschen der Wahrheit, unserer Veredelung zu wenden, fast nie auf den Grund dringen, sondern auf der Oberfläche haften bleiben.

Ich will Dich lehren, wie Du inne werden kannst, ob Du ein wahrhaft Weiser seiest? ein Weiser, der froh, heiter, ruhig und unerschüttert gleichsam mit der Gottheit wandelt.

Wenn Du niemals traurig bist, wenn keine übermäßige Hoffnung Dein Gemüthe trübt, wenn Tag und Nacht Deine Seele sich gleich, wohlgemuth und mit sich selbst zufrieden ist: dann hast Du dieses höchste Gut gefunden.

Gedenke also daran, daß eine sich stets gleichbleibende Zufriedenheit die Frucht der Weisheit sei.

Die Seele des Weisen gleicht der Welt über dem Monde die in beständiger Heiterkeit ruht.

Ein Weiser ist nie ohne Freude, denn seine Freude entspringt aus dem Bewußtsein der Tugend.

Man muß standhaft, man muß gerecht, man muß mäßig sein. Sonst kann man keine Heiterkeit haben.

Wie? haben denn also die Thoren und Gottlosen gar keine Freude?

Keine andere, als etwa der Löwe, wenn er einen Raub erhascht. Durch Schwelgereien und Ausschweifungen ermüdet, klagen sie, wie jene Virgilianischen Verse sprechen:

Denn Dir ist es bekannt, wie wir in falscher Freude
die letzte Nacht verbracht!

Nur die Freude, welche die Gottheit und die genießen, welche ihr nachfolgen, wird nie unterbrochen, höret niemals auf. Sie würde nur dann aufhören, wenn sie erborgt wäre. Allein hier heißt es: Was das Schicksal mir nicht gegeben hat, das kann es auch nicht rauben. Br. 59.

Alles Unerwartete drückt so viel tiefer; die Neuheit vermehrt das Gewicht der Trübsale, und es giebt keinen Menschen, dessen Schmerz nicht durch das Erstaunliche heftiger würde.

Es sollte uns daher nichts unvermuthet kommen; wir sollten uns im Geiste Alles im voraus vorstellen, und an Alles gedenken, was geschehen kann.

Denn welches Glück steht so sicher, daß es nicht durch das Schicksal, sobald es will, umgestoßen werden könnte? Je glänzender und scheinbarer es ist, desto heftiger wird es vom Unglück angefallen und erschüttert werden! Ist wohl Etwas, das dem Unglück zu hoch oder zu schwer wäre?

Bald gebraucht es gegen uns selbst uns're eig'nen Hände, bald, stark genug in sich selbst, bereitet es uns Gefahren, die wir nicht kennen. Es macht keine Ausnahme mit der Zeit, und selbst unsere Freuden werden Quellen der Schmerzen.

Ein Krieg erhebt sich mitten im Frieden, und öfter wird das, worinnen wir Sicherheit suchten, die Ursache unserer Furcht. Freunde verkehren sich in Feinde und aus Bundesgenossen werden Gegner. Ein ruhiger Sommertag wird nicht selten in ein plötzliches und mehr als wintermäßiges Ungewitter verwandelt.

Wir erdulden oft Feindseligkeiten ohne Feinde, und fehlt es uns an Widerwärtigkeiten, so finden wir selbst im Uebermaße unseres Glücks den Stoff dazu.

Auch die Mäßigsten werden von Krankheiten und die Stärksten von der Schwindsucht befallen; die Unschuldigsten und die Eingezogsten werden in Untersuchungen verwickelt.

Immer trägt sich etwas Neues zu, wodurch das Schicksal, aus dem Schlummer geweckt, uns seine Gewalt fühlen läßt. Was seit einer langen Reihe von Jahren durch unsägliche Arbeit unter dem Schutze der Gottheit aufgebaut worden, vernichtet und zerstreut oft ein einziger Tag, ja derjenige räumt dem Unglücke zu viel Zeit ein, der ihm einen Tag giebt. Eine Stunde, ein Augenblick, sind genug, die mächtigsten Reiche zu zerstören.

Es würde für unsere Schwachheit und Hinfälligkeit ein Trost sein, wenn Alles so langsam wieder verginge, als es zu Stande gebracht würde. Nun aber gehet es nur langsam mit dem Wachsthume, die Zerstörung aber stürmt spornstreichs heran.

Weder ein Privatleben, noch ein öffentliches Wesen hat einigen Bestand. Das Schicksal sowohl der Menschen, als der Städte, dreht sich fortwährend im Kreise.

Mitten in der größten Ruhe ist der Schrecken da, und während uns von Außen Alles sicher zu sein deucht, bricht das Unglück da herein, wo man es am mindesten fürchtete.

Reiche, welche in auswärtigen und einheimischen Kriegen sich aufrecht erhalten hatten, gehen zu Grunde, ohne daß irgend Jemand sich an denselben reibt.

Darum soll man an Alles denken, damit das Gemüth gegen Alles sich stähle, was geschehen kann. Man soll sich Verbannung, Folterbänke, Krieg, Krankheiten und Schiffbrüche vorstellen. Ein Zufall kann uns dem Vaterlande, das Vaterland uns rauben; kann uns in Wüsteneien versetzen, und Orte, wo man jetzt im Gedränge ersticken möchte, in Einöden verwandeln.

Man soll das menschliche Schicksal überhaupt immer vor Augen haben und nicht blos an das denken, was häufig geschieht, sondern geschehen kann, wenn man, wenn unerwartete Unglücksschläge uns treffen, nicht erliegen, und über das Neue ungewöhnlicher Fälle in Entsetzen gerathen will.

Es wird ja wohl die Zeit kommen, da alle Spuren ausgetilgt sein werden von den Städten, welche man jetzt prächtig und berühmt nennt, so daß Nichts übrig ist, woraus man abnehmen könnte, daß dieselben jemals gewesen sind.

Denn nicht nur die Werke von Menschen Händearbeit vergehen, nicht nur das, was Fleiß und Kunst zu Stande gebracht hat, wird durch die Zeit vernichtet: auch die höchsten Berge sinken ein und ganze Landschaften verschwinden. Was weit vom Anblicke des Meeres entfernt stand, ist mit Wellen bedeckt. Das Feuer hat die Berge, von denen es seinen Schein hatte, verwüstet und den Trost und die Werke der Erbauer verzehrt und dem Sande gleich gemacht.

Alles, was stehet, muß fallen; Alles muß vergehen, sei es nun, daß eine innerliche Gewalt oder die verschlossenen Winde das schwere Gewicht abwerfen, das sie gefangen hält, oder sei es, daß verborgene mächtige Ströme Alles durchbrechen, was ihnen widerstehet, oder sei es, daß die Wuth der Elemente den Erdboden borsten macht; oder sei es, daß das Alter, dem Nichts wiederstehet, Alles allmählig verzehrt.

Alle Arten von Schicksalen zu erzählen, ist zu weitläufig. Das aber weiß ich, daß alle Werke der Sterblichen der Vergänglichkeit unterworfen sind und Alles dahinschwinden werde, was um und neben uns besteht.

Oft macht aber auch ein erlittener Unfall einem bessern Glücke Raum. Vieles ist gefallen, damit es größer und schöner wieder erstehe.

Möchte doch unser Geist dadurch bewogen werden, sein Schicksal zu erkennen und geduldig zu ertragen! möchte er dadurch lernen, daß es Nichts gebe, was der Herrschaft des Schicksals nicht unterworfen wäre! daß das Schicksal eben so viel Gewalt über ganze Reiche und ihre Beherrscher, als über Städte und ihre Einwohner habe!

Man darf darüber nicht entrüstet werden. In der Welt, welche wir betreten haben, waltet einmal dieses Gesetz.

Da Alle, vom Niedrigsten bis zum Höchsten, diesem Gesetze gehorchen müssen, so laßt uns mit dem Schicksale uns versöhnen, welches endlich Alles auflös't.

Unsere Asche machet uns Alle gleich. Wohl werden wir unähnlich geboren; der Tod jedoch hebt jeden Unterschied hinweg.

Der Stifter aller menschlichen Rechte hat uns nur so lange durch Geburt und berühmte Namen ausgezeichnet, als wir hier weilen. Sobald sich das Ende der Sterblichen nahet, spricht er: Hinweg mit allem Stolze! Alle, welche die Erde deckt, sollen einerlei Gesetz haben!

Wir Alle haben ein gleiches Schicksal zu erdulden. Keiner kann auf den morgenden Tag sichere Rechnung machen. Die Natur spricht zu uns: Alles, worüber Du Dich beklagst, ist einem Jedem in gleichem Maaße zugemessen! Man kann es Niemanden leichter machen. Nur, wer selbst will, kann sein Schicksal sich mildern — durch Gelassenheit oder Ergebung! Br. 91.

Unglücklich ist jedes Gemüth und elend vor der Zeit, das sich immer um die Zukunft quält und sorgt, wie es dem, was sein Glück ausmacht, eine Dauer bis an sein Ende sichern könne. Denn dasselbe wird niemals Ruhe finden, und in der Sorge für die Zukunft den Genuß der Gegenwart verlieren.

Es ist gleichviel, ob ich Etwas wirklich verliere oder zu verlieren stets befürchte.

Ich will hiermit in keiner Hinsicht die Sorglosigkeit empfehlen.

Aber das ist meine Meinung: Suche das, was wirklich zu fürchten ist, abzuwenden, und was vorausgesehen werden kann, durch Bedacht auch vorauszusehen. Habe Acht auf das, was Dir schädlich werden kann, und erspähe es lange zuvor, ehe es kömmt. Zuversicht (auf Dich selbst und die Gottheit) und ein gegen die Widerwärtigkeiten des Lebens gestählter Geist werden Dir hierbei kräftig zu Statten kommen.

Wer das Unglück zu ertragen weiß, vermag solches (oft) auch zu verhüten; im äußersten Falle kann da, wo die Ruhe wohnt, kein Aufruhr statt finden.

Nichts macht elender und ist zugleich thörigter, als sich lange zuvor der Furcht vor der Zukunft (und ihren Uebeln) zu überlassen. Welcher Unsinn ist es, sich selbst sein Unglück als Anführer an die Spitze zu stellen!

Daß ich endlich meine Gedanken kurz zusammenfasse und Dir ein vollständiges Bild der unruhvollen, sich selbst quälenden Menschen gebe, die sich mit steten Sorgen um das Zukünftige abhärmen, so wisse, daß diese eben so wenig in

ihrem Unglücke, als vorher in ihrem Glücke sich zu mäßigen wissen. Wer sich Sorge macht, ehe es nöthig ist, bekümmert sich mehr, als er Ursache hat. Denn dieselbe Schwäche, welche ihn hindert, seinen Schmerz zu erwarten, hindert ihn auch, denselben standhaft zu ertragen. Vermöge der Unmäßigkeit, welcher er sich hingiebt, täuscht er sich mit der Einbildung, daß das Glück, dessen er sich freut, von sich'rer Dauer sei, ja fortwährend zunehmen müsse, und sieht nicht, daß das Glücksrad jedes Menschen sich fortwährend herum drehe.

Alles, was es auch sei, wovon man Dich Herr nennt (mit Ausnahme der Weisheit und Tugend), ist blos bei Dir, aber nicht Dein Eigenthum. Ein selbst unbeständiges Wesen kann nichts Beständiges, ein selbst gebrechliches Wesen nichts Ewiges und Unzerstörbares besitzen.

Das Gesetz der eisernen Nothwendigkeit gebietet, daß Alles vergehe. Selbst dies aber muß uns zum Troste gereichen und stark machen, das mit willigem Herzen zu verlieren, was einmal doch vergehen muß. Dabei ist es ein großes Erleichterungsmittel unter unsern Verlusten, daß wir das Verlorene in unserm Andenken doch festhalten können, und Nichts uns zu hindern vermag, die Früchte zu bewahren, welche wir von demselben genossen haben.

Dieses Andenken kann uns keine Macht der Welt rauben. Das Schicksal kann uns wohl einen Gegenstand, nimmer aber den Nießbrauch desselben entreißen. Nur wenn wir das Andenken und den Nießbrauch nicht selbst festhalten, kann dasselbe verloren gehen.

Br. 98.

Unsere Natur ist so weise eingerichtet, wenn wir nur an ihr festhalten wollen.

Die Natur hat dafür gesorgt, daß es, um glücklich zu leben, nicht vieler äußerlicher Dinge bedarf.

Ein Jeder kann sich glücklich machen.

Was die zufälligen Umstände vermögen, will nicht viel bedeuten.

Günstige Umstände machen den Weisen nicht stolz; ungünstige schlagen ihn nicht nieder!

Er vertraut auf sich selbst; sucht alle Freude in seinem Innern.

Das Schicksal setzt nur denen hart zu, die es plötzlich überfällt.

Wer immer darauf gefaßt ist, nimmt es leicht damit auf.

Auch des Feindes Angriff schlägt ja diejenigen zu Boden, welche unvermuthet überrascht werden.

Wer dagegen auf einen kommenden Krieg im Frieden sich gefaßt macht, fängt wohlgeordnet und bereitet den ersten Streich auf, der am meisten in Verwirrung setzt.

Ich habe dem Glücke niemals getraut.

Ich habe zwischen seinen Geschenken und mir eine große Kluft befestigt, so daß es dieselbe immer wohl achten, jedoch nicht von mir losreißen konnte.

Nur denen zieht das Unglück Verluste zu, die das Glück getäuscht hat.

Wen aber das Glück nicht übermüthig macht, den beugt auch sein Wechsel nicht.

Seine Kraft ist schon erprobt; er setzt ein unüberwindliches Herz entgegen.

Mitten im Glücke prüfte er sich, was er gegen das Unglück vermöge.

Trostschr. an seine Mutter Helvia, Cp. 5.

VIII.

Weisheit, die beste Schutzwehr unter dem Wechsel des Glücks.

Vgl. Ruhe des Gemüths X.

Was kann die bloße Zurückgezogenheit von der Welt nützen, da die Veranlassungen zu Bekümmernissen uns bis jenseits des Meeres folgen? Giebt es wohl eine Höhle, in welche die Furcht vor dem Tode nicht eindränge? Oder welche Ruhe steht so verschanzt, daß nicht der Schmerz dieselbe erschüttern könnte? Wohin immer Du Dich auch verbergen magst, die menschlichen Plagen werden Dich doch beunruhigen. So Vieles liegt außer uns, was uns zu betrügen und zu überfallen sucht; so Vieles in uns, was uns mitten in der Einsamkeit in tiefe Gährung setzt.

Wir müssen die Weisheit (Philosophie) zu unserer Schutzwehr wählen. Sie ist eine unüberwindliche Mauer, welche das Schicksal mit all seinen Geschossen nicht zu überwältigen vermag. Das Gemüth, das ihr sich ergiebt, befindet

sich auf einem Schlosse, einem unüberwindlichen Orte, wo unterhalb alle Pfeile niederfallen. Das Schicksal hat keine so langen Hände, als man gewöhnlich glaubt. Es kann Keinem Etwas anhaben, der nicht dem Glücke nachhängt.

Daher laß uns von demselben so weit zurückweichen, als wir können, wozu uns die Erkenntniß unserer und der Natur (Weisheit) verhelfen kann.

Man muß wissen, wozu man bestimmt ist, und woher man seinen Ursprung hat; was (wahrhaft) gut und schädlich sei; was man zu begehren und zu vermeiden habe; was es für eine Bewandniß habe mit der Vernunft, die uns beides unterscheiden lehrt, die Raserei der Begierden zähmt und der Grausamkeit der Furcht Einhalt thut. Br. 82.

IX.

Die Unantastbarkeit des Weisen und Tugendhaften.

Es ist Nichts in der Welt so heilig, was nicht ein Frevler antasten könnte. Aber darum ist das Göttliche nicht minder erhaben. Unverwundbar ist nicht das, wogegen kein Schlag geschieht, sondern, was dadurch nicht verletzt wird.

Und das ist das Kennzeichen des Weisen und Tugendhaften.

Es ist eine zuverlässigere Stärke, wenn man nicht überwunden, als wenn man nicht angegriffen wird. Eine unerprobte Kraft ist zweifelhaft. Die Festigkeit aber gilt als die sicherste, an der alle Angriffe abprallen, wie nicht der ein Held ist, der unter thatenlosen Völkern in gewohnter Friedensruhe dahin lebt, sondern der, welchen weder Kriege zu unterjochen, noch eine anrückende Feindesmacht zu schrecken vermögen.

In diesem Sinne aber ist der Weise und Tugendhafte keiner Beeinträchtigung unterworfen. Was liegt daran, daß noch so viele Geschosse gegen ihn geschleudert werden? Er ist fest gegen Alle. Man wird ihm Beleidigungen anzuthun wohl versuchen. Aber diese werden nicht an ihn reichen, denn er ist durch eine zu große Kluft vor der Berührung mit dem geschützt, was unter ihm steht. Mögen Gewaltige und Machthaber ihm zu schaden suchen, oder gemeine Bosheit ihn lästern, alle Anläufe werden, ehe sie ihn erreichen, ihre Kraft verlieren, wie die Geschosse, die mit der Sehne in die Höhe geschleudert werden, ob sie auch über unsern Gesichtskreis hinaufdringen, dennoch wieder sich umwenden, ohne den Himmel erreicht zu haben. Oder könnte man meinen, daß, da der wahnwitze König Xerxes meinte, durch die Menge der Pfeile, welche sein ungeheures Heer abschoß, das Tageslicht verdunkeln zu können, ein einziger Pfeil bis zur Sonne empor gedrungen sei? oder daß Er Neptun gefesselt habe, da Er Ketten in die Tiefe des Meeres senkte?

Die Tugend allein ist des Weisen wahres Besitzthum, das ihm nicht entrissen werden kann, ob man ihn auch noch

mehr lästere, noch unerbittlicher verfolge. Das Schicksal kann nichts nehmen, was es nicht gegeben. Tugend aber wird nicht von dem Schicksal geschenkt, sondern durch eigene Kraft errungen.

Wie das Himmlische von Menschenhänden nicht erreicht wird, die nur Tempel zerstören, oder die Götterbilder in Feuer schmelzen, so ist auch das, was man gegen den Weisen und Frommen im Frevelsinn versucht, immer vergeblich.

Gleichwie gewisse Steine eine überwindliche Härte gegen Stahl und Eisen besitzen, und der Demant nicht geschnitten, noch zerhauen, noch abgerieben werden kann, sondern Alles, was ihn anpacken will, freiweg abstumpft; gleichwie manches Andere durch Feuer nicht verzehrt werden kann, sondern, von Flammen umlodert, seine starre Natur und Gewalt bewahrt; gleichwie an der in die See geworfenen Klippe die Meereswogen sich brechen, und sie, so viele Jahrhunderte von den Fluthen gepeitscht, auch nicht eine Spur all jenes Tobens sehen läßt: so ist des Weisen und Tugendhaften Seele fest und hat so viele Stärke gesammelt, daß sie vor Beeinträchtigungen völlig sicher ist.

Das, was den Weisen und Tugendhaften deckt, die Weisheit der Tugend, ist sicher vor Brand und Sturm. Es bietet keinen Eingang dar. Hoch erhaben, ist's nicht zu erglimmen, der Gottheit gleich!

Die Unerschütterlichkeit des Weisen rc. Cap. 1—6.

Die Schlechtigkeit ist nicht stärker, als die Tugend. Beleidigung gegen die Guten wird einzig von den Schlechten versucht. Die Guten haben unter einander Friede.

Der Weise reihet sich an die Götter an, ja er ist, sehen wir von seiner Sterblichkeit ab, der Gottheit ähnlich.

Strebend und seinen Lauf richtend nach dem Erhabenen, Geordneten, Unerschütterlichen, in gleichmäßiger, ungehinderter Bahn Verlaufenden, Sichern, Wohlthätigen, wird er, ein Segen der Welt, sich und Andern zum Heile, nichts Niedriges wollen, Nichts beweinen, weil er, auf Vernunft gestützt, göttlichen Sinnes durch die Geschicke der Menschheit hindurchwandelt.

Es giebt Nichts, woher ihm Beeinträchtigung kommen könnte, von keinem Menschen, nein, selbst vom Schicksale nicht, das, so oft es mit der Tugend den Kampf wagte, nie davon kam, ohne zu erliegen.

Wenn wir diese höchste Idee, über die keines Gesetzes Grimm, keines wüthenden Tyrannen Drohung, keines Schicksals Macht, hinaus kann, in der ruhigen, gelassenen Seele bewahren und die Ueberzeugung festhalten, daß der Tod kein Uebel sei: so werden wir viel leichter alles Uebrige ertragen.

Können uns aber Beeinträchtigungen durch das Schicksal nicht aus dem Geleise bringen, wie viel weniger die durch Menschen, die nur die Handlungen des Schicksals sind.

Von der Unerschütterlichkeit d. Weisen. Cp. 7—9.

Ich habe mich, sagt ein Socrates oder wer sonst, gegen menschliche Zufälle so verwahrt, daß ich mein eigener Herr sei, ich habe mich in Nichts mehr festzuhalten gesucht, als daß

ich meinen Lebensgang nicht nach dem Wahne der Menge einrichtete.

Bringet von überall her Eure gewohnten Worte, ich werde es nicht ansehen, als schmähet Ihr, sondern als schrieen elende Kinder. Es ist mir um Eurer Achtung nicht um meinetwegen zu thun, sondern um Euretwillen.

Die Tugend hassen und betasten, heißt: sich selbst aufgeben.

Ihr thut nicht mir ein Leid, so wenig als den Göttern die, welche die Altäre derselben umstürzen.

Sehet Socrates von jenem Kerker aus, den er durch sein Hineintreten geheiligt und zu höhern Ehren gebracht hat, als jede Curie! Er ruft Euch zu: Was ist das für ein Wahnsinn? Was ist das für ein Wesen, Göttern und Menschen gehässig, — daß Ihr die Tugend verunehrt und mit gottlosen Reden an dem Heiligen frevelt?

Wenn Ihr es könnt, so preiset die Edlen; — wo nicht, so lasset sie gehen.

Glaubt die Menge ihre verworfene Frechheit nicht verlassen zu müssen, so tobe Einer gegen den Andern!

Wenn Ihr gegen das Himmlische raset, so will ich nicht sagen: Ihr begehet gegen die über Euch hocherhabenen Götter einen Frevel — Ihr erreichet sie nicht! — aber Ihr macht Euch vergebliche Mühe.

Es war eine Zeit, wo Aristophanes (dessen Werke 96, 129) mich zum Gegenstande seines Witzes machte. Doch verherrlicht ward meine Tugend gerade durch diese Angriffe. Denn es gereicht ihr zur Verherrlichung, an's Licht geführt und geprüft zu werden.

Des Kiesels Härte kennt Niemand besser, als wer darauf schlägt.

Ich will nichts anders sein, als ein vereinzelter Fels auf seichtem Meeresgrunde, an welchem die Wogen vergebens anprallen!

Machet es nie Plato zum Vorwurfe, daß er Geld verlangte, Aristoteles, daß er Geld annahm, Democrit, daß er nichts darauf hielt, Epicur, daß er es verbrauchte! O, wie wär' das Volk doch in der That glücklich zu preisen, wenn dasselbe es erst dahin gebracht hätte, daß es die Fehler seiner großen Männer nachahmte!

Vom seligen Leben, Cap. 27.

X.

Die Ruhe des Gemüthes.

Es giebt nichts Erhabeneres, Göttergleicheres, als die Festigkeit des Gemüthes, welche die Griechen Wohlgemuthheit nennen, den Zustand, in welchem die Seele immer und unter allen Verhältnissen des Lebens ihren gleichmäßigen und ungestörten Gang geht, mit sich selbst zufrieden, in ihr Inneres mit Freuden schaut, unter jedem Wechsel des Schicksals stets in dieser Gelassenheit bleibt, ohne sich zu erheben oder herabstimmen zu lassen, und es kann daher keine Frage wichtiger sein, als die: Wie vermag man es dahin zu bringen?

Hier aber müssen wir, um dieselbe erstreben zu können, zunächst die Ursachen der Gemüthsunruhe zu erkennen suchen; es ist nothwendig, das Uebel an das Licht zu ziehen, um die Heilmittel dagegen zu finden.

Die Ursachen der Gemüthsunruhe aber, des größten Uebels, was den Menschen beugen kann, sind vornehmlich:

1) Wankelmuth und Sucht nach Veränderung,
2) Trägheit,
3) Begehrlichkeit,
4) Neid über das Glück Anderer,
5) Widerwillen gegen das Vorhandene und Bestehende.

Es sind Alle in gleicher unglücklicher Lage, Alle in Gefahr der Gemüthsunruhe, eben so wohl die, welche unzufrieden in glänzender als in dürftiger Lage leben, eben so wohl die, welche Mangel an Festigkeit, Ueberdruß, Wankelmuth plagt, denen immer das besser gefällt, was sie aufgegeben hatten, als auch die, welche unruhig sind in langer Weile, und die, welche ihre Lebensverhältnisse unaufhörlich abändern wollen, oder nicht abändern, was sie abändern sollten, und mithin, aus Mangel an Thatkraft, nicht leben, wie sie wollen, sondern wie sie's nun einmal angefangen haben; in gleicher Lage befinden sich die, welche mit sich selbst unzufrieden sind, weil ihr Gemüth in ungeordnetem Zustande sich befindet, dabei von Begierden ohne Selbstvertrauen und ohne die rechte Befriedigung hin und hergetrieben werden, und entweder nicht wagen, was sie wünschen, oder es nicht erreichen, ihren Wünschen still brütend nachhängen und sich träge der Erwartung hingeben.

Ihr ganzes Leben ist ein Schweben, wobei sie sich an unehrbare und schwierige Dinge halten; ihre Mühe ist ohne Gewinn, sie peinigt die fruchtlose Selbsterniedrigung, und das ist ihr Leid, nicht daß sie das Schlechte, sondern daß sie es vergebens gewollt haben. Dann erfaßt sie Reue, solches begonnen zu haben, und Aengstlichkeit, wenn sie Etwas von Neuem beginnen, es beschleicht sie in Folge davon jenes Schwanken einer Seele, die nirgends hinaussieht, weil sie ihren Begierden weder zu gebieten, noch nachzugeben Kraft hat, es tritt jener Stillstand des Lebens ein, das zu keiner Entscheidung mehr kommen kann, und mit demselben die Thatenlosigkeit eines in vereitelten Wünschen ersterbenden Gemüths.

Das Alles aber wird in dem Maaße schlimmer, als solche Unglückliche, im Verdruß über das Mißgeschick, welches sie verfolgte, zur Entfernung von Geschäften ihre Zuflucht nehmen und sich in eine einsame Lage zurückziehen, in welcher jeder Reiz des Lebens mangelt, und sie sich selbst ein Gegenstand des Widerwillens werden.

Daher denn jener Ueberdruß und das Schwanken einer Seele, die nirgends einen Ruhepunkt findet, diese Lage, die so widrig, so unausstehlich ist, in welcher, wenn man den Grund seiner Verstimmung zu gestehen sich schämt und das Ehrgefühl seine Folterwerkzeuge an das Innere legt, die eng eingeschlossenen Leidenschaften, die sich nicht auslassen können, sich selbst abwürgen.

Daher denn das Abhärmen und Hinwelken, das tausendfältige Ueberfluthen eines Gemüths, welches nicht weiß, was es will, das bei jedem Beginnen gespannt, bei jedem Mißlingen niedergeschlagen ist, jener Zustand, daß man seine Ruhe verwünscht; daher die Scheelsucht, wenn Andere sich heben.

Denn die Mißgunst findet Rechnung in dem heillosen Nichtsthun, wobei man wünscht, daß — Alle hinabgedrückt werden, weil man sich selbst nicht heben konnte. Und in dieser Abneigung gegen das Fortschreiten Anderer, und weil man an dem eigenen verzweifelt, zürnt dann das Gemüth auf das Schicksal und klagt über den Weltlauf und käuet seine eigene Strafe wieder und stürzt sich in Unzufriedenheit und verdrüßliches Wesen.

Was kann es nützen, daß man wider solches lange Zerstreuung und Hilfe im Reisen sucht? Da man sich selber doch nicht entflieht, wie Lucretius sagt:

„Also flieht vor sich selbst ein Jeglicher stets! —
Er geht mit und läßt nicht ab der lästige Begleiter."

Nicht an den Orten liegt der Fehler, der uns drückt, sondern an uns selbst.

Das hat schon Manchem zum — Tode getrieben.

Aber, was giebt es für solchen Lebensüberdruß für Heilmittel? —

* * *

1) Das Beste ist, wie Athenodorus *) sagt, wenn man sich in Geschäfte und Staatsangelegenheiten wirft und sich in Thätigkeit versetzt und erhält.

Denn, so wie Manche in Sonnenglut oder Abhärtung und sorgfältiger Uebung des Körpers den Tag hinbringen, sollte es nicht auf gleiche Weise für uns, die wir uns doch einmal in's Gewühl des bürgerlichen Lebens einlassen wollen, am Besten sein, daß wir uns in Thätigkeit erhalten?

Indessen,

2) sofern in öffentlicher Thätigkeit bald mehr Hinderndes, als Günstiges sich einstellt, so daß das Gemüth auch hier seinen Frieden nicht findet, so muß man sich, wenn dies eintritt, zurückziehen, eingedenk, daß eine große Seele auch im häuslichen Leben Gelegenheit zu ihrer Entwickelung finden wird.

Denn es ist nicht blos der dem Staate nützlich, der hier unmittelbar eingreift, sondern auch der, welcher vom Kreise seines häuslichen Lebens aus für das Wohl desselben zu wirken sich bemüht; nicht nur der, welcher Angeschuldigte in Schutz nimmt, und über Krieg und Frieden seine Stimme abgiebt, sondern auch der, welcher die Keime der Tugend in die Gemüther der Jugend pflanzt, oder die, welche nach Geld und Genuß rennen und jagen, ergreift und zurückzieht oder, wenn das nicht möglich, wenigstens aufhält, trägt zum Wohl des Ganzen bei.

---

*) Wahrscheinlich Athenodorus Cordylio von Tarsus, Vorsteher der Bibliothek zu Pergamus.

Oder —, hat etwa derjenige mehr Verdienst, der unter Fremden und Bürgern, oder als Prätor der Stadt Rechtsaussprüche ertheilt, als der, welcher lehrt, was Gerechtigkeit sei, was Frömmigkeit, was Geduld, was Charakterstärke, was Todesverachtung, was Gotterkenntniß, und wie ein gutes Gewissen ein Gut sei, bei dem man Nichts nach Lohn frage.

Es leistet ja nicht nur derjenige Kriegsdienste, welcher in der Schlachtreihe steht auf dem rechten oder linken Flügel, sondern auch, wer die Thore bewacht und das Zeughaus bedient.

Auch das ruhmlose Verdienst bleibt nie im Verborgenen, sondern schickt irgend Etwas in die Welt, daran man es erkenne, und wer es werth ist, findet es an seinen Spuren auf.

Dabei dürfen wir jedoch nicht allen Umgang aufgeben und der Menschen Gesellschaft nicht entsagen, um in uns selbst hineingekehrt zu leben, sonst kömmt es im Geleite dieser Zurückgezogenheit, die Alles Ringens ermangelt, daß wir nicht wissen, was wir thun sollen, und der Mensch geräth in nichtige Bestrebungen und Thorheiten, legt da ein Gebäude an, reißt dort eins nieder, will bald das Meer weiter hinausrücken, bald Schwierigkeiten zum Trotze Wasser heranleiten, das einemal geizt er mit der Zeit, das anderemal verschwendet er sie 2c.

3) Das Allerbeste aber — denn in den bisherigen Vorschriften hat Athenodorus den Umständen zu viel nachgegeben — ist und bleibt: — Abwechselung des Lebens in Geschäften mit der Ruhe, dergestalt,

daß man sich aus dem öffentlichen Wirken nicht zu schnell zurückziehe.

Ich will gar nicht läugnen, daß man zuweilen nachgeben müsse, aber nur je allmählig und die Fahne nicht vergebend, noch die Kriegsehre.

Man ist doch dem Feinde gegenüber ehrwürdiger und sicherer, wenn man mit den Waffen in der Hand zum Unterhandeln kommt.

So meine ich, muß es auch das Verdienst halten und wer darnach strebt.

Man muß nicht alsbald sich wegwenden und die Flucht ergreifen, einen Schlupfwinkel suchend, als ob es einen Ort gebe, wohin das Schicksal nicht nachdringen könnte, sondern sich lieber karger in die Geschäfte einlassen und mit Auswahl da und dort etwas vornehmen, wobei man dem Staat nützlich sein kann.

Will's Einem nicht gelingen, Kriegsdienste zu thun, so sehe er sich um nach Ehrenämtern; soll Jemand ohne öffentliche Stelle leben, so werde er Redner; darf er nicht reden, so stehe er als ein stummer Anwalt seinenen Mitbürgern bei; ist's gefahrvoll, das Forum zu betreten, und hat er die Wirksamkeit des Bürgers verloren, so übe er die des — Menschen ꝛc. — Oder wie? Meinst Du nicht, daß auch das Beispiel dessen nütze, der einer edlen Ruhe genießt?

Darum ist wohl das Beste, die Geschäftsthätigkeit mit Ruhe abwechseln zu lassen, wie unsere Wirksamkeit durch zufällige Hindernisse sowohl, als durch die Verhältnisse des Staats unterbrochen wird.

Ist ja doch niemals Alles so abgeschnitten, daß gar kein edles Handeln mehr möglich wäre!

4) Vor Allem aber müssen wir — wenn wir die Ruhe unseres Gemüthes bewahren wollen — in uns selbst hineinschauen und auf uns selbst und unsere Kräfte, auf die Geschäfte und auf die Menschen sehen, mit welchen wir es zu thun haben, und nur dahin soll ein Jeder sich wenden, wohin ihn das Maaß seiner Anlagen zieht.

In der Regel glauben wir mehr zu vermögen, als wir wirklich im Stande sind.

Es kommt aber nichts Gutes dabei heraus, wenn dem Geiste Zwang angethan wird, und wo die Natur nicht will, ist alle Arbeit umsonst.

5) Nichts vermag jedoch den Geist mehr zu erquicken, als treue und süße Freundschaft.

S. Freundschaft.

6) Am günstigsten für die Ruhe des Gemüths ist dabei ein beschränktes Vermögen.

S. Armuth und Reichthum.

7) Man vergesse nicht, in mißlichen Umständen das hervorzusuchen und in's Auge zu fassen, was dieselben erleichtern kann.

Ich setze den Fall, Du seiest in mißliche Lage gerathen und es habe Dir in öffentlichen oder häuslichen Angelegenheiten das Schicksal eine Schlinge gelegt, die Du weder lösen noch zerreißen kannst.

Hier bedenke, daß Gefesselten ihre Lasten anfangs freilich

beschwerlich sind: später aber, wenn sie sich vorgesetzt haben, sich, statt darüber zu fluchen, darein zu fügen, die Noth sie lehrt, die Banden mit Kraft, die Gewohnheit aber, sie mit Leichtigkeit zu ertragen.

Bei jeder Lebensweise wirst Du Ergötzlichkeiten, Erholungen und Vergnügungen finden, es wäre denn, daß Du Dein Leben lieber für geplagt halten, als beneidenswerth gestalten wolltest.

In keiner Hinsicht hat sich die Natur um uns verdienter gemacht, als darinnen, daß sie, wohl wissend, zu welcher Mühsal wir geboren wurden, als Linderungsmittel unserer Unfälle die Gewohnheit uns zur Seite stellte, wodurch sie das Schwerste uns ganz vertraut macht.

Es würde das Niemand aushalten, wenn die Fortdauer des Unglücks dieselbe Kraft hätte, als sein erster Anfall.

Wir alle sind mit dem Geschick zusammengekoppelt: diese an goldener und weiter, jene an kurzer und rostiger Kette.

Allein — was liegt daran?

Alle sind auf dieselbe Weise bewacht nnd umringt, und angebunden sind auch die, welche Andere angebunden halten.

Und warum solltest Du die eine Kette für leichter halten?

Den Einen fesseln Ehrenstellen; den Andern — Schätze. Manche drückt die vornehme Geburt; Manche die Niedrigkeit. Diesem hängt fremde Herrschaft über dem Haupte, jenem die eigene.

Das ganze Leben des Menschen ist ein — Sclavenstand.

Darum muß man sich in seine Lage gewöhnen (wenn man sie nicht verbessern kann), und — so wenig, als möglich darüber klagen, was sie aber Annehmliches hat, — erprüfen.

Nichts ist so bitter, wobei nicht ein gelassenes Gemüth Trost fände.

Halte Rechnung mit den Schwierigkeiten.

Es kann das Harte erweicht, das Enge erweitert werden.

Das Schwere drückt minder, wenn man es handsam zu fassen weiß.

Nicht minder nothwendig und heilsam zu Bewahrung der Gemüthsruhe ist,

8) daß man das Herz vor Begierden, besonders vor Neid gegen Höhergestellte sichere.

Man darf den Begierden kein weites Feld offen, sondern sie nur in die Nähe heraustreten lassen — ganz einschließen lassen sie sich ja doch nicht.

Lassen wir dabei gehen, was entweder unmöglich oder schwierig auszuführen ist, und halten uns an das Nahegelegene, was unserer Hoffnung sich darbietet.

Vergessen wir nicht, daß Alles gleich werthlos ist, von Außen verschiedene Gestalten zeigend, dem Innern gleich nichtig. —

Auch wollen wir ja die Höhergestellten nicht beneiden.

Was sich erhaben darstellt, ist schroff.

Jene, welche ein nicht wohlmeinendes Geschick auf das Schlüpfrige gestellt hat, werden sicherer sein, wenn sie einer Lage, in welcher Hochmuth natürlich ist, das zum Stolze versuchende Wesen abnehmen, und ihr Schicksal so viel als möglich auf das Ebene herabstellen.

Es giebt zwar Viele, die auf der ihnen angewiesenen Höhe sich nothwendig halten müssen, da sie von derselben, ohne zu stürzen, nicht herabkommen können; aber, sie werden's bezeugen, das eben dies ihre schwerste Last ist, daß sie Andern eine Last zu sein gezwungen sind, daß sie nicht frei schweben, sondern in die Höhe gebannt stehn.

Mögen sie durch Gerechtigkeit, durch Milde, durch humane Gesetzgebung, durch Wohlthätigkeit sich hinlänglich decken für ein glückliches Herabkommen, auf welches vertrauend, sie in ihrer schwankenden Lage sorgloser sein können.

Nichts jedoch wird sie in dem Maaße vor diesen Wogenspielen ihrer Seelen retten, als wenn sie stets ihrem Steigen ein Ziel setzen und es nicht der Willkür des Schicksals überlassen, wo es mit ihnen enden wolle, sondern sich selbst mahnen, entfernt von dem Aeußersten, einen Punkt des Stillstandes zu fassen.

Es dürfen wohl hier und da die Begierden den Muth schärfen, aber sie müssen eine Grenze haben und nicht in's Maaß des Ziellosen hineintreiben.

9) Zur Erhaltung der Gemüthsruhe müssen wir mit der Kraft des Weisen auf Alles uns gefaßt halten.

Der Weise braucht nicht ängstlich Schritt vor Schritt zu wandeln. Er besitzt schon so viel Selbstvertrauen, daß er

kein Bedenken trägt, dem Schicksale entgegenzutreten oder ihm das Feld zu räumen.

Es giebt keine Seite, von welcher er es fürchtete, da er nicht nur Besitzthum und Ehrenstellen, sondern auf seinen Körper, seine Augen und Hände, und was das Leben wünschenswerth machen mag, ja sich selbst unter die Dinge zählt, auf die man nicht rechnen darf, und also lebt, als ob er sich selbst nur geliehen wäre und sich ohne Murren hergeben müssen, wenn man ihn zurückfordert.

Er schlägt sich selbst deswegen keineswegs gering an, denn er weiß, daß er nicht sich selbst gehört, und thut Alles mit der Umsicht und Sorgfalt eines gewissenhaften und achtungswerthen Mannes, der Acht hat auf das, was seiner Treue anvertraut ward.

Wenn er sich aber wird zurückgeben müssen, so wird er nicht Klage erheben wider das Schicksal, sondern sprechen: „Habe Dank für das, was ich besaß und hatte. Um schweren Pacht zwar habe ich Dein Gut benutzt. Doch, weil Du's haben willst, so tret' ich's dankbar ab und willig. Solltest Du wollen, daß ich noch Etwas von Dir habe, so will ich's auch jetzt noch bewahren. Beliebt Dir's anders, so gebe ich das verarbeitete und geprägte Silber, Haus und Gesinde heim und setze Dich wieder in Dein Eigenthum ein!"

Fordert uns die Natur nun das ab, was sie uns zuerst dargeliehen, so werden wir auch zu dieser sprechen: „Nimm hin den Geist, edler, als Du ihn gegeben hast; ich zaudere nicht, entziehe mich nicht! Ich war schon darauf

gefaßt. Da hast Du nach meinem Willen, was Du mir gabst, ohne daß ich's merkte. Nimm es hin!" —

Zurückkehren, woher man gekommen, was ist daran Schweres?

Der lebt unwürdig, der nicht zu sterben weiß.

Vor Allem muß man daher den Tod nicht so hoch anschlagen, und das Leben unter die Sclavendienste rechnen.

Wer den Tod fürchtet, wird nie Etwas für ein Menschenleben thun.

Wer aber nicht vergißt, es sei ihm, zu sterben, sogleich bei seinem Entstehen bestimmt worden, der wird nach dieser Norm leben, und zugleich an der Hand der Weisheit es dahin bringen, daß ihm Nichts von dem, was kömmt, unerwartet ist; denn eben dadurch, daß er auf Alles, was kommen kann, als werde es wirklich kommen, hinsieht, wird er den Anfall jeglichen Uebels schwächen.

Ich wußte es schon, in was für eine sturmbewegte Hütte mich die Natur eingeschlossen. Ist doch schon so oft in meiner Ruhe ein Jammergeschrei aufgegangen, sind doch so oft schon an meiner Schwelle vorüber die Fackeln und Wachskerzen jungen Leichen vorangeschritten. Hat doch so oft schon das Krachen eines einstürzenden Gebäudes seinen tiefen Donner hören lassen. Viele von Denen, die mir eng verbunden waren, raffte der Tod hinweg und trennte die zum Freundesbunde verschlungenen Hände.

Darf ich mich wundern, wenn hier und da Gefahren zu mir treten, die mich von jeher umschwebten?

Es ist die Zahl der Menschen groß, die, wenn sie zu Schiffe gehen, an den Sturm nicht denken. Aber es ist, wie der Dichter sagt:

„Was Einen treffen kann, kann Jeden treffen!"

Wenn Jemand dies in's Innerste des Herzens nimmt, so wird er wohl auch alle Uebel, welche daran haften und die täglich in so ungeheurer Menge vorfallen, also ansehen, als ob sie einen freien Zugang zu ihm haben.

Es ist zu spät, wenn das Gemüth zum Bestehen der Gefahr erst nach dem Eintritt derselben gerüstet wird.

„Das habe ich nicht gemeint, daß dies geschehe; daß es so kommen würde, nein! das hätt' ich nie geglaubt!" sagt man.

Aber warum nicht?

Wo ist der Reichthum, dem nicht Armuth und Hunger und der Bettelstab auf der Ferse folgen dürfte? Wo ist das Amt, dessen Insignien nicht von Verbannung, Schmach und Verachtung begleitet sein könnten? Wo eine Königsherrschaft, für die kein Sturz, keine Zertrümmerung bereit stände?

Und die Zwischenräume sind da nicht groß, die Dieses und Jenes trennen, eine flüchtige Stunde liegt oft zwischen dem Königsthrone und dem Umfassen der Kniee des fremden Herrschers.

Darum halt' es im Herzen, daß jeder Zustand wandelbar ist, und daß das, was irgend Einem zustößt, auch Dich treffen könne.

S. **Der Weise ist auf Alles gefaßt.**

10) Wollen wir uns die Ruhe des Gemüths bewahren, so müssen wir nicht minder aber auch jede zweck- und ziellose Geschäftssucht, wie das Auflauern auf Stadtgespräche vermeiden, und

11) nie vergessen, daß das Schicksal unzuverlässig ist.

Wer sich in Vieles einläßt, der giebt sich auch in gleicher Weise dem Schicksale preis.

Es ist aber das Sicherste, mit demselben so wenig als möglich uns zu schaffen zu machen, übrigens unseres Verhältnisses zu ihm eingedenk zu sein und von ihm uns nichts Zuverlässiges zu versprechen.

12) Deshalb müssen wir uns zur Sicherung unserer Gemüthsruhe auch darinnen nachgiebig beweisen, daß wir nicht zu sehr an dem hängen, was wir uns vorgenommen haben, vielmehr uns in die Lagen fügen, in welche uns das Geschick versetzt.

Lassen wir uns nicht grauen vor solchen nothwendigen Veränderungen unserer Pläne und unserer Lage, jedoch eben so sehr uns vor Wankelmuth hüten, welcher unserer Ruhe nicht weniger ungünstig ist.

Der Gemüthsruhe ist beides hinderlich, sowohl wenn man nichts ändern kann, als wenn man sich in Nichts fügt.

Auf alle Fälle muß die Seele von allem Aeußerlichen absehen und in sich selbst einkehren, sich selbst vertrauen, in sich selbst Freude finden, ihre eigenen Güter achten, sich an sich selbst halten, Verluste nicht zu tief eingehen lassen, auch an Widerwärtigkeiten die beste Seite aufsuchen.

13) Eben so müssen wir unser Herz vor Menschenhaß bewahren, über eine Verkehrtheit der Menschen lieber lachen, als klagen, am besten aber die Fehler derselben mit Gelassenheit ertragen.

Sonst verdüstert sich die Seele, und es waltet eine Finsterniß, als ob alle Tugenden zu Grabe gegangen wären.

Wir müssen uns daher so stimmen, wie oben gesagt worden.

Um fremder Mängel willen sich quälen, ist ewiges Elend, an fremden Mängeln Lust haben, ist liebloses Vergnügen.

14) An dem traurigen Schicksale großer und edler Männer, wie z. B. des Socrates, dürfen wir keinen Anstoß nehmen, sondern wenn uns die Frage sich aufdrängt: Was habe ich zu hoffen, wenn die Besten das Schlimmste leiden? unser Augenmerk darauf richten, wie sie ihr Schicksal trugen. Unaufhörlich wollen wir die preisen, die des Preises werth sind. Je tapferer, desto glückseliger! Entronnen bist Du dem Loose der Sterblichen, dem Neide, der Krankheit; los bist Du Deiner Bande. Nicht daß Du ein elendes Geschick verdientest, war der Gottheit Meinung, sondern daß Du nicht verdientest, unter der Macht des Schicksals zu stehen.

15) Zur Gemüthsruhe trägt es unendlich viel bei, wenn wir, fern von Verstellung, uns geben, wie wir sind.

Denn das ewige Acht haben auf sich selbst ist ein Laster.

Dagegen die Natürlichkeit, die durch sich selbst schön ist, und dem Charakter keinen Mantel umhängt, wie viel Liebliches hat sie!

Die Tugend aber hat niemals zu besorgen, daß sie geringer gehalten werde, wenn sie bei'm Lichte besehen wird.

Außerdem ist der Unterschied zu beobachten, daß Unverstelltheit und Unvorsichtigkeit zweierlei sei. Vor letzterer müssen wir uns hüten.

16. Zur Erhaltung unserer Gemüthsruhe müssen wir beides verbinden und abwechseln lassen: Einsamkeit und Geselligkeit.

Die erstere erweckt eine Sehnsucht in uns nach Menschen, die letztere nach uns selbst. Eine hilft der Andern.

Den Haß gegen das Weltgewühl wird die Einsamkeit heilen; den Ueberdruß an der Einsamkeit das Weltgewühl.

Man darf den Geist nicht in derselben Anspannung erhalten, sondern sich auch der Heiterkeit hingeben.

Man muß dem Geiste Erholung gönnen.

So wird er, wenn er ausgeruhet hat, desto kräftiger und frischer sich erheben.

Wie man fruchtbaren Aeckern nicht Gewalt anthun darf — denn das unausgesetzte Früchtetragen wird sie bald erschöpfen —: so hemmet unausgesetzte Anstrengung den Aufschwung des Geistes. Der Geist aber wird wieder Kräfte gewinnen, wenn er sich erholt und erquickt hat.

Aus der unaufhörlichen Arbeit entsteht eine gewisse Abstumpfung und Abgeschlagenheit der Seele, und es würde nicht eine so mächtige Begierde im Menschen darnach streben, wenn im Spiel oder Scherz nicht eine natürliche Lust läge.

Doch darf der Genuß nicht unmäßig sein, da er sonst der Seele allen Ernst und alle Kraft raubt.

Ist doch auch der Schlaf zur Erholung nöthig.

Wolltest Du ihn aber Tag und Nacht fortsetzen, so wäre er — Tod.

Die Gesetzgeber haben Feiertage verordnet, damit die Leute in Masse zur Fröhlichkeit genöthigt wären.

Sie schoben damit zwischen die Arbeiten gleichsam eine nothwendige Abkühlung.

Auch große Männer setzten sich selbst für gewisse Tage in jedem Monate Ferien aus. Andere theilten jeden Tag zwischen Ruhe und Geschäfte, und hielten streng darauf.

Der Soldat theilt seine Wachen ein, und für die, welche von einer Unternehmung zurückkommen, ist die Nacht dienstfrei.

Man muß der Seele etwas zu Lieb' thun und ihr zu Zeiten Ruhe gestatten, die ihr zur Nahrung und Stärkung dient.

Darum sind auch freie Spaziergänge, Reisen und Ortsveränderungen, Zusammenspeisen mit Freunden nothwendig.

Unter dem offenem Himmel und in der weiten Luft stärkt und hebt sich der Geist.

Das vertreibt die Grillen und rüttelt das Gemüth in seinen Tiefen auf, ist ein Mittel gegen Krankheiten und Verstimmung.

Nur eine aufgeregte Seele kann etwas Großes und über das Gewöhnliche Erhabenes aussprechen.

Wenn sie, das Gemeine und Alltägliche verachtend, in heiliger Begeisterung sich in höhere Welten empor-

geschwungen, dann erst sagt sie Größeres, als ein sterblicher Mund.

Abweichen muß sie von Zeit zu Zeit von dem gewohnten Wege, aufwärts sich schwingen und in ihre Zügeln knirschen, und den, der sie lenken will, mit sich fortraffen, dahin ihn tragend, wohinauf zu steigen er für sich gezagt haben würde.

* * *

Das ist das, was die Ruhe des Gemüths sichern, was sie wieder herstellen und einschleichenden Schaden wehren kann.

Doch ist das Alles nicht stark genug für den, der sein schwaches Wesen beibehält, wofern nicht gespannte und anhaltende Aufmerksamkeit in das leichtirrende Herz beständig die Runde macht.

V. d. Gemüthsruhe.

XI.

Die Kunst, glücklich zu leben.

Glücklich zu leben, ist der Wunsch Aller.

Aber zu erkennen, was dazu gehöre, dazu fehlt die Einsicht.

Auch ist diese Weisheit eine gar nicht leichte Sache.

Darum zunächst: Was ist es, worauf man sein Streben zu richten hat, wenn man glücklich leben will?

Denn, so lange man unsicher dahin und dorthin schweift und, statt einem sicheren Führer zu folgen, dem verschieden klingenden Gelärme und Geschreie nachgeht, da geht über lauter Irregehen das Leben dahin, das — wie jeder Tag so laut und ernst uns mahn't — so unendlich — kurz ist.

Darum folge nicht der großen Menge, verfolge nicht den Weg, den man zu gehen pflegt, dem Thiere gleich, das der Schaar der Vorangehenden nacheilt, sondern sieh dich um nach einem kundigen Führer.

Es wird besser mit uns werden, wenn wir uns von dem großen Haufen abwenden.

Wenn es sich um das Glück des Lebens handelt, so darfst Du mir nicht, wie bei Abstimmungen im Senate, die Mehrzahl entgegen halten.

Es steht mit unserem Geschlechte nicht so gut, daß das Bessere der Mehrzahl gefiele. Ein großer Haufen ist ein Beweis vom Schlimmsten.

Wir müssen fragen: nicht nach dem, was am gewöhnlichsten geschehn? sondern: was am **Besten** gethan sei? Nicht, was dem großen Haufen gut dünke, dem, wo es Wahrheit gilt, keine Befähigung zur Entscheidung zusteht, sondern: was uns den Besitz eines dauernden Glückes wirklich sichere?

Dabei sehe ich weder auf Kronen, noch die Farbe der Kleider.

Ich kenne ein besseres und zuverlässigeres Licht.

Des Geistes Werth finde der Geist auf.

Dieser, wenn er in sich selbst einkehrt, wird, von sich selbst gefoltert, die Wahrheit gestehen und bekennen: „Was ich bisher gethan, — ich möchte es lieber ungeschehen machen! Wenn ich zurückdenke, was ich sprach, beneide ich die sprachlosen Thiere. Was ich gewünscht, kommt mir vor als ein Fluch von Feinden. Was ich fürchtete, — gute Götter, wie viel besser war es, als was ich wünschte!“

Darum will ich auf Etwas ausgehen, was die Probe hält, was nicht blos der täuschenden Außenseite nach gut, sondern wirklich gehaltvoll und bleibend ist.

Ich will nicht abirren von der — Natur; nach ihren Gesetzen und Beispielen will ich mich bilden.

Das ist Weisheit, die nicht trügt.

Glücklich ist nur das Leben, welches mit seiner Natur nicht im Widerspruche steht.

Dazu kann es jedoch nur gelangen, wenn vor Allem der Geist gesund, sowie auch kräftig und rüstig, zudem rein und gelassen und bereit ist, in die Umstände sich zu fügen und ohne ängstliche Sorge auf seinen Körper zu sehen, zwar die übrigen Dinge des Lebens nie zu vernachlässigen, jedoch auf Nichts einen großen Werth zu legen, und, ohne denselben fröhnend, die Gaben des Glücks empfahn.

Das höchste Gut [s. d.] ist ein das Zufällige geringschätzendes, mit seiner Tugend sich begnügendes Herz, oder: eine unüberwindliche Stärke der Seele, voll Einsicht, ruhig im Handeln, reich an Menschenliebe und Berücksichtigung derer, mit welchen man lebt; oder: derjenige Mensch ist glücklich, dem Nichts ein

Gut oder Uebel ist, als ein edles oder ein schlechtes Herz, der das sittlich Gute ehrt, die Tugend — über Alles achtet, den Zufälliges weder erhebt, noch niederschlägt, dem, die Wollust zu verachten, wahre Wollust ist. Ein glückliches Leben besteht darin, daß der Geist frei und hochgesinnt sei und unerschrocken und standhaft, von Furcht und Begierden unangefochten, dem es nur Ein Gut giebt, die — Sittlichkeit, nur Ein Uebel, die — Unsittlichkeit.

Nur wer diesen Grund in sich trägt, dem muß, sie mag wollen oder nicht, ungetrübte Heiterkeit zur Seite gehen, und innige Freudigkeit, stammend aus dem Innersten.

Wer dem Sinnengenusse unterworfen ist, der ist auch dem Schmerze unterworfen.

Mit jenem höchsten Gute aber ist eine ungestörte Ruhe und Freiheit verbunden, vor der Alles schwindet, was uns reizen oder schrecken kann; die Seele des Weisen und Tugendhaften umweht eine unangefochtene, sich gleich bleibende Freudigkeit; in ihr wohnt Friede und Harmonie und Hoheit mit Sanftmuth; denn rohes Wesen stammt nur aus — Schwäche.

Wer darum glücklich leben will, muß durch Gleichgültigkeit gegen das Schicksal sich losringen zur Freiheit.

Aber sind denn nicht auch die Steine und Thiere — glücklich, und die Menschen, die im Stumpfsinn dahin leben?

Nein! Es ist und bleibt ein großer Unterschied zwischen Mangel an Bewußtsein und Fühllosigkeit,

und der Erhabenheit über das Geschick durch die Vernunft und einer der Wahrheit gemäßen, würdigen Ansicht des Lebens.

Was aber den Sinnengenuß anlangt, mag derselbe von allen Seiten sich herandrängen, auf allen Wegen herbeiströmen, um unser Wesen in Unruhe zu versetzen: welcher Vernünftige sollte wohl begehren, Tag und Nacht sich dem Kitzel preis zu geben, um als Verräther an seinem Geiste dem Körper zu dienen!

Wenn man den Satz aufstellt: man kann nicht tugendhaft leben, ohne angenehm, und nicht angenehm, ohne tugendhaft zu leben, so sehe ich nicht ein, wie das, was so verschieden ist, wirklich vereinigt werden kann.

Nur erlaubten, edlen Freuden kann der Weise und Tugendhafte sein Herz öffnen.

Ein unsittliches Leben läßt die Tugend nicht zu.

Die niedere Sinnenlust findet ihren Tod, wenn sie den höchsten Genuß gewährt.

Es kann aber dasjenige nichts Wesentliches sein, was, wie sie, unter den Händen zerrinnt.

Man soll dem besten, würdigsten, nicht aber dem sinnlich angenehmsten Leben nachgehen, also daß das Vergnügen der rechtschaffenen Gesinnung nicht vorangeht, sondern im Gefolge derselben sich befindet.

Wir müssen den Gesetzen der Natur entsprechend, wir müssen naturgemäß leben.

Das aber geschieht nur, wenn wir die körperlichen Anlagen und was unsere natürlichen Bedürfnisse befriedigt, mit

Sorgfalt und ohne Aengstlichkeit beachten, als Etwas, was uns für die Zeit gegeben ist und vorübergeht; wenn wir nicht Sclaven der Sinnlichkeit würden.

Uneingenommen sei der Mann von Aeußerlichkeiten und nie davon überwältigt. Nichts dünke ihm größer, als er selbst. Er sei voll Zutrauen gegen sich und auf Glück und Unglück gerüstet, sein Leben selbst gestaltend.

Sein Selbstvertrauen sei nicht ohne Einsicht, seine Einsicht nicht ohne Festigkeit.

Bei dem, was er für recht erkannt hat, bleibe er stets, und von seinen Grundsätzen thue er nichts hinweg.

Es versteht sich, daß ein solcher Mann hochherzig sein müsse in menschenfreundlichen Thaten.

G e s u n d e V e r n u n f t ist mit seinem Wesen verwebt und von ihr muß Alles ausgehen.

Also richtet auch die Alles umfassende Natur und die Alles bedenkende Gottheit ihre Thätigkeit zwar nach Außen, kehrt jedoch immer wieder in sich selbst zurück.

Und also soll unser G e i s t gleichfalls thun.

Auf solche Weise wird er sich in den Besitz einer Macht und Gewalt setzen, die mit sich selbst harmonisch ist. Daraus aber wird jene irrthumsfreie Vernunftansicht hervorgehen, die keine Widersprüche zuläßt.

Wo die T u g e n d e n wohnen, da waltet U e b e r e i n s t i m m u n g. Z w i e t r a c h t findet sich blos bei den — L a s t e r n.

Das höchste Gut ruht im i n n e r s t e n B e w u ß t s e i n und dem W e s e n einer e d l e n S e e l e.

Ueber dieses hinaus giebt es Nichts, eben so wenig, wie Etwas, was über das Ende hinausgeht.

Die Tugend ist sich selbst ihr höchster Preis.

Nicht der Genuß, der im Geleite der Tugend geht, ist ihr Zweck, sondern die Mäßigung im Genusse ist Freude.

Du umfassest das Vergnügen; ich dämpfe es. Du genießest das Vergnügen; ich mache Gebrauch davon.

Das Vergnügen des Weisen ist in Schranken, bescheiden und fest, gedämpft und kaum äußerlich wahrzunehmen. Er läßt es in das Leben hineinkommen, wie Spiel und Scherz unter den Ernst.

Wohlan denn, die Tugend stehe oben an!

Dann ist die ganze Bahn sicher!

Zuviel Vergnügen ist schädlich.

Bei der Vernunft aber ist nicht zu besorgen, daß sie zu weit gehe.

Du hast eine auf die Vernunft gegründete Natur. Was kann Dir Besseres dargeboten werden, als — Vernunft.

Und wenn diese Gesellschaft Dir lieb ist, wenn Du in diesem Geleite gern einem glücklichen Leben zuwandelst: so gehe die Tugend — voran, das Vergnügen sei — Begleiter, schwebe gleich einem Schatten um den Körper.

Die Tugend, das Herrlichste, was es geben kann, dem Vergnügen zur — Magd unterordnen, kann nur der, dessen Seele keines hohen Gedankens fähig ist.

Ueberall voran sei die Tugend; sie trage die Fahne.

Die dagegen dem Vergnügen die erste Stelle einräumen, haben weder das Eine, noch das Andere.

Die Tugend lassen sie fahren, sie selbst aber haben nicht das Vergnügen, sondern das Vergnügen hat sie, und es ist entweder Mangel daran, was sie quält, oder Reichthum, was sie erstickt, Elend, wenn sie davon verlassen werden; elender, wenn sie damit überhäuft sind, denen gleich, welche sich in einem Meere voller Sandbänke befinden, und bald auf's Trockene auffahren, bald wieder in reißende Wogen hinunterfluthen.

Darum — in der Tugend liegt das wahre Glück.

Von dem seligen Leben.

XII.

Trost in Schmerzen.

Wohl ist es eine Arzenei gegen die Knechtschaft: Verachte den Tod! *)

Aber es ist auch noch vieles Andere, was nur aufrichten kann.

Empfindet man in Krankheit große Schmerzen, so kommen doch immer von Zeit zu Zeit leidliche Stunden, welche jene erträglich machen.

---

*) S. Fürchte den Tod nicht!

Der höchste Grad der Schmerzen aber endet bald das Leben. Denn so hat es die liebende Natur geordnet, da große Schmerzen auf längere Zeit Niemand ertragen kann. Unser Schmerz ist entweder leidlich oder von kurzer Dauer.

Am heftigsten wüthen die Schmerzen, wenn einmal diese engen Räume der Krankheit den Zugang verstatten, in den Nerven, Gelenken und kleinen Gefäßen.

Allein in diesem Falle werden diese Theile durch den Schmerz bald betäubt, indem sie durch das zerrüttende Uebermaß die Empfindung verlieren, entweder weil die Lebensgeister, in ihrem natürlichen Laufe gehindert und gestört, dadurch die Kraft verlieren, durch welche sie wirken, oder weil die verdorbenen Säfte, wenn sie nirgends mehr durchkommen können, sich selbst verzehren und die Gefäße, welche sie zu sehr anfüllen, empfindungslos machen. Es lassen die Schmerzen in demselben Grade nach, als die Theile, welche sie treffen, geschwächt und abgestumpft werden. So empfindlich auch die ersten Anfälle des Schmerzes sein mögen, so legt sich derselbe doch allmälig und hört in Folge der Erstarrung der angegriffenen Theile endlich gänzlich auf.

Ja, je heftiger jene Anfälle, desto eher verliert sich der Schmerz durch die Erstarrung.

Uebermäßige Schmerzen sind nicht von langer Dauer.

Dabei wird sich der wahrhaft Weise bestreben, den Geist von dem Körper abzuziehen und den Umgang mit jenem besten und göttlichen Theile suchen, mit dem Körper aber, diesem kläglichen und zerbrechlichen Theile

nicht mehr sich zu schaffen machen, als die Nothwendigkeit erfordert.

Dabei wird es nicht schwer ankommen, die gewohnten Genüsse zu entbehren, da das Bedürfniß derselben schweigt.

Es ist nicht so schwer eine Krankheit zu erdulden, wenn man den Tod nicht fürchtet, den sie droht.

Man mache sich ein Uebel nicht durch überhäufte Klagen selbst schwerer. Der Schmerz an sich ist leicht, wenn man ihn nicht durch seine Vorstellungen vergrößert. Man stelle die Klagen über die überstandenen Schmerzen ein, und freue sich lieber, daß man ein Uebel überstanden hat.

Man suche beides zu vermeiden, die Furcht vor der Zukunft und die Erinnerung an die überstandenen Beschwerden. Diese gehen uns nicht weiter an, und mit dieser hat es Zeit. Mitten im Gedränge müssen wir zu uns selbst sprechen:

„Wir werden noch vielleicht mit Lust daran denken!" *)

Wir müssen gegen den Schmerz streiten mit aller Macht. Geben wir nach, so sind wir überwunden; wir überwinden aber, wenn wir uns fest dagegen halten.

Aber in der Regel reißet man das Verderben, dem man widerstehen sollte, (in seinen Vorstellungen) erst recht über sich herein. Denn Alles, was uns drückt, droht und in die Enge treibt, folget uns und fällt um so schwerer auf uns, wenn wir uns demselben zu entziehen suchen, wenn wir dagegen Stand halten und uns zur Wehre setzen, vermögen wir, es von uns hinweg zu treiben.

*) — **Forsan et haec meminisse juvabit.**

Gleichwie der Feind den auf der Flucht Begriffenen am gefährlichsten ist: so verfolgt jeder Schmerz uns desto heftiger, wenn wir uns auf die Flucht begeben und ihm den Rücken kehren.

Eine schnell um sich greifende Krankheit geht entweder bald vorüber oder endet unser Leben.

Was ist aber für ein Unterschied, ob sie aufhört oder Du aufhörst, da in beiden Fällen der Schmerz ein Ende hat?

Nicht undienlich wird es sein, wenn Du die Gedanken von dem Schmerze abwendest und auf andere Gegenstände lenkest.

Denke an das, was Du Tugendhaftes und Großmüthiges vollbracht und überhaupt an das, was gut ist. Erinnere Dich alles dessen, was Du vorher so sehr bewundertest. So wird sich jeder heldenmüthige Ueberwinder des Schmerzes Dir darstellen: dieser, welcher, während ihm die Krampfader ausgeschnitten wurde, im Lesen fortfuhr; jener, welcher nicht aufhörte zu lachen, während die Henker, darüber erbost, alle Werkzeuge der Marter an ihm versuchten.

Sollte der Schmerz, der hier mit Lachen überwunden wurde, nicht noch vielmehr durch Vernunft überwunden werden können?

Aber, sprichst Du, die Krankheit läßt mich zu Nichts kommen, und entzieht mich meinen Pflichten.

Und doch ist's nur der Leib, nicht die Seele, welchen die Krankheit gefesselt hält.

Und wie? glaubst Du denn Nichts zu thun, wenn Du Dich als einen geduldigen Kranken beweisest!

Du zeigst dadurch, daß man die Krankheit überwinden, oder doch zum wenigsten ertragen kann.

Glaube mir, auch auf dem Krankenbette kann man Tugend ausüben. Nicht blos unter den Waffen und in der Schlacht kann man Heldenmuth beweisen. Ein tapferer Geist zeigt sich auch auf dem Krankenlager.

Man giebt dadurch ein herrliches Beispiel.

Br. 78.

XIII.

Muth im Unglück.

Du kannst den Widerwärtigkeiten dieses Lebens nicht entfliehen, aber Du kannst sie überwinden. Oeffene Dir den Weg dazu durch die Weisheit, und folge derselben, wenn Du gerettet, wenn Du glücklich und, was das Vornehmste, wenn Du frei sein willst. Willst Du Dir Alles unterwürfig machen, so unterwirf Dich selbst der Vernunft.

Br. 37.

Gleichwie bei Krankheiten des Körpers stets Etwas vorhergeht, welches solche ankündigt, wie Trägheit der Nerven, Müdigkeit ohne Arbeit, ein durch alle Glieder rieselnder Schauer: so wird auch die Seele, lange zuvor, ehe sie von einem Uebel niedergedrückt wird, erschütternde Vorboten bemerken.

Sie fühlet solches im Voraus und sinkt vor der Zeit dahin.

Was kann aber thörigter sein, als wegen der Zukunft sich zu ängstigen, und sich nicht zu spornen und aufrecht zu erhalten auf den bevorstehenden Schmerz, sondern vielmehr das Unglück herbeizuholen und (ehe es wirklich da ist) näher zu rücken, welches, wenn es nicht abgeschüttelt werden kann, wenigstens zu verzögern am rathsamsten ist!

Br. 74.

XIV.

Sei mißtrauisch gegen alle Geschenke des Glücks!

Wer unter uns ein sicheres Leben führen will, der mißtraue den übertünchten Geschenken des Glücks, hinsichtlich welcher wir auch darinnen uns gröblich betrügen, daß wir, wenn wir dieselben erhascht zu haben glauben, uns selbst gefangen sehen.

Wir stürzen uns in Abgründe auf diesem Wege, und der Ausgang eines so hoch hinausfahrenden Lebens ist, daß wir — fallen.

Hat uns aber einmal das Glück taumeln gemacht, so können wir nicht weiter widerstehen.

Geselle Dich entweder nur zu Rechtschaffenen oder bleibe für Dich allein.

Die das thun, kann das Schicksal nie ganz unter die Füße treten, wenn es sie auch bisweilen niederwirft und straucheln läßt.

Br. 8.

XV.

Komme mit dem Troste nicht zu frühe!

So lange der Schmerz in frischer Kraft ist, darf man ihm nicht entgegenkommen, weil sonst die Trostgründe selbst denselben nur steigern und anfachen.

Auch in Krankheiten ist ja nichts schädlicher, als eine zur Unzeit angewendete Arzenei.

Abwarten muß man mit den Tröstungen, bis die Kraft des Schmerzes sich bricht und derselbe durch Gegenmittel sich berühren und behandeln läßt.

Trostschr. a. Helvia, Cp. 1.

XVI.

Beruhigung in Krankheit.

„Ich bin krank!“

So ist die Zeit gekommen, wo ich mich selbst kennen lerne.

Nicht auf dem Meer' nur oder in der Schlacht zeigt sich der Held. Auch auf dem Krankenbette läßt sich tapferer Muth beweisen.

„Ich bin krank!“

Das kann nicht ewig dauern.

Entweder verlasse ich das Fieber, oder es verläßt mich.

Immer können wir nicht beisammen sein.

Die Krankheit wird entweder unterliegen oder siegen.

Nachlese aus Seneca's Schr.

„Es steht Dir ein Schmerz bevor!“

Ist er nicht von Bedeutung, so wollen wir ihn ertragen, ist er schwer, so ist der Ruhm (ihn zu tragen) keine Kleinigkeit.

Einen Schrei mag der Schmerz immerhin auspressen; nur kein Geheimniß presse er aus.

Haben Wenige den Schmerz ertragen können, nun, so wollen wir unter diesen Wenigen sein.

Nicht der Schmerz ist hart, sondern der Mensch, der ihn nicht zu ertragen vermag, ein — Weichling. Der Schmerz kann nie der Vernunft gewachsen sein.

„Wir sind schwach von Natur!“ Scheltet nur der Natur nicht. Sie hat uns zum Helden geboren.

Nachlese aus Senec. Schr.

XVII.

Lerne Unglück ertragen!

Keiner hat nöthig zu lernen, wie er in Gelassenheit auf Rasen liege, wenn die Umstände es erheischen. Aber: daß man durch keine Marter zum Treubruch gegen die Pflicht verführt werde, daß man, wo nöthig, obgleich verwundet, dennoch aufrecht stehe, die Nacht hindurch die Verschanzungen bewache und nicht müde auf seine Waffen sich stütze, weil uns sonst der Schlaf überwältigen könnte: das erfordert Uebung und Abhärtung. Br. 36.

XVIII.

Quäle Dich nicht mit ängstlichen Sorgen um die Zukunft.

Es giebt Vieles, was uns mehr und eher quälet, als es dürfte, Vieles, was uns quälet, ohne daß es sollte. Wir vergrößern häufig unsern Schmerz, oder erdichten uns Schmerz, oder holen uns Schmerz herbei.

Wir quälen uns entweder über Gegenwärtiges oder über Zukünftiges, oder über Beides zugleich.

Ueber das Gegenwärtige läßt sich ein Urtheil fällen.

Wenn Dein Körper frei und gesund ist und über Unrecht keinen Schmerz empfindet, so laß uns auf das Zukünftige sehen.

Hier aber siehe vor Allem zu: ob wirkliche Beweise vorliegen von dem Uebel, das Du fürchtest, damit uns nicht bloßer Verdacht oder ein falscher Ruf uns täuschet.

Nur gar zu oft unterliegen wir einem Wahne (der uns umspinnt), und statt die Gegenstände, die uns in Furcht setzen, genauer zu untersuchen (ob es nicht Trugbilder sind), zittern wir und ergreifen die Flucht gleich Kriegern, welche eine durch eine flüchtige Viehheerde erregte Staubwolke aus dem Lager jagt oder ein Gerücht ohne allen Grund in Schrecken setzt.

Immer bringt aber das Falsche uns in die größte Bestürzung.

Das Wahre hat doch sein bestimmtes Maas. Aber das

Ungewisse eröffnet den Muthmaßungen und Befürchtungen eines ängstlichen Gemüthes den freiesten Spielraum, weshalb auch die Furcht vor solcher Muthmaßlichkeit und Möglichkeit die heftigste und schädlichste, aber auch die unsinnigste ist.

Jede Furcht ist unvernünftig, diese aber ist verstandlos.

Laßt uns demnach die Sachen (die uns ängstigen) genauer ihren Gründen nach untersuchen und Folgendes bedenken: Spricht auch die Wahrscheinlichkeit dafür, daß uns ein Uebel treffe, so giebt das noch lange keine Gewißheit. Wie viel Unerwartetes trägt sich (täglich) zu? Wie Vieles, was man bestimmt erwarten zu müssen glaubte, bleibt dagegen wieder aus!

Sollte das erwartete Uebel aber auch wirklich eintreten, hilft es denn Etwas, wenn wir unserm Schmerze entgegengehen? Es ist wahrhaftig Zeit genug sich, zu grämen, wenn das Unglück da ist. Gieb Dich inmittelst doch lieber der Hoffnung hin, daß es werde abgewendet werden.

Hiermit gewinnst Du Zeit.

Es kann so viel dazwischen kommen, wodurch eine bereits in Deine Nähe vorgedrungene Gefahr entweder doch noch ausbleibt oder in sich selbst abstumpft oder einen andern Weg einschlägt.

Auch das Unglück ist veränderlich.

Vielleicht kommt's — vielleicht — auch nicht! —

Wenn man Alles fürchtet, was möglicher Weise sich zutragen kann, so handelt man nicht blos höchst thörigt, sondern hat auch des Elends kein Ende.

Deshalb muß uns hier auch die Lebens-Klugheit nützen. Durch Stärke des Geistes entweder muß man auch die Besorgnisse zurückweisen, welche man nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit hegen kann, oder, wo dies nicht gelingt, einen Fehler durch den andern bekämpfen, und die Furcht durch Hoffnung mildern. Denn nichts von dem, was wir fürchten, ist (außer dem Tode) so gewiß, daß es nicht noch wahrscheinlicher und gewisser wäre, daß das Gefürchtete in Stocken gerathe und die Hoffnung betrüge.

Br. 13.

Fürchte die Zukunft nicht! Wozu die Uebel, die uns bevorstehen, herbeibeschwören, ehe sie wirklich da sind! Es ist thörigt, vor der Zeit elend sein zu wollen, weil man es nicht sein muß. Was man aber fürchtet, ist entweder nicht von der Bedeutung, in welcher man es fürchtet, oder ohne Dauer. Und überall findet man Beispiele, welche uns in diesen Schicksalsprüfungen aufrichten können. Auf solche Heldenbeispiele soll man sehen.

Br. 24.

XIX.

Die Erinnerung an die Vergangenheit.

Ungern wendet der Mensch seinen Blick auf die übel hingebrachte Zeit, und wagt es nicht, dasjenige wieder aufzufrischen, worinnen sich, wenn es in Anregung kömmt, nur

Mißgriffe offenbaren, wenn auch solche, welche durch diesen oder jenen Reiz augenblicklicher Lust der Wahrnehmung sich entzogen haben.

Niemand, außer wer Alles mit Aufmerksamkeit auf sich selbst that, die sich nie täuschen läßt, wendet sich gern zur Vergangenheit zurück.

Derjenige, der Vieles mit Ehrgeiz erstrebt, im Uebermuth verachtet, mit Leidenschaftlichkeit errungen, mit Hinterlist erschlichen, mit Habsucht an sich gerissen und in Verschwendung durchgebracht hat, muß nothwendig die Erinnerung fürchten. —

Ein sorgenfreies und ruhiges Gemüth geht in alle Theile seines Lebens hinein.

V. d. Kürze des Lebens, Cap. 10.

XX.

Die Freuden der Erinnerung.

Kein Freudengenuß ist sicherer, als der der Vergangenheit, den man uns nicht mehr entreißen kann.

Was man im Augenblicke Gutes hat, steht nicht ganz fest, es kann unter irgend einem Zufalle leiden. Das Zukünftige aber ruht auf der Wage und ist ungewiß. Nur was vorüber ist, steht sicher und geborgen.

Darum soll man vergangene Freuden weise nachgenießen. V. d. Wohlthaten III., 4.

XXI.

Ohne eigene Erhebung über den Schmerz suchen wir vergebens Trost in der Zerstreuung.

Du stehst in der Meinung, es sei Dir allein begegnet, und wunderst Dich als über etwas Neues, daß es Dir auf einer so langen Reise und unter so mannigfaltigen Veränderungen des Orts nicht gelungen, Deine Betrübniß und Schwermuth zu zerstreuen.

Aber — soll Dir dies gelingen, so mußt Du Dein Gemüth ändern, nicht die Himmelsgegend.

Außerdem folgen Dir Deine Fehler überall hin nach, ob Du auch das weite Meer durchsegeltest und, wie Virgil sich ausdrückt, „Länder und Städte vor Dir zurückweichen."

Socrates sprach zu Einem, welcher dieselbe Klage anstimmte: Was wunderst Du Dich, daß das Reisen Dir nichts hilft, da Du doch Dich selbst überall mit herumführest? Es beugt Dich ja noch fortwährend das, was Dich hinweg treibet. Du fliehest ja nur mit Dir selbst. Du mußt von Dir legen, was auf Deinem Herzen lastet. Bevor Dies geschieht, kann es Dir nirgend gefallen, kann der Anblick neuer Städte und Gegenden, Dein Wandern von einem Orte zum andern Dir nichts nützen. Gleichwie auf einem Schiffe die Lasten, wenn sie durcheinander gewälzt werden, die Last nur vermehren, so daß derjenige Theil des Schiffes, auf welchen sie sich werfen, desto schneller sinkt, also werden

Dich die Bekümmernisse Deines Herzens um so mehr drücken, je mehr Du durch Reisen ihrer ledig zu werden suchst. Du handelst gerade zu gegen den Zweck und schadest Dir durch die Bewegung, denn Du erschütterst einen Kranken. Erst, wenn Du von diesen Kümmernissen Dich selbst befreit hast, wird Dir eine Veränderung des Wohnortes angenehm sein, dergestalt, daß Du, selbst wenn Du in die entferntesten Länder und unter wilde Völker versetzt würdest, Dich gastfrei aufgenommen fändest.

Nicht sowohl darauf kommt es an, daß Du an fremde Orte kömmst, sondern wie Du dahin kömmst.

Br. 28.

XXII.

Die Kürze des Lebens.

Es ist die allgemeine Schmerzensklage, daß wir für eine so kurze Lebensdauer geboren werden, daß so rasch, so reißend diese uns vergönnte Frist der Zeit ablaufe, daß, Wenige ausgenommen, die große Mehrzahl ihr Leben unter Zubereitungen für das Leben beschließen müssen.

Inzwischen ist, wenn wir diese Beschwerde genauer untersuchen, die Sache doch ganz anders.

Es ist nicht wenig Zeit, was wir haben, sondern nur Viel, was wir nicht nutzen.

Lang genug würde das Leben und zur Vollbringung der größten Aufgaben reichlich gespendet sein, wenn die Zeit desselben nur durchaus gut angewendet würde.

Aber — wenn es, wie es meist geschieht, dahinfließt, ohne daß man es zu Rathe hält und darauf achtet, ohne daß man es zu edlen Zwecken verwendet: so merkt man erst, wenn die letzte Noth drängt, daß es vorüber sei, während man nicht gesehen hat, daß es dahin gehe.

So ist es: Nicht wie wir's empfangen haben, das Leben, ist es kurz, sondern wie wir's gebrauchen. Wir sind mit dem Leben nicht gering bedacht, sondern verschwenderisch.

Gleich wie die größten Reichthümer, wenn sie an den unrechten Herrn gekommen sind, von Stund' an in alle Welt wandern, ein Vermögen aber, das an einen guten Haushalter gelanget, sei es auch noch so unbedeutend, durch den Gebrauch sich mehrt, also hat die Zeit unseres Lebens durchaus nichts weniger, als enge Grenzen.

Aber den Einen hält unersättlicher Geiz gefangen, den andern Geschäftigkeit in unnützen Arbeiten. Der Eine wird nicht trocken von Weinen, der andere träumt träge dahin. Der Eine müdet sich ab, ehrsüchtig stets gespannt auf fremdes Urtheil, den Andern treibt Handelsgier in allen Ländern, auf allen Meeren umher. Die Einen foltert Kriegslust und hält sie in immerwährender Spannung, Andere verzehrt undankbarer Herrendienst in selbstgewählter Sclaverei. Vielen macht das Streben nach dem Glücke Anderer oder die Unzufriedenheit mit ihrer eigenen Lage zu schaffen. Die Meisten jagt eine irre, sich selbst widersprechende, sich immer mehr aus sich selbst heraussehnende Unbeständigkeit von Plan zu Plane umher. Manche entscheiden sich für gar keine Richtung ihrer

Lebensbahnen, sondern werden, während sie schläfrig gähnen, vom Tode ereilt.

Und freilich: Alle Momente, in welchen wir die Zeit nicht edel anwenden, sind nicht leben.

Von allen Seiten drängt sich die Störung her, und läßt nicht zu, daß man sich aufraffe und zur Prüfung des Wahren den Blick erhebe, sondern hält denselben gesenkt und an die Begierden gefesselt, darnieder, daß sie nicht zu sich selbst kommen.

Um kleine Markungsverhältnisse streitet man, und gestattet nicht die geringste Verletzung derselben, in sein Leben aber läßt man Jeden eingreifen oder führt selbst solche herbei, die es in Beschlag nehmen.

Es findet sich Keiner, der sein Geld vertheilen möchte: sein Leben theilt Jeder aus und unter wie Viele!

Genau nimmt man es mit der Zusammenhaltung seines Vermögens: mit der Zeit dagegen ist man — Verschwender.

Fordert nur einem Hochbetagten Rechnung ab von seinen vielen, langen Jahren! Fraget: Wie viel Zeit ihm die Gläubiger, die Schützlinge, der häusliche Hader, die Besuche, die selbstverursachten Krankheiten, der vergebliche Kummer, die thörigten Freuden, die gierigen Leidenschaften hinweggenommen und entwendet? und Ihr werdet sehen, daß derselbe gar viel weniger Jahr gelebt hat, als er zählt, daß er starb, ohne gereift zu sein.

Wo aber fehlet es nun?

Ihr lebet, als würdet Ihr immer leben; nie kömmt Euch in den Sinn, wie karg Ihr bedacht seid.

Ihr beobachtet nicht, wie viel Zeit schon vorübergegangen ist, und gehet mit derselben um, als ob Ihr die Hülle und Fülle hättet, während inzwischen vielleicht der gegenwärtige Tag der letzte ist.

Das Wichtigste verschiebt Ihr: wahrhaft zu leben.

Aber schämst Du Dich nicht, die Hefe des Lebens für diesen Zweck aufzubehalten und für den edlen Geist die Zeit zu bestimmen, die zu Nichts mehr verwerthet werden kann? Wie ist's doch so spät, alsdann ein Leben anzufangen, wenn man aufhören muß?

Und wen hast Du zum Bürgen für eine solche weitere Lebensdauer?

Welch thörigtes Vergessen der Sterblichkeit, vernünftige Vorsätze auf das fünfzigste oder sechzigste Jahr hinauszuschieben und das Leben auf dem Punkte beginnen zu wollen, an den es nur Wenige bringen?

Das Leben, wie die meisten Menschen es führen, wahrlich! wenn es über tausend Jahre hinausginge, würde sich sehr in die Enge ziehen. Jene Verkehrtheit (einer unnützen Lebensverschleuderung an nichtige, thörigte Zwecke ohne Veredelung des Geistes und Herzens, ohne ernstes Tugendstreben) würde Jahrhunderte über Jahrhunderte verschlingen.

Ihr ergreifet, Ihr faßet ja die flüchtige Lebenszeit nicht, wenn sie da ist, sondern lasset sie dahin gehen als etwas Ueberflüssiges, was sich immer wieder einbringen läßt.

Gehe die ganze Lebenszeit der Wollüstigen, der Ruhmsüchtigen, der Zornmüthigen und Unversöhnlichen, der Genußmenschen ꝛc. durch, und Du wirst sehen, wie sie nimmer zu

Athem kommen vor ihren — soll ich sagen Uebeln oder Gütern?

In allen andern Künsten giebt es — Meister, vielfach geborene Meister.

Leben aber muß man das ganze Leben hindurch und, was noch sonderbarer klingt, alle seine Lebtage muß man — sterben lernen.

Es giebt keine höhere Aufgabe, als die: Nichts von seiner Lebenszeit entschlüpfen zu lassen. Und darum ist das Leben Desjenigen das längste, dem es in seiner ganzen Ausdehnung ganz eigen gehörte.

Es macht Jeglicher sein Leben schneller dahineilen und leidet an Sehnsucht nach der Zukunft und an Ueberdruß der Gegenwart. Aber Der, welcher jede Zeit zum Gebrauche für sich verwendet, der jeden Tag also ordnet, als ob er das Leben wäre, sieht dem morgenden weder mit Verlangen, noch mit Furcht entgegen.

Alles ist ihm bekannt, Alles hat er zur Genüge genossen. Ueber alles Andere mag das Schicksal nach Laune verfügen, wie es will. Sein Leben ist bereits in Sicherheit.

Hinzukommen — kann ihm noch Etwas; entzogen werden — Nichts.

Um der grauen Haare und Runzeln willen darfst Du also nicht denken: Es habe Jemand lange gelebt.

Nicht lange hat er gelebt; nur lange ist er dagewesen.

Denn wie? denkst Du wohl, es sei Einer weit geschifft, wo ihn, als er vom Hafen auslief, ein furchtbarer Sturm

dahin und dorthin verschlagen und mit der Gewalt kreuzender Winde auf einer und derselben Bahn im Kreise umher getrieben worden sind?

Niemand wird Dir die verlorenen oder verschleuderten Jahre erstatten, Niemand Dich Dir selbst zurückgeben.

Hingehen wird die Lebenszeit, wie sie angefangen hat, und ihren Lauf weder zurückrufen, noch hemmen.

Sie wird, durch keines Königs Herrscherwort oder Volksgunst gehemmt, ihre Bahn hinablaufen, nirgends einkehren, nirgend sich aufhalten.

Das Leben eilt, der Tod rückt heran, für den Du Zeit haben mußt, Du magst wollen oder nicht.

Was hauptsächlich das Leben an seiner wahren Bedeutung verhindert, ist die Erwartung, mit welcher der Mensch von dem morgenden Tage abhängt.

Das Heute giebst Du verloren. Mit dem, was in der Hand des Zufalls liegt, machst Du Pläne; was in Deiner Hand liegt, lässest Du fahren.

Alles, was kommen wird, steht unsicher.

Lebe für den Augenblick!

Wenn Du nicht zugreifest, flieht der beste Lebenstag dahin.

Darum müssen wir mit der Schnelligkeit der Zeit wetteifern durch rasche Benutzung derselben.

Wie aus dem reißenden Waldbache, der nicht immer fließt, mußt Du alsbald schöpfen.

Gleichwie ein Gespräch, oder eine Lectüre oder ein Gedanke, in die man sich vertieft, Reisende täuscht, daß sie nicht merken, daß sie angelangt sind: so werden sich die Ge-

schäftsvollen ihrer ununterbrochenen und raschen Lebensweise nicht eher bewußt, bis sie am Ziele stehen.

In drei Zeiten theilt sich das Leben.

In die, welche ist, welche war und welche sein wird.

Davon ist die erste, in welcher wir leben, — kurz; die wir gelebt haben, — gewiß, die wir leben werden, — zweifelhaft.

Die Zeit, welche wir gelebt haben, ist die, an welche das Schicksal sein Anrecht verloren hat, die aber auch durch keines Menschen Willkür zurückgerufen werden kann.

Die Gegenwart ist überaus kurz.

Sie ist immer im Laufe, im Flusse, im Sturze.

Sie hört eher auf, als sie kam. Man kann sie nicht fassen.

Abgelebte Greise betteln mit Gelübden um die Zulage von einigen Jahren, täuschen sich selbst, sie seien jünger, als sie sind, als ob sie damit das Verhängniß ebenfalls hinter's Licht führen könnten.

Und — wenn ihre Stunde kömmt, so sterben sie nicht als solche, die da ausziehen, sondern hinausgeworfen werden.

Je größer die Güter, desto sorgenvoller. Dem Gelüste ist nie weniger zu trauen, als wenn es recht gütig ist.

Um dem Glückszustande Festigkeit zu geben, muß die Glückseligkeit eine ganz andere sein, und gerade für die gewährten Wünsche muß man flehen.

Alles, was durch Zufall kömmt, ist unbeständig.

Je höher sich etwas gehoben hat, desto mehr neigt es sich zum Falle. Was aber den Fall droht, macht Keinem fernerhin Freude.

Höchst beklagenswerth also und sehr kurz muß das Leben derer sein, die mit großer Beschwerde erringen, was sie mit noch größerer besitzen müssen. Mit Mühe erlangen sie, was sie wünschen, mit Angst haben sie inne, was sie erreichten.

Neue Beschäftigungen treten an die Stelle der alten, eine Hoffnung erregt die andere, ein eitles Trachten das andere.

Wollen die Menschen bedenken, wie kurz ihr Leben sei, so mögen sie bedenken, welch ein kleiner Theil ihnen davon gehört.

Dennoch hat niemand den Tod vor Augen; Jedermann richtet sein Hoffen in die Ferne.

Von d. Kürze d. Lebens.

Die Geschwindigkeit, womit die Zeit dahinfließt, ist unendlich und tritt um so mehr hervor, je mehr wir auf dieselbe zurückblicken, während Diejenigen sich täuschen, die bloß auf die Gegenwart ihre Blicke richten, über welche sie in schnellem Fluge dahinrauscht.

Fragst Du nach der Ursache?

Nun — alle dahingeflossene Zeit befindet sich gleichsam in Einem Alter; man erblickt dieselbe gleich einem ungeheuren Abgrund, in welchen Alles hinabsinkt.

Was wir zu leben haben, ist ein — Augenblick und noch weniger, ein kleines Pünktlein, welches die Natur in Theile abgesondert hat, damit es uns desto länger erscheine.

Ein Theil ist — der Kindheit, ein anderer dem Knabenalter, ein anderer den Jünglingsjahren, ein anderer den Jahren des männlichen Alter, welche zum Alter hinneigen, ein anderer dem Alter selbst zugetheilt.

Wie viele Stufen in einem so kurzen Zeitraume!

Ohnlängst gab ich Dir das Geleite. Und doch ist dieses Ohnlängst ein beträchtlicher Theil unserer Lebenszeit, an deren Kürze es uns erinnert.

Ehedem pflegte mir die Zeit nicht so kurz vorzukommen; jetzt erscheint mir ihr Lauf unendlich geschwinder, entweder weil ich merke, daß ich mich dem Ziele nähere, oder weil ich anfange, aufmerksam zu werden und den Verlust der Zeit in Rechnung zu stellen.

Was soll ich thun?

Der Tod folget mir auf dem Fuße. Das Leben fliehet mich!

Lehre mich bei widrigen Verhängnissen Gleichmuth zu bewahren und erweitere die kurze Lebensdauer, wenn das, was mich treffen soll, unvermeidlich ist. Lehre mich, daß das Glück unseres Lebens nicht von dessen Kürze oder Länge, sondern von dem Gebrauche abhänge, den wir von demselben machen, wie es denn oft geschieht, daß der, der lange gelebt hat (weil er diesen weisen Gebrauch versäumte) nur kurze Zeit lebte.

Sage mir, wenn ich ausgehe, daß ich vielleicht nie wieder zurückkehre, und wenn ich nach Hause komme, vielleicht nie wieder ausgehe.

Du irrst, wenn Du wähnest, daß blos auf dem Meere Tod und Leben am wenigsten von einander entfernt sind. Ueberall ist zwischen Beiden ein gleich geringer Raum.

Br. 49.

Unser Leben gleicht einer Schifffahrt. Und wie auf dem Meere, nach Virgils Ausdrucke,

— Länder und Städte zurückflieh'n,

so verlieren wir in diesem Laufe der reißend schnellen Zeit zuerst die Jahre der Kindheit, dann die Jünglingsjahre hernach den Zeitraum, der zwischen der Jugend und dem Alter und gleichsam am Rande beider steht, und endlich die besten Jahre des Alters aus den Augen.

Ganz zuletzt zeigt sich das — allgemeine Ziel des menschlichen Geschlechts.

Wir halten es für eine Klippe, wir Thörigten!

Es ist ein Hafen, den man nicht fliehen muß.

Wer denselben in seinem ersten Lebensjahre erreicht, hat nicht mehr Ursache, sich zu beklagen, als der, welcher geschwind schiffte.

Denn, wie Du weißt, daß Mancher, ein Spott der trägen Winde, in seinem Laufe aufgehalten wird, so daß er bei der ruhigen Stille vor Unmuth vergehen möchte, während ein anhaltender Wind einen Andern auf das Schnellste an den Ort seiner Bestimmung bringt: also ist es auch mit unserm Leben beschaffen. Einige werden, wenn sie auch zögerten, schnell dahin gebracht, wohin sie doch einmal kommen mußten, Andere werden zuvor erst müde gemacht und müssen sich lange quälen.

Br. 70.

XXIII.

Die Verschiedenheit der menschlichen Lebensdauer und des Todes.

Der eine stirbt als Jüngling, ein anderer als bejahrter Mann, ein dritter als Kind, das blos in das Leben hineinschauen konnte.

Alle aber sind gleich sterblich gewesen, und wenn der Tod Andern ein längeres Leben beschied, so schnitt er wieder Andere in ihrer Blüthe ab.

Die Art des Todes ist verschieden.

Aber, was ein Jeder geworden ist oder wird, ist einerlei. Es giebt keinen größern und keinen geringern Tod. Sein Maaß ist überall dasselbe: das Ende des irdischen Lebens.

Gleichwie aber die Heiterkeit des Himmels, wenn sie im weißen Glanze strahlt, einer größern Klarheit nicht fähig ist, so ist auch der Zustand eines Menschen, der für Leib und Seele (vernünftig) sorgt, vollkommen und er hat den Gipfel seiner Wünsche erreicht. wenn weder das Gemüth ungestümen Bewegungen, noch der Körper einige Schmerzen empfindet.

Br. 66.

Alles hat seine gewisse Zeit; es wird geboren, wächst und muß wiederum aufhören. Weder die Erde, noch der Himmel, noch die ganze Weltmaschine, obgleich sie von Gott selbst regiert wird, sind gegen Veränderungen gesichert. Was wir über uns dahinrollen sehen, das, worauf wir gesetzt sind und als auf etwas Vestes uns stützen, wird eine Verringerung erleiden und aufhören.

Ein jeder Mensch hat sein bestimmtes Alter, und Alle werden von der Natur, wenn schon in verschiedenen Zeiträumen, nach demselben Orte abgefertigt.

Alles, was ist, wird — aufhören; doch wird es nicht vergehen, sondern blos aufgelös't werden.

Wir meinen nur, wir vergehen, wenn wir aufgelös't werden, denn wir sehen stets auf das, was uns am nächsten liegt, und unser schwacher Geist, (in diesem Leben) der Knechtschaft des Körpers hingegeben, ist nie vermögend, (jetzt) weiter zu blicken. Denn sonst, und wenn er hoffte, daß Alles abwechselnd zum Leben und zum Tode gehe, daß das Zusammengesetzte aufgelös't, und das Aufgelös'te wiederum zusammengesetzt werde, und daß in diesem Werke die ewige Weisheit der Alles regierenden Gottheit sich offenbare, so würde er sein und der Seinigen Ende gelassener ertragen.

Ein großer Geist muß der Gottheit sich willig unterwerfen und nicht säumen, dem allgemeinen Weltgesetz vertrauend sich zu fügen. Br. 71.

XXIV.

Das Alter.

Gleichwie in einem Schiffe die eine und andere Lücke leicht ausgebessert wird, wenn es aber an mehreren Stellen leck wird, nicht mehr geholfen zu werden vermag: so kann wohl ein abgelebter Körper eine Zeitlang noch aufrecht er-

halten werden so lange, als in ihm nicht, wie in einem verwitterten Gebäude, Alles aus den Fugen gehet, und während man hier hilft, dort eine andere Stütze wieder bricht. Hier bleibt nichts übrig, als daß man zusehe, wie man herauskomme. Das Alter ist eine Krankheit, welche nicht zu heben steht.

Gleichwohl soll man den Muth nicht sinken lassen.

Ein guter Steuermann schifft auch mit zerrissenen Segeln weiter und sucht die Trümmer selbst zu einem Fahrzeuge zusammen zu bauen.

Und das ist etwas Großes, dem Tode in Folge des Alters ruhig in's Angesicht zu schauen.

Jede andere Todesart erleichtert die Hoffnung.

Die Krankheit kann sich endigen; eine Feuersbrunst gelöscht werden; man hat Beispiele, daß bei dem Einsturz eines Gebäudes Menschen unverletzt blieben, und das Meer Diejenigen, welche es schon verschlungen, mit derselben Gewalt, unbeschädigt an's Land warf; und das Schwert ist vielfach schon von dem Nacken Derer, die sterben sollten, durch herbeidringende befreundete Krieger abgewandt worden.

Blos Der, welchen das Alter zu Grabe leitet, hat (für dieses Leben) nichts mehr zu hoffen. Hier kann dem Tode kein Hinderniß in den Weg treten.

Aber es giebt auch keine sanftere Todesart, als die in Folge des Alters. Und der Weise wird ruhig seiner Leiche gleichsam selbst folgen, sich selbst zu bestatten, sich selbst überleben und seine Auflösung ruhig ertragen. Er sucht sich zu überzeugen, daß, wenn der Tod etwas Erschütterndes habe,

dies nicht dem Sterben, sondern dem Sterbenden beigemessen werden müsse, daß in dem Tode nicht mehr Beschwerde, als nach demselben sich finden könne.

Es ist, spricht der Weise, der Tod so wenig ein Uebel, als wir durch denselben der Furcht vor jedem Uebel entrückt werden.

Es ist aber gleich thörigt, vor dem Tode oder vor dem Alter sich zu fürchten.

Denn wie das Alter auf die Jugendzeit, so folgt der Tod auf das Alter.

Der Tod ist unabwendbar Allen bestimmt.

Wie aber kann Jemand sich beklagen, daß er in einem Zustande sich befinde, dem alle Menschen unterworfen sind? Ist nicht die Gleichheit ein Hauptstück der Billigkeit?

Die Natur lös't auf, was sie zusammengesetzt hat, und was sie auflös't, setzt sie wieder zusammen.

Wenn es sich aber nun zuträgt, daß das Alter Jemand sanft entbindet von dem Leben, soll derselbe nicht der Gottheit danksagen, daß er nach völligem Genuß des irdischen Lebens zu der den Menschen nöthigen und einem Ermüdeten angenehmen Ruhe geführt sei?

Ich hoffe, sagt Bassus, es wird der letzte Hauch sonder Schmerz sein. Sollte das aber nicht sein, so gewährt mir das Trost, daß der Schmerz nicht lange daure. Denn ein großer Schmerz hält nicht lange an. Und ich werde dann nach solchem Schmerze keinen Schmerz weiter empfinden. Indessen schwebt offenbar im Alter die Seele schon auf den Lippen und wird ohne sonderliche Gewalt vom Körper sich trennen.

So fürchten wir eigentlich nicht den Tod, sondern die Betrachtung desselben. Br. 30.

XXV.

Fürchte das Alter nicht.

Wohin wir uns auch wenden, überall fällt uns in die Augen, daß wir älter werden.

Lasset uns aber das Alter freundlich empfangen. Es ist reich an Freuden, wenn man es weise zu gebrauchen versteht! Die Aepfel sind am angenehmsten, wenn sie auszugehen anfangen. Im Kindesalter ist die Endschaft derselben der anmuthigste Theil. Der letzte Trunk des Weines dünkt immer der beste. Die Freude hebt das Beste bis zuletzt auf. Das sich neigende Alter ist sehr angenehm; selbst wenn es auf der höchsten Spitze steht, hat es seine Freuden; selbst das Bewußtsein, daß man bald keine mehr bedarf, ist Freude. Wie wohlthuend ist es außerdem, die Begierden in Ruhe gebracht und uns von ihnen befreit zu sehen!

Nein, es ist nichts Beschwerliches, den Tod vor Augen zu sehen!

Er steht ja nicht blos dem Alter, sondern auch der Jugend vor Augen. Denn wir werden nicht nach Schätzungsregistern abgerufen. Auch ist Niemand so alt, daß man's ihm zur Sünde rechnen könnte, noch auf einen Tag zu hoffen. Ein Tag aber ist ein Grad des Lebens.

Das ganze Leben bestehet aus Theilen und Kreisen, wobei

stets ein größerer um den kleineren sich hinziehet. Und es ist ein Kreis, der alle andern umschloß; derselbige reichet vom Tage der Geburt bis zum Sterbetage. Es ist ein anderer Kreis, welcher die Kindheit, ein anderer, welcher das Jugendalter einschließet. Wir haben endlich das Jahr selbst, welches alle Zeiten in sich fasset, aus deren Vervielfältigung das Leben zusammengesetzt ist. Ein Monat hat einen engern, ein Tag den engsten Kreis. Aber auch dieser läuft vom Anfange bis zu Ende, vom Aufgange bis zum Niedergange.

Jeder Tag aber muß so angewendet werden, als ob er den Zug beschlösse und das Maas unseres irdischen Daseins vollmachte. Dann können wir am Ziele getrost sprechen:

Ich hab' gelebt, und nun des Glückes Lauf vollendet!

Will die Gottheit unsern Tagen noch den morgenden hinzufügen, so laßt uns denselben dankbar annehmen. Der ist der Glücklichste und der sicherste Besitzer seiner Selbst, welcher den morgenden Tag ohne ängstliche Furcht erwartet. Wer sagen kann: Ich habe (würdig) gelebt! der steht täglich zum Gewinn auf! Br. 12.

Es kann nichts schmerzlicher sein, sagst Du, als abzunehmen, zu verzehren, gleichsam zusammenzuschmelzen. Denn wir werden nicht plötzlich zu Boden geworfen, sondern allgemach geschwächt und jeder Tag nimmt etwas von unsern Kräften hinweg.

Aber wie? kann man ein schöneres Ende finden, als wenn man seiner Bestimmung gemäß, während die Natur

selbst uns auflöſ't, allmählig zerfällt? Nicht als ob ein plötzlicher Todesstreich und Ausgang aus unserem Leben etwas Böses sei, sondern weil es ein sanfter Weg ist, gleichsam verstohlener Weise hinweggeführt zu werden.

Ich spreche also zu mir: Es ist nichts, was ich bisher geredet und gethan habe. Alles dies ist ein betrügliches Pfand meines Geistes, in mancherlei falschen Schmuck gehüllt. Was ich vor mir gebracht habe, werde ich dem Tode übergeben. Ich bereite mich also ohne Furcht auf den Tag, wo der Tod über mich das Urtheil spricht. Es ist eine vortreffliche Sache, sterben zu lernen. Denke an den Tod!

Br. 26.

XXVI.

Trost in traurigen Lebenstagen überhaupt.

„Die Armuth ist mir zur Last!" —

Nicht an der Armuth liegt die Schuld, sondern am Armen.

Die Armuth ist unbeschwert, heiter, gefahrlos. —

Nicht in der Wirklichkeit leidest Du Mangel, sondern in Deiner Meinung. Du bist arm, weil Du Dir so vorkömmst. Fehlt es den Vögeln an Etwas? Die Thiere leben von einem Tage zum andern. Das Wild in der Wüste hat Nahrung genug!

„Ich bin nicht mächtig!“

Wünsche Dir Glück. Denn nun kannst Du keine Macht mißbrauchen.

„Ich kann Unrecht leiden müssen!“

Wünsche Dir Glück, denn Du wirst kein Unrecht thun können.

„Es hat Der oder Jener viel Geld!“

Das denkst Du, sei ein Mensch? —

Ein Kasten ist's.

Wer aber wird denn eine Kasse um ihre vollen Fächlein beneiden! Der aber, den Du für des Geldes Herrn hältst, ist auch ein solches Fächlein. Ist er ein Geizhals, so hat er nichts. Ist er ein Verschwender, so wird er sein Geld nicht behalten. Der, den Du für glücklich hältst, hat oft Kummer und seufzst. Die Leute, die in seinem Gefolge sind, ziehen als Gesindel nicht dem Manne, sondern dem Gewinne nach, sie gleichen den Fliegen, die dem Honige, den Wölfen, die dem Aase, der Ameisen, die dem Getreide nachziehen.

„Mein Geld ist verloren!“

Vielleicht wärest Du durch Dein Geld verloren gewesen. Nun hast Du davon keine Gefahr zu befürchten.

„Ich habe mein Geld verloren!“

O Du Glücklicher, wenn Du damit auch den Geiz verloren hast.

Doch gesetzt, der bleibt Dir noch, so bist Du schon insofern glücklich, als diesem gewaltigen Uebel die Nahrung entzogen ist.

Nun bist Du auf Reisen unbeschwerter, zu Hause sicherer. Du wirst nicht nur keine Erben haben, sondern auch keine zu fürchten brauchen.

Das Glück hat Dich entlastet, wenn Du's zu schätzen weißt, und sicherer gestellt.

Für Schaden hältst Du's?

Und ein Heilmittel ist es.

Du weinest, seufzest, beklagest Dich laut als unglückselig, daß Du um Deinen Reichthum gekommen bist.

Aber es ist nur Deine Schuld, daß Dich dieser Verlust so traurig stimmt.

Du würdest Dich nicht so unglücklich fühlen, wenn Du Deine Reichthümer besessen hättest, als könntest Du dieselben verlieren (wie Du hättest thun sollen).

„Ich habe Schiffbruch gelitten!"

Denke doch nicht an das, was Du verloren, sondern daran, daß Du Dich selbst gerettet hast. Du bist also doch davon gekommen, während Du sammt Allem verloren sein konntest!

„Ich bin unter Räuber gefallen!" unter „Diebe", unter „Ankläger", unter „Betrüger!"

Der Weg des Lebens ist voll Lauerer. Deshalb jammere nicht, daß Du unter sie fielst, wünsche Dir vielmehr Glück, daß Du entkamst!

Nachlese a. Seneca's Schr.

XXVII.

Das Leben darf nicht nach seiner Länge, sondern der Art bemessen werden, wie Jemand es geführt hat.

Viele habe ich gefunden, welche in Ansehung der Menschen sehr billig denken, Keinen dagegen, der Gleiches rücksichtlich der Gottheit thue.

Wir schelten täglich auf das Schicksal: Warum ist dieser mitten in seinem Laufe dahingerissen? Warum wird Jener nicht hinweggenommen? Warum dehnt sich sein ihm und andern lästiges Alter noch immer weiter aus?

Aber — was ist billiger? daß wir der Natur gehorchen, oder daß die Natur uns gehorche?

Was kömmt es denn darauf an, wie zeitig wir einen Ort verlassen, den wir endlich doch einmal verlassen müssen.

Nicht, daß wir lange, sondern zur Genüge leben: das muß unsere Sorge sein.

Jenes hängt vom Schicksale, dieses von der Beschaffenheit unseres Geistes ab.

Ein langes Leben ist das, welches voll ist, welches geschieht, wenn die Seele die Gewalt über sich an sich gebracht hat.

Was helfen diesem seine achtzig Jahre, wenn er dieselben in Trägheit verbrachte? Nicht lebte er, sondern verzog nur ein Leben. Nicht spät, sondern langsam ist er gestorben.

Jener wohl starb in einem grünenden Alter. Aber er hat die Pflichten eines guten Bürgers, eines redlichen Freundes, eines wohlgerathenen Sohnes erfüllt und es in keinem Stücke an Etwas fehlen lassen. Obgleich sein Lebensalter unvollkommen war, so ist sein Leben doch vollkommen.

Laß uns so leben, daß gleich einem köstlichen Gewande unser Leben zwar nur einen engen Raum einnehme, aber von desto besserem inneren Gehalte sei. Laß uns dasselbe nach seinen Thaten, nicht nach seiner Zeit abmessen.

Der, welcher blos viele Jahre gelebt hat, ist schon vor seinem Tode gestorben. Der, welcher das Leben in weiser Thätigkeit nutzte, lebet noch nach dem Tode fort.

Laß uns also Diejenigen glücklich preisen, welche die ihnen zugetheilte kurze Zeit wohl angewendet haben. Sie haben das wahre Licht geschaut, sie haben gelebet, geblühet und leben noch.

Deshalb möchte ich mehrere Jahre nicht ausschlagen, doch auch nicht sagen, daß mir zu einem glücklichen Leben Etwas gemangelt habe, wenn mir ein Theil davon abgeschnitten wird. Ich habe mich nicht gerade auf den Tag eingerichtet, sondern einen jeden meiner Tage als den letzten angesehen.

Gleichwie der Mensch vollkommen sein kann bei minderer Größe seines Körpers, so kann auch bei einem kleineren Maaße seines Daseins hienieden sein Leben vollkommen sein.

Das Alter gehört unter die äußerlichen Dinge.

Wie lange mein Leben dauern werde, ist mir etwas Fremdes. Dagegen: wie lange ich ein rechtschaffener

Mann sein werde, das geht auf meine Rechnung.

Nur dieses fordere von mir, daß ich nicht in Finsterniß meine Lebenszeit unwürdiger Weise verbringe, daß ich mein Leben angemessen (in edler Thätigkeit) zu führen wisse, und mich nicht vorüber jagen lasse.

Wir wissen, von wannen die Natur der Dinge sich erhebe, wie sie die Welt regiere, durch welche Abwechselungen sie ein Jahr nach dem andern hervorbringe, wie sie Alles, was je gewesen, in sich schließe und sich selbst zu ihrem Hauptzwecke gesetzt habe. Wir wissen, daß die Gestirne nach ihrem Befehle in ihrer Laufbahn fortgehen, und Alles seinen Kreislauf mit beständiger Geschwindigkeit vollbringe. Wir wissen, wie der Mond bei der Sonne vorübergehe, wie er, obgleich langsamer, sie schneller hinter sich lasse, wie er seinen Glanz empfange und verliere, und was die Nacht heran- und den Tag wiederbringet. Dahin muß man gehen, wo man Alles dieses näher anschauen kann.

Indessen gehe ich in der Hoffnung, der Weg zur Gottheit stehe mir offen, muthiger aus diesem Leben, spricht jener Weise. Ich bin bereits des Zuganges zur Gottheit gewürdigt und habe mich in ihrer Nähe befunden. Ich habe das Gemüth zu ihr empor gehoben, und sie hat das ihre zu mir herunter gesendet.

Aber gesetzt einmal, daß ich so aus dem Wege geräumt würde, daß nach meinem Tode nichts mehr von dem Menschen übrig bliebe: ich verliere dadurch Nichts von meinem Muthe. Hat einer nicht so viele Jahre gelebet, als er gekonnt hatte,

wenn er nur einem Buche von wenig Zeilen gleichet, das löblich nnd nutzbar ist.

Es ist ein Geringes, warum man vor dem Tode so ängstlich ist. Denn was ist Sonderliches daran gelegen, wie lange Du Dasjenige vermeidest, was Du doch nicht vermeiden kannst. Br. 93.

Unwidersprechlich bleibt der Spruch: Wir Alle gehen aus der Welt nicht anders, als wenn wir eben hereingetreten wären!

Nimm, wenn Du willst, den Jüngling, den Greis, den Mann in den mittleren Jahren, Du wirst sie gleich unwissend in Ansehung des menschlichen Lebens finden.

Keiner hat Etwas vollendet. Alle haben ihre Angelegenlegenheiten auf die Zukunft verschoben.

Aber in Einem Punkte ist der Spruch falsch: — Wir sind nicht so gut, wenn wir sterben, als wenn wir geboren werden! Das ist unser, nicht der Natur Fehler. Die Natur sollte über uns klagen: Was ist das? Ich habe Euch ohne Begierden, ohne Besorgnisse, ohne Aberglauben, ohne Untreue und andere Laster hervorgebracht! Nun gehet auch wieder dahin, wie Ihr gekommen seid!

Von Dem, der in derselben Sicherheit stirbt, als er geboren wurde, könnte man sagen, daß er weise geworden sei.

Nun aber leben wir, wenn die Gefahr sich nahet.

Aber was ist unwürdiger, als selbst auf der Schwelle der Sicherheit bekümmert sein?

Die Ursachen aber sind, daß wir von allen Dem leer sind, wornach wir am Ende unseres Lebens Verlangen tragen.

Keiner bekümmert sich darum, ob er gut lebe. Er will nur lange leben, während doch alle gut leben könnten, lange zu leben aber Keinem oder nur Wenigen glücken wird. Br. 22.

XXVIII.
Trennung durch den Tod.

Du achtest es für das größte Unglück, Jemanden von denen zu verlieren, die Du liebst.

Und doch ist dies eben so thörigt, als wenn Du darüber weinen wolltest, daß von den anmuthigen, Deine Wohnung zierenden Bäumen die Blätter abfallen.

Es hat dasjenige, woran Du Dich vergnügest, nicht minder Leben, als zu der Zeit, wo Du dasselbe grünen sahest.

Zwar wird Dir bald dies, bald jenes entrissen werden.

Allein, gleichwie für die Bäume der Verlust der Blätter nicht viel auf sich hat, indem sie doch wieder von Neuem hervorsprossen: so ist auch der Verlust derjenigen, die Du liebst, und als das Vergnügen Deines Lebens ansiehest, leicht zu ertragen, wenn Du bedenkst, daß sie, obgleich nicht wieder geboren, doch wieder hergestellt werden.

Sie werden nicht dieselben sein, aber auch Du wirst es nicht.

XXIX.

Wir sterben täglich!

Wir sterben täglich! Denn mit jedem Tage wird ein Theil unseres Lebens hinweggenommen, und, während wir zunehmen, nimmt unser Leben ab.

Unsere Kindheit geht dahin; unsere Knaben- und Jünglingsjahre verschwinoen. Die Zeit, welche bis zum gestrigen Tage vergangen, ist verloren. Selbst der Tag, welchen wir leben, theilen wir mit dem Tode.

Gleichwie nicht der letzte Tropfenfall, sondern das Wasser, welches schon herausfloß, die Wasseruhr erschöpft, so machet auch die letzte Stunde, wo unser Sein auf Erden aufhört, nicht den Tod aus, sondern vollendet nur denselben.

Dann sind wir bis zu ihm hindurchgedrungen, wir, die wir schon lange unterwegs dahin waren.

Der Tod kommt nicht zuletzt, doch, der das letzte raubt, das ist der Tod!

Der Tod, welchen wir fürchten, ist zwar das allerletzte, jedoch nicht der einzige Tod, denn wir sterben täglich.

Wir dürfen das Leben weder zu sehr lieben, noch zu sehr hassen. Man muß das Verlangen nach dem Tode, wenn es sich anstellt, zu meiden suchen. Br. 24.

XXX.

Fürchte den Tod nicht.

Was bedeutet das, daß mich (in Krankheit) der Tod so oft auf die Probe stellt?

Doch er mag es thun.

Ich habe ihn schon längst gekannt — von meiner Geburt an!

Das ist der Tod, daß man sich keines Daseins mehr bewußt ist. Was es hiermit für eine Bewandtniß habe, weiß ich schon. Wenn ich gestorben bin, werde ich sein, was ich war, ehe ich geboren wurde.

Wenn dabei etwas Quälendes wäre, so müßten wir es nothwendig empfunden haben, ehe wir an das Tageslicht kamen. Aber es ist nicht geschehen.

Würdest Du den nicht für einen Thoren halten, der sich einbildete, eine Lampe sei dann übler daran, wenn sie ausgelöscht wird, als sie es war, da sie angezündet wurde?

Wir werden auch angezündet und — ausgelöscht, und mittlerweile leiden wir Etwas.

Im Uebrigen aber befinden wir uns in tiefer Sicherheit.

Darin irren wir uns, wenn wir dafür halten, der Tod folge uns blos, während er doch ebensowohl vor uns hergehet, als uns begleitet.

Alles ist Tod, was vor unserer Zeit gewesen ist.

Oder ist's nicht einerlei: ob Du gar keinen Anfang genommen hast, oder wiederum zu sein aufhörest? da in beiden Fällen das Nichtdasein die Folge ist.

Ich werde bei Annäherung des Todes nicht zittern, falls mein jetziges Leiden in ihm endigen sollte. Ich bin darauf vorbereitet. Ein Tag ist mir so gut, als der andere.

Derjenige handelt lobens- und der Nachfolge würdig, der den Tod nicht scheut, wenn er des Lebens noch genießen kann. Br. 54.

Keiner ist so unwissend, daß er nicht wissen sollte, daß er einmal sterben müsse.

Dennoch, wenn der Tod sich nähert, sperrt man sich gewaltig, zittert und weinet.

Aber hältst Du nicht den für den größten Thoren, welcher deswegen weinete, daß er nicht schon vor tausend Jahren gelebt habe?

Der jedoch ist in nicht geringerm Grade ein Thor, welcher weinte, daß er nach tausend Jahren nicht mehr leben werde.

Du bist nicht mehr da; Du bist da gewesen! Das ist einerlei.

Warum weinest Du? Was wünschest Du den gegenwärtigen Punkt Deines Alters auszudehnen?

Du giebst Dir vergebliche Mühe.

„Denn das Verhängniß wird durch kein Gebet erreichet!"

Es ist einmal festgesetzt und unveränderlich und wird von einer ewigen Nothwendigkeit fortgeführt.

Du gehest dahin, wohin Alle kommen.

Laß Dir das nicht neu sein!

Dein Vater, Deine Mutter, Deine Vorfahren Alle — haben Solches thun müssen. Denen, die nach Dir kommen, wird es gleich also ergehen.

Eine ununterbrochene Zwischenfolge, die durch keine Macht sich trennen läßt, verbindet Alles und ziehet es mit sich fort.

Wie Viele werden nicht nach Dir sterben! wie Viele mit Dir!

Du würdest vielleicht standhafter sein, wenn viele Tausende mit Dir zugleich stürben. Siehe! viele Tausende hauchen in eben dem Augenblicke den letzten Athem aus, da Du Dich zu sterben noch weigerst.

Wie könntest Du auch wähnen, nie den Ort zu erreichen, nach welchem Du Dich unablässig auf der Reise befindest! Br. 77.

Verachte den Tod!

Es kann uns nichts betrüben, wenn wir die Furcht vor ihm abgelegt haben.

Nicht auf die Krankheit, in welche wir verfallen, sondern auf die Natur sinkt die Schuld der Todesfurcht.

Nicht weil Du krank bist, sondern weil Du lebst, mußt Du sterben.

Auch wenn Du wieder gesund bist, bleibt dies dein Schicksal; Deine Genesung befreit Dich wohl von der Krankheit, aber nicht vom Tode. Br. 78.

Es ist nicht möglich, eines Lebens überdrüssig zu werden, das sich mit großen und göttlichen Gedanken beschäftigt.

Nur eine faule Ruhe macht das Dasein verhaßt.

Man durchlaufe (forschend und nachdenkend) die Erscheinungen der Natur!

Der Wahrheit werden wir nie überdrüssig werden. Nur das Falsche gebiert Eckel.

Weiter — wenn der Tod kommt und uns ruft — wenn es auch frühzeitig geschieht, oder wir in der Mitte unserer Jahre hinweggenommen werden: so haben wir doch schon die Früchte auf eine lange Zeit genossen.

Nur Denen, welche das Leben nach eiteln Genüssen abmessen, kann dasselbe kurz vorkommen.

Fest laßt es uns einprägen: wir wollen bei keinem Unglücke verzagen, auf kein Glück uns verlassen, uns auf Alles gefaßt halten. Wir werden dann, wenn es kommt, das Unglück leichter ertragen. Br. 78.

Ich sollte den letzten Athemzug fürchten? da ich doch weiß, daß es ein Ende mit mir haben muß.

Ermuthige Dich, so viel Du kannst, gegen die Furcht des Todes.

Diese ist's, was uns niedrig macht; diese ist's, welche gerade das Leben, mit dem sie so karg thut, beunruhigt. Diese macht Alles größer.

Du wirst Alles standhaft ertragen, wenn Du bedenkst, daß nichts daran liege, ob die Zeit kurz oder lang sei.

Stunden sind's, die wir verlieren. Nimm aber an, es seien Tage, nimm an, es seien Monate, nimm an, es seien

Jahre — wir verlieren doch immer nur Etwas, das doch vergehen muß.

Was liegt daran, ich bitte Dich, ob wir jetzt dazu kommen.

Hin geht die Zeit und verläßt uns, wir mögen noch so sehr um sie geizen.

Weder die künftige ist meine, noch die vergangene. Ich schwebe auf einem Punkte der fliehenden Zeit, und Größe ist's, — genügsam zu sein.

Als Einer sagte: Ich habe meine sechzig Jahre! erwiderte ihm trefflich der weise Lälius: Du meinst wohl die Sechzig, die Du nicht mehr hast? —

Nicht einmal daran erkennen wir die Beschaffenheit unseres nie festzuhaltenden Lebens und die Natur der uns nie angehörenden Zeit, daß wir nur nach verlorenen Jahren zählen können?

Das wollen wir uns in's Herz prägen, das wollen wir uns immer wiederholen: — Gestorben muß sein!

Wann? —

Was liegt daran?

Der Tod ist Naturgesetz, der Tod ist der Tribut und die Pflicht der Sterblichen und das Heilmittel gegen alle Uebel.

Wünschen muß ihn, auch wer ihn fürchtet.

Laß Alles gehen und denke nur auf das Eine, daß Dir vor dem Worte: „Tod" nicht graue.

Mache Dir denselben dadurch vertraut, daß Du viel an ihn denkst, damit Du, wenn es sein muß, ihm gern entgegen gehen kannst!

Den Schlägen des Schicksals können wir nicht entgehen, denn von allen Seiten umfliegen uns seine Geschosse; aber wir können (und sollen) tapfer und standhaft dulden.

Erhebe Dich über die Furcht vor dem Tode und Du stehst furchtlos gegen Alles, was zum Tode führt, es sei Krieg oder Schiffbruch oder Biß wilder Bestien, oder die Wucht plötzlich zusammenstürzender Trümmer.

Kann denn der Tod etwas Anderes thun, als den Körper lösen von der Seele? Diesem Ausgange aber entzieht Dich keine Sorgfalt, enthebt Dich kein Glückszustand, ist kein Machthaber Herr.

Alles Uebrige ist nach verschiedenen Losen vertheilt. Der Tod ruft Alle, Einen nach dem Andern.

Die Gottheit mag Dir zürnen oder gnädig sein, sterben mußt Du doch.

Eben darum aber, weil Alles nichts hilft, — fasse Muth!

Dem Tode sind wir Alle aufgespart. Die ganze Menschenschaar, die Du siehst, die Du Dir aller Orten denken magst, wird über kurz oder lang die Natur heimrufen und verschwinden lassen!

Sei's früher oder später — an das Eine Ziel muß man kommen!

Wie also? Kommt Dir nicht der als der Allerfurchtsamste vor, der mit vielen Umständen um Aufschub seiner Sterbestunde anhält? Würdest Du nicht Denjenigen verachten, der aufgestellt unter Todesopfern, als Wohlthat es sich erbäte, der letzte sein zu dürfen, der seinen Nacken darbietet?

Doch gerade also machen es die Menschen, wenn sie es hoch anschlagen, später sterben zu dürfen.

Aber über Alle ist das peinliche Gericht verhängt und zwar nach den Grundsätzen der höchsten Gerechtigkeit. Denn, was unter gleichen Verhältnissen das beste Theil ist: — es haben unter gleichen Verhältnissen Alle auch das gleiche Loos.
Naturbetr. II., 59.

Womit soll ich beginnen? —

Wenn Du nichts dawider hast, mit dem — Tode, also mit dem, was das Letzte ist? Nein! das Wichtigste!

Aber davor schrickt ja alle Welt zusammen, und wenn Du es ansiehst, nicht ohne Grund.

Denn was man sonst fürchtet, läßt doch noch immer einen Ausweg offen. Bei dem Tode aber ist Alles abgeschnitten. Anderes spannt uns wohl auf die Folter, der Tod aber schlingt Alles in sich hinein.

Eben darum fasse Dich also, daß Du, wenn man Dir in's Gesicht hinein den Tod drohete, alle seine Schreckenspfeile verlachen kannst.

„Du wirst sterben!"

Das ist des Menschen Natur, nicht Strafe.

„Du wirst sterben!"

Unter dieser Bedingung bin ich in's Leben getreten, daß ich wieder austreten muß.

„Du wirst sterben!"

Das gehört zum Vertrage mit der Natur, daß man wieder hergiebt, was man empfangen hat.

„Du wirst sterben!"

Das Leben ist ein Wandern. Ist man weit genug gewandert, so muß man wieder heimgehen.

„Du wirst sterben!"

Dazu bin ich ja gekommen, das ist mein Geschäft, dahin führt mich jeder Tag.

Diesen Grenzstein hat mir die Natur schon damals gesetzt, als ich geboren wurde. Was hätte ich für Grund, darüber unwillig zu sein? Darauf hab' ich geschworen.

„Du wirst sterben!"

Es ist thörigt, zu fürchten, was man nicht vermeiden kann. Dem entgeht man doch nicht, wenn's auch hinausgeschoben wird.

„Du wirst sterben!"

Aber ich bin weder der Erste, noch der Letzte. Viele sind vorangegangen; Alle — werden folgen.

„Du wirst sterben!"

Das ist der letzte Dienst, den ich als Mensch zu thun habe. Welcher Vernünftige hat Etwas dawider, wenn er den Abschied erhält? Dahinüber, wohin alle Welt gehen muß, geh' ich auch. Auf diese Bedingung ward Alles geboren. Was einen Anfang hat, hört auch auf.

„Du wirst sterben!"

Was nur einmal ist, ist nichts Schweres. Meine Schuld kenn' ich. Die hab' ich bei einem Gläubiger gemacht, den ich durch keinen Bankbruch zu Schaden bringen kann.

„Du wirst sterben!"

Um's Himmels Willen! Es kann ja einem Sterblichen Niemand ein größeres Glück reichen, als dieses.

„Aber: Du wirst (ungerecht verdammt) enthauptet werden!"

Was liegt daran, ob ich durch Hieb oder Stich sterbe? Was liegt daran, wie viele Wunden ich empfange. Nur Eine kann tödtlich sein.

„Aber: Du wirst in der Fremde sterben!"

Es mag sein, wo es will. In's Todtenreich führt überall nur Ein Weg. Ich aber bin zu bezahlen bereit, was ich schuldig bin. Der Tod ist überall in seinem eigenen Lande. Es schläft sich draußen so leicht, als in der Heimath. Und ich komme zur Heimath ohne Reisegeld.

„Aber: Du wirst jung sterben!"

Am Besten! So stirbt man, ehe man es wünscht. Wir werden nicht nach der Volksliste abgerufen, und man fragt da nicht nach der Zahl der Jahre. Erwachsene oder Kinder — Alles steht unter dem gleichen, unausweichbaren Gesetze des Todes.

Am Besten ist's zu sterben, wenn man noch gern lebte. Wer an das äußerste Ende seines Lebenszieles gekommen ist, stirbt als Greis. Denn es kömmt nicht darauf an, wo das Alter des Menschen, sondern wo sein Ziel ist. Vielleicht überhebt ein früher Tod irgend eines Uebels, und ganz gewiß des Alters. Wenn ich nicht weiter leben kann, so ist ein Greisenalter da. Nicht darauf kömmt es an, wie viele Jahre ich alt bin, sondern, wie viele ich empfangen habe.

„Aber Du wirst unbegraben liegen bleiben!"

Was soll ich darauf erwidern, als jenes Wort Maro's:

— Leicht ist des Grabes Entbehrung, der Himmel bedeckt; wem mangelt die Urne?

Was ist denn zu fürchten bei der vollkommensten Sicherheit? Der Ort ist ja über das Ziel alles Abbüßens hinaus. Dem Leben sind wir viel schuldig. Gegen den Tod haben wir keine Verbindlichkeit. —

Nicht der Gestorbenen, sondern der Lebenden wegen ist das Begraben. Nachlese aus Senera's Schr.

Tod, Verbannung, Trauerfälle, Schmerz — sind nicht Strafen, sondern eine Abgabe, die man dem Leben bezahlen muß.

Keinen Menschen läßt das Schicksal unangefochten durchkommen. Ebendas.

XXXI.

Trost an Sterbebetten und Gräbern.

So ist es!

Nichts ist ewig; Weniges von langer Dauer!

Das Eine so, das Andere anders gebrechlich.

Die Dinge nehmen bald dieses, bald jenes Ende. Uebrigens, was angefangen hat, hört auch auf.

Dieses All, das alles Himmlische und Irdische umfaßt, wird einst ein Tag auseinander reißen und in die alte Verwirrung und Finsterniß stürzen.

Wer aber kann, vor dem unabänderlichen Naturgesetze, welches Alles demselben Ende zuführt, noch anmaßend genug sein, zu verlangen, daß Er und die Seinen sollten ausgenommen sein?

Und das ist ein hoher Trost, daß wir bedenken, es sei uns nur begegnet, was Alle *vor* uns zu leiden hatten und Alle *mit* und *nach* uns leiden werden, daß die Natur das, was das Schwerste ist, darum über Alle gemeinschaftlich verhängt habe, damit die Gleichheit des Geschicks eine Beruhigung sei.

Deshalb wird Dir in Deinen Klagen über den Tod theurer Häupter auch das helfen, daß Du bedenkst: Dein *Schmerz* fromme weder *dem*, nach welchem Du Dich sehnest, noch *Dir* selbst.

Denn darum *kannst* Du *nicht* wollen, daß *lange* dauere, was *vergänglich* ist.

Und wenn wir uns *noch länger* über das *Schicksal* beschwerten, *ändern* — können wir nichts. Es bleibt *unbeugsam* und *unerbittlich*.

Niemand wirket darauf ein, weder durch Vorwürfe, noch durch Thränen, noch durch eine gute Sache!

So laßt uns denn die fruchtlosen Thränen sparen, da unser Kummer uns wohl eher zu den Dahingeschiedenen gesellen, als diese zu uns zurückbringen wird.

So tief uns der Schmerz um sie quält, so hilft er doch nichts. Wir müssen denselben doch aufgeben und von der bittersüßen Wehmuth das Gemüth zurückrufen, da, wenn es die *Vernunft* nicht thut, das *Schicksal* unsern Thränen ein Ziel setzen wird.

Blicke auf *alle* Sterbliche um Dich her!

Ueberall ist reichlicher und unaufhörlicher Anlaß zum Weinen!

Es werden uns eher die Thränen ausgehen, als die Ursache zur Betrübniß.

Erkenne, welches Leben uns die Natur verheißen hat, als sie es also fügte, daß Weinen die erste Vorbedeutung sei, unter der wir in die Welt treten.

Solchen Anfang hat unsere Geburt, und mit ihm stimmt die ganze Reihe der folgenden Jahre zusammen.

So bringen wir unser Leben hin.

Deshalb muß das von uns mäßig geschehen, was wir so oft zu thun bekommen, und berücksichtigend, wie viel Trauriges uns noch bevorsteht, müssen wir die Thränen, wenn wir sie nicht aufgeben können, wenigstens aufsparen.

Man soll nichts so sehr schonen, als was man häufig braucht.

Außerdem müssen wir bedenken, daß unser Schmerz Niemand weniger lieb sein kann, als dem, welchem er gezollt wird.

Unsere Qual wollen die Dahingeschiedenen nicht, oder kennen sie nicht.

Darum ist kein Grund vorhanden, ihnen so Etwas zu Liebe zu thun, was ihnen, wenn es gethan wird, wenn sie nichts davon empfinden, nutzlos, und wenn sie es empfinden, unlieb sein muß.

Trostschrift an Polybius, Cap. 23.

Nicht minder muß die Erwägung des Beispiels, das wir Andern schuldig sind, uns von übermäßiger Trauer abhalten. Wir sind verpflichtet, ihnen zu zeigen, wie schwere Schicksalsschläge ertragen werden sollen.

Wie große Feldherren, wenn die Sachen schlimm stehen, absichtlich sich heiter stellen und die üble Lage zu bemänteln suchen, damit nicht den Soldaten der Muth entsinke, also mußt auch Du jetzt thun.

Darum nimm eine Miene an, die Deinem Innern gar nicht gleich sieht, und wirf, wo möglich, alle Bekümmerniß von Dir, oder verbirg sie wenigstens in Deinem Innern so, daß sie nicht hervorscheine.

Ein Trost und zugleich ein Tröster mußt Du den Deinigen sein. Es ist Dir aber nicht möglich, ihren Kummer zu hemmen, wenn Du dem Deinigen freien Lauf lässest.

Vieles ist Dir nicht erlaubt, was denen unverwehrt ist, die in irgend einem Winkel leben.

Hoher Stand ist große Knechtschaft.

Ebendas. Cap. 27.

Außerdem: Haben unsere Dahingeschiedenen keine Empfindung, so sind sie allen Widerwärtigkeiten des Lebens entgangen und in das Verhältniß zurückgekehrt, worin sie sich befanden, ehe sie geboren wurden, und, frei von allem Uebel, wissen sie von keiner Sorge, von keinem Wunsche, von keinem Leide.

Wie unsinnig aber wäre es dann, wenn wir uns um die zu betrüben nicht aufhören wollten, denen Nichts mehr ein Leid verursachen kann.

Haben aber — wie wir hoffen*) — die Dahingeschiedenen Empfindung: nun, so ist ja ihr Geist wie aus einer

*) S. Der Tod ist Geburt zu höherem Leben. XXXIII.

langwierigen Gefangenschaft erlös't, freut sich seiner Selbstständigkeit und Freiheit, genießt des Anblicks der Welt und schaut auf alles Irdische aus seinen Höhen herab, das Göttliche aber, nach dessen Natur er so lange vergebens geforscht, ist seinen Blicken näher gekommen.

Darum verzehre ich mich nicht in Sehnsucht nach ihm.

Einen Seligen zu beweinen, ist — Neid.

Ebds. Cap. 27.

Wenn Du denkst: es ist Vieles, was der Vollendete verloren? so denke auch: Es ist noch mehr, was er jetzt nicht mehr zu fürchten hat.

Nicht mehr wird Zorn ihn quälen, nicht mehr Krankheit ihn befallen, nicht mehr der feindselige Neid ihm zusetzen, nicht mehr Besorgniß ihn beunruhigen, nicht mehr der Unbestand des mit seinen Gaben so veränderlichen Glückes ihn aus seinem Frieden herausreißen.

Wenn Du richtig rechnest, so ist ihm mehr gewährt, als genommen.

Er wird von keinen Schätzen der Erde Genuß haben, nicht von der Gunst, in welcher er stand; er wird Wohlthaten weder empfangen, noch geben.

Aber hältst Du ihn für unglücklich, weil er um diese gekommen ist, oder für selig, weil er sie nicht mehr braucht?!

Glaube mir, seliger ist der, dem das Glück entbehrlich ist, als der, dem es zu Diensten steht.

Alle jene Güter, die uns mit blendender, aber trügerischer Lust ergötzen: Geld, Ehre, Macht und dergleichen, was von der Menschen blinden Begierde alles angestaunt wird,

besitzt man nicht ohne Mühe, siehet man nicht ohne Neid an, und es ist denen selbst, die damit geschmückt sind, eine Last, mehr drohend, als vortheilhaft.

Schlüpferig ist's und unzuverlässig und läßt sich nicht gut festhalten.

Denn — würde man auch nichts von der Zukunft zu fürchten haben, so ist schon die Erhaltung eines großen Gutes etwas Sorgliches.

Willst Du Denen glauben, welche tiefer in die Wahrheit hineinschauen, so ist das Leben überhaupt eine — Strafe.

Hinausgeworfen auf dieses weite, unruhvolle Meer, auf dem Fluth an Fluth sich drängt, das uns bald zu augenblicklichem Vortheil erhebt, bald zu größerem Schaden hinabstürzt, und in unaufhörlichem Wogen begriffen ist, haben wir nimmer und nirgends eine haltbare Stelle.

Wir schweben und wogen, Einer an den Andern angestoßen und Schiffbruch ist es, was wir hier und da zu leiden, immer zu fürchten haben.

Und — während wir auf diesem so stürmevollen und jedem Ungestüme des Witterungslaufes ausgesetzten Meere schiffen, giebt es keinen Hafen, als den des — Todes.

Darum mißgönne Deinen Vollendeten ihr Glück nicht!

Sie sind in Ruhe, sie sind frei von Leiden, in Sicherheit, über jeden Wechsel erhoben.

Ihrer ist nun der offene, freie Himmel!

Aus einem niedrigen und beschränkten, haben sie sich zu dem Orte emporgeschwungen, der, sei er, wie er wolle,

die fessellosen Seelen in seinen seligen Schooß aufnimmt. Nun wandeln sie frei und schauen mit hoher Wonne alle Güter der Natur.

Unseren Vollendeten ist das Licht nicht untergegangen. Ein höherer Antheil desselben ist ihr Theil geworden.

Dorthin geht unser Aller gemeinsamer Weg.

Darum sollen wir nicht weinen über das Sterben.

Unsere Vollendeten haben uns nicht verlassen, sondern sind nur vorangegangen. Ebdf. Cap. 28.

Ein hohes Glück ruht darinnen, daß das Sterben selbst ein — Glück ist.

Es giebt nichts Zuverlässigeres, nicht einmal auf einen ganzen Tag.

Eben so muß das beruhigend sein, wenn Du bedenkst, es sei Dir nicht ein Unrecht zugefügt worden, daß Du ein theures Haupt verloren, sondern eine Wohlthat erwiesen, dessen Liebe so lange haben genießen zu dürfen.

Nur der Habsüchtige betrachtet es nicht als Gewinn, daß er Etwas empfing, sondern als Verlust, daß er's wiederzurückgeben mußte.

Undank ist's, das Aufhören eines Vergnügens Kränkung zu nennen, und Thorheit, wenn man nur vorhandene Güter für Genuß hält, nicht auch an entschwundenen sich labt, und nicht diejenigen Güter, welche dahin sind, gerade darum für sicherer hält, weil man ihren Verlust nicht mehr zu fürchten hat.

Auch das ist Etwas, gehabt zu haben.

Darum muß man die Seele in die Vergangenheit zurück-

weisen und heraufbeschwören, was uns einst Gegenstand des Glückes war, daß man sich's oft vorstelle und recht zu eigen mache.

Länger und treuer ist das Andenken an die Freude, als ihre Gegenwart.

Die Natur hat uns unsere Lieben nicht zu Leibeigenen gegeben, sondern sie uns nur geliehen, um sie nach ihren Gesetzen wieder zurückzufordern.

Nicht die Natur, sondern des Menschenherzens gieriges Hoffen verdient Vorwürfe, wie es vergißt, was das Gesetz der Natur sei. Ebendas. Cap. 27.

Kein Haus auf der ganzen Erde ist oder war ohne irgend einen Trauerfall.

Siehst Du sie alle die Ahnenbilder, von denen der Vorhof der Kaiserburg angefüllt ist.

Alle diese als Zierde der Jahrhunderte leuchtende Männer hat theils die Sehnsucht nach den Ihrigen schmerzlich ergriffen, theils sind sie von den Ihrigen mit tiefen Seelenschmerzen vermißt worden.

Aemilius Scipio sah fast zur nämlichen Zeit seines Vaters Triumphzug und den Leichenzug zweier Brüder. Er aber, obgleich noch ein Jüngling, trug den plötzlichen Riß in seiner Familie mit dem hohen Muthe eines Mannes.

Ebendas. Cap. 33.

Ist es denn möglich, daß der Tod gegen Privathäuser von Billigkeit und Schonung wisse, da seine nicht zu besänftigende Grausamkeit so vielfältig an den Palästen der Könige sich vergreift!

So war das Schicksal des Menschengeschlechts stets, und so wird es bleiben.

Gewaltthätig schreitet es überall dahin.

Ebdas. Cap. 35.

Uebrigens ist es genug, daß die Vernunft es dahin bringt, von dem Schmerze das hinwegzunehmen, was unnöthig und zu viel ist. Daß sie ihn durchaus und gar nicht vorhanden sein lasse, darf Niemand weder hoffen, noch wünschen.

Beobachte, Trauernder! das Maas, daß Du Deinen Schmerz eben so wenig nach unwürdiger Fühllosigkeit streckest, als Deiner Betrübniß unvernünftiger Weise Dich überläßt. Halte Dich in derjenigen Stimmung, welche auf der einen Seite einem liebenden, auf der anderen einem ruhigen Gemüthe ziemt.

Mögen Seufzer aus der Tiefe Deiner Brust aufsteigen, aber möge ihnen auch ein Ziel gesetzt werden!

Mache Dir das Andenken Deiner Vollendeten eher freundlich, als kläglich. Ehre ihr Andenken, indem Du ihrer Tugenden Dich erinnerst. Ebdl. Cap. 37.

Ich will Dir nicht zumuthen, Du sollest Deinen menschlichen Schmerz mit übermenschlichem Sinne ertragen, und selbst an Leichentagen Deine Augen mit keiner Thräne netzen.

Das nur sei die Frage: ob der Schmerz groß oder ob er unaufhörlich sein sollte?

Was ist doch das für ein Unsinn, sich selbst für sein Unglück strafen und seine Uebel vermehren zu wollen!

Trachte nicht durch Zusammenstellung alles Dessen, was

Du Schauerliches auftreiben kannst, nicht nach dem ganz verkehrten Ruhme: für den Unglücklichsten zu gelten.

Bedenke, daß es nichts Großes ist, sich blos im Glücke stark zu erweisen.

Des Steuermanns Kunst erprobt sich nicht bei ruhigem Meere und erwünschtem Winde.

Etwas Widriges muß sich zeigen, wenn sich der Muth bewähren soll.

Außerdem kann man das Geschick durch nichts entwaffnen, als durch Gelassenheit.

Wenn das Geschick mit Thränen zu besiegen ist, so laß sie uns vereinen.

Aber — wenn durch kein Händeringen der Gestorbene zurückgerufen wird, wenn das unbewegliche und in Ewigkeit feststehende Schicksal durch keinen Jammer sich erweichen läßt, und der Tod festhält, was er dahin gerafft hat: so höre die Betrübniß auf. Sie ist umsonst.

Der ist ein schwächlicher Lenker des Schiffes, dem die Fluthen das Steuerruder entreißen, der die wogenden Segel verläßt und Wind und Wetter mit dem Fahrzeuge spielen läßt.

Der dagegen ist selbst im Schiffbruche zu preisen, den das Meer begräbt, während er, die Hand am Steuerruder, sich gegen die Wellen stemmt. Trostschr. a. Marcia, Cp. 6.

„Aber die Sehnsucht nach den Seinen ist dem Menschen doch natürlich!" sprichst Du.

Nun — wer hat etwas dagegen, so lange sie mäßig ist? Thut ja doch schon die Trennung auf kürzere Zeit nothwendig wehe und preßt selbst die stärksten Herzen zusammen.

Aber was die Einbildung zur Sehnsucht nach unseren Vollendeten hinzuthut, ist mehr, als was die Natur auflegt. Ebendas. Cap. 7.

Wohl verzehrt den Schmerz die Zeit.

Mag er auch noch hartnäckiger sein und sich täglich erheben und aufbrausen gegen das, was ihn stillen soll, dennoch entnervt ihn die Zeit, die mehr als Alles geeignet ist, den Trotz zu bändigen.

Viel besser aber ziemt's einem würdigen Charakter, das Ende des Trauerns lieber herbeizuführen, als abzuwarten, und nicht zu harren, bis der Tag kömmt, da Dich wider Deinen Willen die Betrübniß aufgiebt.

Ebdsl. Cap. 8.

Das Loos des Menschen ist es!

Du bist dazu geboren, daß Du verlierest, daß Du vergehest, daß Du hoffest, fürchtest, Dich und Andere beunruhigest, den Tod scheuest und zugleich wünschest, und was das Schlimmste ist, nie wissest, wie Du daran bist.

Die Natur spricht zu uns Allen:

„Ich hintergehe Keinen! Wenn Dir Söhne geboren werden, so kannst Du wohlgestaltete, aber auch mißgestaltete bekommen, und wenn Du viele erhalten hast, so kann unter ihnen der Eine oder der Andere eben so gut ein Verräther, als ein Retter des Vaterlandes sein und Dir zum Schimpf gereichen.

Dabei halte Dich so gerüstet, als ob Du einen als Knaben, als Jüngling oder als Mann auf den Scheiterhaufen legen solltest. Die Jahre thun Nichts zur Sache, und es

ist jeder Leichenzug, dem ein Vater folgen muß, ein herber Gang. Ebds. Cap. 17. 18.

Laßt uns denken, unsere Todten seien abwesend, wobei wir uns gar nicht täuschen. Wir haben sie von uns gelassen, ja wir haben sie vorausgesendet, um sie einzuholen. Ebendas. Cap. 19.

Klage nicht, daß Deine Lieben allzuschnell gestorben und noch nicht reif für den Tod!

Sondern nimm das weiteste Ziel des menschlichen Lebenslaufes an: wie klein ist die Bahn!

Für eine kurze Spanne Zeit geboren, um bald abzutreten von einem Orte, der blos auf diese Bedingung verpachtet ist, sehen wir uns nach einer Herberge um.

Jeder kennt den unglaublich raschen Ablauf der Lebenszeit.

Alles Menschliche ist kurz und hinfällig, von der unendlichen Zeit einen Theil einnehmend, der Nichts ist.

Magst Du mir Männer von hundert und zehn Jahren herzählen: Wenn Du Dir das Ganze der Zeit denkst, in welcher Städte, Völkerschaften und Weltkörper dahinschwinden, so wirst Du erkennen, daß der Unterschied zwischen dem kürzesten und längsten Leben — Nichts ist.

Darum sind Deine Lieben nicht zu früh gestorben.

Sie lebten, so lange sie leben sollten.

Außerdem siehe Dich um, Du wirst mir keine so unglückliche Familie zu nennen wissen, die nicht bei einer noch unglücklicheren ihren Trost fände. Ebendas. Cap. 10. 12.

Die Menschen haben nicht einerlei Greisenalter.

Manche sind in vierzehn Jahren entkräftet, und es ist

ihnen das das längste Lebensalter, was Andern die erste Stufe ist.

Jedem ist eine verschiedene Lebenskraft gegeben.

Niemand stirbt allzubald.

Es hat noch Keinen gegeben, der länger gelebt hätte, als er sollte.

Einem Jeglichen ist die Grenze festgesetzt. Sie wird immer bleiben, und keine Gunst und Sorgfalt wird dieselbe weiter hinausrücken.

Jedem ist sein Theil geworden, er ist, wie der Dichter sagt:

„— gekommen an's Ziel des ihm beschiedenen Lebens."

Ebendas. Cap. 20.

Nur das irdische Bild unserer Vollendeten ist dahin, - das Abbild, welches nicht das getreueste war.

Sie selbst sind ewig und weilen in einem bessern Zustande, entladen von jeder Bürde und ganz sich selbst angehörend. Was sichtbar ist, dieses Gebein mit Nerven umwunden und die darüber gezogene Haut und das Antlitz und die dienenden Hände, und in was wir sonst eingehüllt sind: das sind Fesseln und Verdunkelungen der Geister.

Damit ist die Seele verdeckt, übertüncht, angesteckt, getrennt von dem, was das Wahre ist und ihr angehört, in Täuschungen hineingeworfen, in diesem Kampfe reist sie dahin, von wannen sie gekommen.

Dort wartet ihrer ewige Ruhe. Ebds. Cp. 24.

Warum wollt Ihr darum zu den Grüften Euerer Vollendeten gehen? —

Dort liegt das schlechteste Theil und das Beschwerendste von ihm, Gebeine und Asche, was eben so wenig ein Theil von ihnen ist, als ihre — Kleider.

Ungetheilt und Nichts zurücklassend auf Erden sind sie entschwebt und von hinnen geschieden. Dort empfängt sie eine heilige Schaar. Ebds. Ep. 25.

Wenn das gemeinsame Geschick Dir zum Troste gereichen kann, so bedenke: Es wird nichts stehen bleiben, wie es jetzt steht. Die Zeit wird Alles niederwerfen und mit sich fortreißen. Ja nicht mit Menschen nur — machen sie doch den kleinsten Theil von dem aus, worüber der Zufall sein Recht übt! —, sondern mit Gegenden, Landstrichen und Welttheilen ihr Spiel treiben! Berge wird sie herabdrücken und an andern Stellen neue Felsen emportreiben; Meere wird sie verschlingen, Strömen einen andern Lauf geben, und den Völkerverkehr durchbrechend, das Band und die Gemeinschaft des menschlichen Geschlechts auflösen.

Und — wenn die Zeit gekommen ist, wo, um sich zu erneuern, die Welt selbst sich vernichtet: da wird sich dieses Alles durch seine eigene Kraft aufreiben, Gestirne werden auf Gestirne stoßen, und während die ganze Materie in Flammen steht, wird Alles, was jetzt in Ordnung leuchtet, in einer Feuermasse brennen!

Ebendas. Cap. 26.

XXXII.

Wessen sollen wir uns bei dem Tode eines theuern Kindes trösten?

Wenn uns ein schmerzlicher Verlust betrifft, so sind wir unserer Natur nach im Anfange jedem Troste unzugänglich; man soll von Seiten derer, die trösten können, erst dem wildtobenden Schmerze Zeit zur Aeußerung lassen.

Die aber, welche dabei den Entschluß fassen, in ihrer Trauer sich vorsätzlich zu versenken, verdienen der Zurechtweisung und des Trostes.

Darum will ich zürnen mit Dir, der Du dem Schmerz über den Tod Deines Sohnes Dich weibisch hingiebst.

Du hast einen kleinen Sohn und darum ein Kind verloren, das nur ungewisse Hoffnungen umschwebten.

Was müßtest Du thun, wenn Du einen bewährten Freund zu betrauern hättest?

Und doch müßtest Du, statt denselben trostlos zu betrauern, Dich vielmehr freuen, daß Dir sein Besitz eine längere Zeit vergönnt war.

Aber das ist ein gewöhnlicher Fehler, in welche die verfallen, welche über den Verlust theuerer Häupter trauern, daß sie blos den Verlust und nicht auch den Gewinn in Anschlag bringen, den sie im Besitze des verlorenen Gutes besaßen. Die Betrübniß ist undankbar.

Oder wird mit dem Freunde, dessen Tod wir betrauern, auch zugleich die Freundschaft zu Grabe getragen?

Ein großer Theil von demjenigen, welche uns der Tod raubt, bleibt uns doch zurück.

Nichts ist sicherer das Unsrige, als eben das, was gewesen ist. Die Erinnerung kann uns Nichts entreißen.

Die Hoffnungen dagegen, welche wir auf die Zukunft setzen, schweben mit der Freude, die sie uns gewähren, in tiefer Ungewißheit; die Freude an dem Gegenwärtigen aber ist von engen Grenzen umzogen.

Anderer Seits ist es vergeblich zu trauern, wenn dadurch nichts gewonnen werden kann; es ist ungerecht, über Etwas sich zu beklagen, das allen Menschen begegnen kann (o häufig begegnet); thörigt, seine Sehnsucht in Aeußerungen des Schmerzes auszuschütten, da zwischen uns und dem Gegenstande unsers Verlangens doch nur ein geringer Zwischenraum liegt.

Blicke hin auf die rastlose Eile, womit die reißend schnelle Zeit entflieht, vergegenwärtige Dir die Geringfügigkeit der Gegend, welche Du noch flüchtig zu durchlaufen hast; habe Acht auf die Begleitung des menschlichen Geschlechts, welches mit uns nach einem und demselben Ziele strebt, und nur durch geringe Zwischenstationen abgesondert dahin geht!

Den, den Du als einen Verlorenen betrauerst, ist nur vorangegangen.

Was kann deshalb aber unsinniger sein, als wenn Du, der Du auf derselben Reise begriffen bist, jenen beweinen willst?

Beweinet man denn ein Ereigniß, von dem man zuvor wußte, daß es sich ereignen könne? O hat man bei einem

Menschen nicht an die Möglichkeit seines Todes gedacht, so hat man sich selbst betrogen!

Wir stehen alle unter demselben Gesetze! Wer durch die Geburt in diese Welt eintritt, der muß auch durch den Tod einmal wieder aus derselben hinausgehen.

Nur in Rücksicht der Zeit findet ein kleiner Unterschied statt. Der Zeitraum zwischen unserm ersten und letzten Tage ist veränderlich und ungewiß. Blickt man auf die Beschwerlichkeiten, so erscheint dieser Zeitraum bei einem Knaben lang; erwägt man dagegen die Eile, womit das Leben dahinflieht, so ist derselbe auch bei einem Hochbetagten — kurz.

Alles ruht auf schlüpfrigem Boden und ist betrüglich, veränderlicher als die Zeiten selbst.

Alles wird auf das Gebot des Glückes hin- und hergeworfen, vor unsern Augen entfaltet sich ein fortdauerndes Widerspiel von dem, was da war. In dieser Umwälzung der menschlichen Dinge aber ist nur Eins gewiß, der — Tod.

Ein Knäblein ist gestorben.

Aber wie wenig hat doch der, welcher alt geworden, vor einem Knaben voraus!

Stelle Dir das überschwengliche Maaß der Tiefe der Zeit vor, vergegenwärtige Dir den Umfang des Ganzen, vergleiche dann das, was wir menschliches Alter nennen, mit der Unermeßlichkeit: und Du wirst erkennen, wie winzig der Zeitraum sei, den wir wünschen und auszudehnen suchen.

Und wie viel nehmen von diesem Zeitraume (des höchsten menschlichen Alters) nicht Thränen und Bekümmer-

nisse, wie viel der Tod, den man sich wünscht, ehe er kömmt, wie viel Krankheiten und Furcht, wie viel die zarten und unnützen Jahre hinweg? Die Hälfte unsers irdischen Lebens verbringen wir im Schlaf. Setze noch hinzu: Arbeiten, Gram, Gefahren! und Du wirst die Ueberzeugung gewinnen, daß auch in dem längsten Leben das, was eigentlich leben genannt zu werden verdient, einen kleinen Punkt ausmache.

Wer wird darum nicht zugeben, daß derjenige besser daran sei, dem die Umkehr (in diesem Leben) früher wieder frei stand, der seine Reise vollbrachte, ehe er müde wurde?

Ein solcher ist dem Wagniß eines stets sicheren Verlustes entgangen.

Ja; er lebte sittsam und verständig, er hätte unter Deiner Leitung zur Tugend gebildet werden können!

Allein, er konnte auch (wie mehr zu befürchten war) der großen Menge ähnlich werden!

Siehe jene Jünglinge aus den edelsten Häusern an, welche die Ueppigkeit dahin geführt hat, daß sie sich als öffentliche Kämpfer (in den Gladiatoren-Spielen und den Kämpfen mit wilden Thieren) verkaufen mußten, denen kein Tag ohne Völlerei oder ein Bubenstück vergeht! Du wirst finden, daß man mehr zu fürchten, als zu hoffen gehabt hätte.

Hole darum die Veranlassungen zur Trauer nicht absichtlich herbei.

Du hast es mit keinem Schmerze zu thun. Es ist nur eine Verwundung, die Du zum Schmerze machest.

Die Leichen der Seinigen mit eben den Augen, wie da-

mals, als sie noch unter uns weilten, ansehen und ungerührt stehen: das würde Unmenschlichkeit, aber keine Tugend sein.

Auch dem, der sie zurückhalten will, entstürzen Thränen und erleichtern das Herz, indem sie fließen.

Immerhin mögen also die Thränen fließen, insoweit der Schmerz sie auspreßt, nicht aber, insofern es die Nachahmung Anderer erheischt.

Auch hier muß man Alles nach der Vernunft abmessen.

Nichts aber ist thörigter, als in der öffentlich zu Tag gelegten Trauer einen Ruhm zu suchen.

Nur die Thränen verdienen Nachsicht, welche bei der Erinnerung an unsere Todten im Gefühle der Liebe zu ihnen in stiller Wehmuth fließen.

Aber nur Unkluge lassen ihren Schmerz, wie ihre Freude überwallen.

Nimm also mit Ergebung an, was das Verhängniß fügt. Es geschieht nichts Unglaubliches, nichts Neues.

So oft Du an den Besitz Deines Kindes denkst, so oft denke auch daran, daß dasselbe ein Mensch war, dem nichts Gewisses verheißen ist, dem sein Schicksal nach Gutdünken das Ziel seines Erdenlebens bestimmt.

Im Uebrigen sprich öfters von demselben und sichere sein Andenken, so viel Du kannst. Es wird sich Dir um so viel öfter wieder darstellen, wenn es ohne Bitterkeit für Dich geschehen kann.

Der Seinigen ganz vergessen, ihr Andenken mit ihrer irdischen Hülle zu Grabe tragen, hier in Thränen zerfließen

und ihrer dann selten sich zu erinnern, ist Verläugnung der Menschenwürde.

Der Edle bewahrt das Andenken seiner Vollendeten.

Die Meinung, daß mit der Traurigkeit eine Art Vergnügen verbunden sei, das man sich aneignen müsse, kann ich nicht gut heißen. Br. 99.

„Ich habe meine Kinder verloren!"

Thor, wie kannst Du klagen, wenn sterbliche Wesen sterben?

Was ist denn das Neues und Auffallendes?

Wie selten ist ein Haus ohne diesen Unfall!

Willst Du denn einen Baum unglücklich nennen, wenn seine Früchte abfallen, er aber stehen bleibt?

Die Kinder waren ja Deine Frucht!

Kein Mensch steht außer der Schußweite solcher Wunden.

Frühe Leichen führt man ebensowohl aus Königspalästen, als aus dem Hause des Plebejers.

Der Tod führt seine Reihen nicht nach der Ordnung des Alters. Nicht je nachdem er kam, wird Jeder entlassen. Was willst Du denn dagegen haben? Was ist gegen Dein Erwarten geschehen?

Es ist das — Vergängliche — dahin gegangen!

Deine Kinder hatten Einen, dem sie mehr angehörten, als Dir. Bei Dir weilten sie nur vergnügungsweise. Zur Erziehung hatte sie Dir das Schicksal übergeben. Es hat sie zürückgenommen, nicht entrissen!

Nachlese a. Seneca's Schr.

XXXIII.

Der Tod ist Geburt zu höherm Leben.

Es ist etwas Großes und Herrliches um den menschlichen Geist. Er lässet sich nicht anders, als gemeinschaftlich mit der Gottheit Grenzen setzen.

Was als das Allerhöchste den ganzen Weltbau mit seinem Circel umgürtet, innerhalb welches Raumes die Luft das Göttliche vom Menschlichen scheidet und wieder vereinigt, ist sein Vaterland.

Wenn jener Tag kommen wird, der dies Gemenge göttlicher und menschlicher Dinge trennt, so werde ich diesen Leib da zurücklassen, wo ich ihn gefunden habe, und mich der Gottheit wieder geben.

Zwar auch jetzt bin ich nicht ohne dieselbe. Aber eine schwere irdische Last hält mich noch zurück.

Diese Zögerungen des sterblichen Zeitalters sind gleichsam nur ein Vorspiel eines besseren und längeren Lebens.

Gleichwie wir neun Monate hindurch von dem mütterlichen Schooße umschlossen gehalten und für den Schauplatz vorgebildet werden, für welchen wir dem Ansehen nach bestimmt sind, so werden wir auch durch den Zeitraum, welcher die Kindheit bis in's Alter umfaßt, zu einer anderweitigen Geburt der Natur hingeleitet.

Es wartet unserer ein anderer Ursprung, ein ganz anderer Stand der Dinge.

Wir sind des Himmels noch nicht anders, als vermittelst eines Zwischenraumes fähig.

Daher siehe jener entscheidenden Stunde unerschrocken entgegen. Sie ist nicht die letzte der Seele, sondern nur des Leibes. Alles, was um Dich her lieget, siehe als Gepäck im Wirthshause an.

Es muß der Uebergang gewagt sein, und die Natur stößt Dich so, wie bei Deinem Eingange, auch bei Deinem Wiederausgange von sich.

Du darfst nicht mehr mit Dir hinausnehmen, als Du hereingebracht hast, ja auch von dem, was Du in's Leben mit Dir gebracht hast, mußt Du ein großes Theil ablegen, den irdischen Leib.

Jener Tag, welcher Dir als der letzte fürchterlich ist, wird Dir ein Geburtstag eines ewigen Tages werden.

Lege Deine Last ab!

Was säumest Du? Als wenn Du nicht schon vorhin (bei der Geburt) mit Zurücklassung des Körpers, in welchem Du verborgen lagst, hervorgegangen wärest? Du zweifelst und widerstrebest. Und doch wurdest Du auch damals durch die eigene Mutter selbst herausgestoßen.

Du seufzest und wimmerst. Aber selbst das Weinen paßt zu einem Neugeborenen.

Jedoch nur damals konnte es Dir verziehen werden. Du tratest unerfahren heraus in diese Welt, aus der warmen und weichen Umwickelung unter dem Herzen der Mutter, da wehte Dich die freiere Luft an. Später ward Dir wehegethan von härterer Hand, und so zart und unkundig, als

Du warest, kamst Du außer Dich unter allen den unbekannten Erscheinungen.

Nun aber ist es Dir nichts Neues, von dem getrennt zu werden, dessen Du ein Theil gewesen bist.

So laß denn die überflüssigen Glieder fahren und lege (getrost) ab den lang gewohnten Leib!

Er wird zerstückelt, vertilligt, vernichtet werden.

Was betrübst Du Dich darüber?

Das muß geschehen!

Immer geht die Hülle derer verloren, welche geboren werden. Wie kannst Du dieselbe so lieben, als wenn sie Dein Eigenthum wäre? Sie diente Dir blos zur Bedeckung.

Es wird ein Tag kommen, der Dich offenbar machen und aus der Gemeinschaft des niedrigen und häßlichen Körpers hervorziehen wird.

Darum schwinge auch Du, soviel Du vermagst, Dich in die Höhe und sei fremd gegen die Bedürfnisse des Daseins, die Dir hier ankleben.

Fange an, auf Höheres und Erhabeneres zu denken.

Es werden Dir dereinst die Geheimnisse der Natur enthüllet werden, und hervorbrechen wird das helle Licht überall.

Stelle Dir in Gedanken vor, wie groß der Glanz sein müsse, wenn so viele Gestirne ihr Licht mit einander vermischen!

Kein Schatten wird das Heitere unterbrechen; jegliche Seite des Himmels wird in demselben Glanze strahlen, denn Tag und Nacht sind nur Abwechselungen der niedern Luftgegenden.

Dann wirst Du sagen, daß Du in Finsternissen gelebt

habest, wenn Du das ganze Licht vollkommen gesehen hast, das Du jetzt nur durch die engen Wege der Augen siehst und in weiter Entfernung bewunderst. Wie wird das göttliche Licht Dir vorkommen, wenn Du es in Deiner Nähe erblickest.

Diese Erwägung lässet nicht zu, daß etwas Schändliches, Niedriges, Unmenschliches in dem Gemüthe sich festsetze.

Die Gottheit zeugt, daß Alles seine Zeugen habe, daß wir von dem Beifalle derselben abhangen, demit wir uns dazu im Voraus bereit halten und uns die Ewigkeit vor Augen stellen.

Wer dies bedenkt, der wird kein Kriegsheer scheuen, keine Trommete wird ihn schrecken, keine Drohung in Furcht setzen.

Wie könnte der sich fürchten, der Hoffnung hat im Tode!

Briefe 102.

Derselbe Unterschied, der zwischen dem Scheine und dem Lichte ist, welches seinen eigenen Ursprung hat, findet sich auch zwischen diesem und jenem Leben. Dieses, umstrahlt von äußerlichem Glanze, wirft auf alle Gegenstände schwarzen Schatten, jenes hingegen wird von seinem eigenen Lichte erhellet.

Mit Unrecht hält uns der Glanz dieses Lebens, das wir verlassen sollen, gleich als ob wir in grauenvolle Finsterniß gerathen würden. Aus diesem Leben steigen wir zu jenem empor. Br. 21.

Der Tod hat keine Beschwerde, wenn er keinen Gegenstand findet, dem er sie verursachen kann.

Wofern Du so große Lust zum Leben hast, so bedenke, daß nichts von demjenigen werde verzehret werden, was den Augen entrückt wird, sondern von der Natur, aus welcher es

hervorging und bald wiederum hervorgehen wird, in Verwahrung genommen ist.

Es hört nur auf, aber es vergehet nicht.

Der Tod, den wir so sehr fürchten, läßt das Leben nur eine Zeitlang aufhören, ohne uns desselben zu berauben.

Es wird wiederum der Tag kommen, der uns an's Licht bringet. Da man wieder kommen wird, so kann man getrost von hinnen gehen.

Betrachte nur den Kreis der um sich zurückwandernden Dinge, und Du wirst finden, daß in dieser Welt nichts vergehe, sondern nur auf- und absteige.

Der Sommer geht dahin, aber das folgende Jahr führt ihn wieder zurück. Der Winter entflieht, aber seine Monate bringen ihn wieder. Die Nacht hat die Sonne verhüllt, aber der Tag wird jene bald hinweg treiben. Der Lauf der Sterne aber fängt immer von neuem an.

Fürchten sich Kinder und Leute, die ihres Verstandes beraubt sind, vor dem Tode nicht: wie? würde es nicht eine Schmach sein, wenn die Vernunft uns nicht in die Sicherheit führte, welche die Narrheit gewährt. Br. 36.

Du glaubst vielleicht, ich werde derer erwähnen, welche dafür halten, daß die Seele eines Menschen, der durch eine schwere Last, die auf ihn fiel, zerquätscht worden, keinen Durchbruch finde und zerstreuet werde.

Das werde ich nicht thun.

Die solches behaupten, scheinen mir zu irren.

Gleichwie die Flamme nicht unterdrückt werden kann, weil sie sich um den Gegenstand herumschlägt, der sie drücket;

gleichwie die Luft durch einen Schlag oder Hieb nicht verletzt, ja nicht einmal zertheilt wird, sondern das, was sie theilt, von Neuem umfließt: also kann auch die Seele, welche aus den feinsten Theilen besteht, nicht ergriffen und in dem Körper verletzt werden, sondern wird, vermöge ihrer Freiheit, durch das hindurchbrechen, was sie niederdrückt.

So wie der Blitz, wenn er auch noch so helle geleuchtet und eine große Zerstörung angerichtet hat, durch eine kleine Oeffnung wieder zurückkehrt: so findet auch die Seele, welche noch freier ist, als das Feuer, in dem Körper überall einen Ausgang.

Sei aber versichert, daß die Seele, wenn sie den Körper überlebt, weil sie unsterblich ist, auf keinerlei Weise vernichtet werden kann, denn die Unsterblichkeit hat keine Ausnahme und was ewig ist, dem kann Nichts schaden. Br. 57.

Was die Seele des edlen Scipio *), des Africaners, anlangt, so bin ich überzeugt, daß dieselbe zum Himmel zurückgekehrt sei, von wannen sie gekommen war. Nicht weil er große Kriegsheere angeführt — denn dies that auch ein wüthender und in seiner Wuth glücklicher Cambyses **) — sondern wegen seiner hohen Mäßigung und Frömmigkeit.

Br. 86.

*) Nicht blos der größte Feldherr unter den Römern, wie das selbst sein berühmter Gegner Hannibal oft anerkannte, sondern auch einer der edelsten Männer aller Zeiten.

**) Sohn und Nachfolger des persischen Königs Kyros, einer der unersättlichsten Eroberer der alten Welt, welcher in der Bibel Kambyses Ahasveros heißt.